L. rel. Bradke
6 P

Xerokopieren aus konservato
rischen Gründen nicht erlaubt
Nur im Lesesaal benützbar

e

<36614703600014

<36614703600014

Bayer. Staatsbibliothek

ÜBER METHODE UND ERGEBNISSE DER arischen (indogermanischen) ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

HISTORISCH-KRITISCHE STUDIEN

VON

P. v. BRADKE,
a. o. Professor an der Universität Gieſsen.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische Staatsbibliothek München

GIESSEN,
J. RICKER'SCHE BUCHHANDLUNG.
1890.

115 J

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Da ist nun zuvörderst zu sagen, dafs es nicht gut thut, die Urgeschichte der europäischen Menschheit nach isolirten Gesichtspunkten ergründen zu wollen : haltlose Phantasien sind die Folge. Aber die Gräberforscher mit ihren drei Zeitaltern wufsten oft wenig von alter Ethnographie und überlieferter Geschichte; den reinen Ethnologen mit ihren Menschenracen fehlte das Licht der comparativen Sprachforschung; Sprachvergleicher haben nicht immer die Thatsachen und Möglichkeiten der Kulturgeschichte in Rechnung gezogen.

Man sieht, die Rechnung mufs in jedem einzelnen Fall immer besonders gemacht werden.

Victor Hehn.

Ich selbst habe bei der Beurteilung fremder Werke immer mein Augenmerk vor Allem darauf gerichtet, ob sie wesenliche Vorzüge hatten. Diese Vorzüge entschieden für mich ihren Wert Denn es gehört viele Ignoranz dazu, um zu glauben, dafs die gröfsten Meisterschöpfungen ihren hohen Rang deshalb einnehmen, weil sie von Fehlern frei seien; allen hat man bei ihrem Erscheinen vielfache Mängel vorgeworfen In jeder beliebigen Dichtung fällt uns sicher Manches auf, was wir anders wünschen möchten, was uns unmotivirt scheint, und so weiter. Aber wenn dieselbe Talent und Fleifs verrät, so mufs sich uns doch sogleich der Gedanke aufdrängen, dafs der Verfasser, der sich jahrelang mit seinem Werke beschäftigt hat, den fraglichen Punkt wohl sorgfältiger überlegt habe, als wir, die wir nur wenige Stunden daran gewendet.

Adolf Friedrich Graf von Schack.

Vorwort.

Victor Hehn hat uns gezeigt, wie sich Sprachvergleichung, Philologie u. a. Sonderwissenschaften mit der grofsen geschichtlichen Anschauung des durchgebildeten Mannes vereinigen und von ihr durchdringen lassen mufsten, um die arische Alterthumswissenschaft, die Urgeschichte der europäischen Menschheit auf festeren Boden zu stellen. Es ist von vornherein deutlich dafs bei der Theilung der Disciplinen, wie sie heute als geschichtlich gegebene Thatsache, ob man sich ihrer freut oder nicht, eben hingenommen werden mufs, ein ausreichender Ueberblick über so viele Gebiete des Wissens selten, der tiefere Einblick in das, was sie bergen, damit seltener verbunden sein wird; — darauf, dafs sich geschichtliche Anschauung in grofsem Stil auf diesen, der Geschichte im engern Sinn fremden Boden richtet, darf nicht gerechnet werden, es ist als unverhoffter Glücksfall zu begrüfsen. Doch gehen die Einzeldisciplinen ihren Weg, und immer wieder trifft ihr Blick auf jenes dunkle Gebiet, das nur durch sie beleuchtet wird und in Vielem ihnen doch allein die Richtung weisen kann. Da sehe ich nur einen Ausweg: dafs ein Jeder von seinem Gebiet aus, auf der durch Victor Hehn gegebenen Grundlage und, soweit ers vermag, die andern Disciplinen berücksichtigend, Einblicke in die Urzeit und ihr Werden zu gewinnen suche, indem er insonderheit das, was er auf fremde Autorität hin für glaubhaft hält, deutlich von dem

unterscheidet, was sich ihm vom eigenen Gebiet aus zu ergeben scheint; — im Allgemeinen mehr erörternd, fragend, als behauptend. Dafs ein solcher Weg gangbar ist, zeigt, wenn ich nicht irre, je mehr und mehr die Sprachwissenschaft; wieviel sind deren noch, die das ganze Gebiet der arischen Sprachen selbständig zu überblicken vermögen? und ich möchte glauben dafs wenn wir diese fragen wollten, die Antwort dem alten Wort, dafs unser Wissen Stückwerk ist, nicht ganz unähnlich lauten würde; — gleichwohl dürfte sich ein tieferer Einblick in die Verhältnisse einer Sprache leichter als in die der Religion, der Kultur eines Volkes gewinnen lassen. So bitte ich diese Studien als den Versuch entgegenzunehmen, einige kulturgeschichtliche Probleme der Urzeit insonderheit durch Erwägung sprachlicher Verhältnisse und Erörterungen auf dem Boden der indischen Philologie zurechtzurücken oder ihrer Lösung näher zu bringen. —

Nicht gern habe ich mich zu dieser Untersuchung entschlossen. All diese Jahre hat mich das alt-arische und speciell das ostarische Geistesleben in erster Linie beschäftigt, — was wir davon aus den ältesten Zeiten erfahren, ist ja wesentlich das religiöse Werden, besonders die Entwickelung der Gottesvorstellung und der Gottesverehrung, des Kultus. Die Beschäftigung mit diesen Dingen setzt natürlich eine gewisse Vorstellung vom äufseren Leben und Treiben des Volkes voraus; nicht allein insofern, als das innere und äufsere Leben sich ja überall bedingen und auf einander einwirken, als erst das Verhältnifs beider zu einander die Geistesrichtung eines Volkes erkennen läfst: auf dem Gebiete der ur- und alt-arischen Entwickelung sind der sicheren Daten so wenige, dafs es schon deshalb nicht anginge, deren gröfseren und jetzt, soviel ich sehe, im Allgemeinen deutlicheren Theil bei Seite zu lassen;

dazu kommt dafs sich die methodische Behandlung der inneren und der äufseren Kultur der Urzeit eng berührt, sodafs ein Fortschritt in der einen so gut als immer auch einen Fortschritt in der andern bedeuten wird. Die Vorstellung vom „äufseren“ Leben der „Urzeit“ und eine Fülle von Anregung für die Behandlung ihres Geisteslebens war mir durch Victor Hehns Schriften gegeben; für das ostarische Sein im Alterthum kam insonderheit Heinrich Zimmers Werk über „Altindisches Leben“, sodann dasjenige Wilhelm Geigers über „Ostīrānische Kultur im Altertum“ hinzu. So blieb der Erwägung auf diesem Gebiet besonders die Frage, wie wir uns auf Grund dessen, was die Kulturforschung, was uns vor Allem die sprachwissenschaftliche Arbeit der letzten Jahrzehnte erschlossen hat, die Verhältnisse, unter denen die Ausdehnung und Trennung des „Urvolks“ vor sich gegangen sein möchte, geschichtlich etwa vorstellen dürfen. Diese Frage hat mich in den letzten Jahren vielfach beschäftigt, die allgemeineren Ergebnisse ihrer Erwägung erlaubte ich mir den Fachgenossen im Böhtlingk-Programm des vorigen Jahres vorzulegen. — Unterdessen hatte sich mir die Ueberzeugung immer stärker aufgedrängt, dafs die Schriften Victor Hehns, die mir als die Grundlage gedeihlicher Forschung auf dem Gebiet der Urzeit gelten, im Kreise der Sprachwissenschaft die ihrer Bedeutung entsprechende Würdigung nicht gefunden haben. Insonderheit schien mir der Beifall, den die literarische Production Dr. O. Schraders auch hier fand, unter einer anderen Voraussetzung nicht verständlich zu sein; denn das was darin, soviel ich sehen konnte, Anerkennung verdient, war mir im Wesentlichen aus Victor Hehns Schriften bekannt, das Uebrige schien mir nach einer Methode gearbeitet zu sein, die Allem, was ich auf diesem Gebiet als methodische Forschung zu betrachten

gelernt hatte, entgegen war. Zunächst wurde mir dies zum Anlafs einer eingehenden Revision meiner kulturgeschichtlichen Auffassung; und als diese zu keiner Aenderung führte, und von anderer Seite eine weitergreifende Darlegung des Sachverhalts, wie ich ihn ansah, allem Anschein nach nicht zu erwarten war, entschlofs ich mich dazu, eine solche Darlegung zu versuchen; — vgl. dazu p. 310 ff.

Das Aufstellen einer Reihe methodischer Grundsätze, das war mir von Anfang an deutlich, hätte auf diesem Gebiet, wenn davon überhaupt ein Erfolg zu erwarten war, einen anderen als den des — im besten Fall unterdrückten — Gähnens schwerlich haben können. Was auf historischem und philologischem Gebiet Methode heifst, besteht soviel ich sehe wesentlich darin, dafs wir uns die Möglichkeiten in weitem Umfang zu vergegenwärtigen und sie gegen die gegebenen Daten genau zu wägen suchen: ein methodischer Fortschritt beruht regelmäfsig auf der Entdeckung bisher übersehener Möglichkeiten oder auf genauerer Abwägung der Möglichkeiten gegen die Ueberlieferung im Einzelnen oder gegen das, was wir im Allgemeinen vom Gang geschichtlicher Entwickelung zu wissen glauben. Wenn ich den Unterschied der Methode, wie ich sie insonderheit an Victor Hehns Schriften gelernt zu haben glaube, von anderer Methode zeigen wollte, so blieb mithin nichts übrig als an einer Reihe concreter Fälle den Unterschied zu demonstriren; und da lag es nahe, an die Schriften Dr. Schraders anzuknüpfen, nicht allein weil sie in wissenschaftlichen Kreisen am Weitesten verbreitet sein dürften und eine, leider ungünstig angeordnete Sammlung aller möglichen Fehler darbieten, sondern auch um deren ungünstiger Anordnung willen: nur in gröfserem Zusammenhang, in umfassenderer Darstellung liefs es sich

hoffen, die in diesen Schriften herrschende Confusion einigermaſsen zu entwirren; vgl. dazu p. 292 ff.

Es sei mir gestattet an die Worte des Grafen v. Schack, die ich vor diese Schrift gesetzt habe, eine kurze Bemerkung zu knüpfen. Ich möchte glauben daſs wir bei der Beurtheilung wissenschaftlicher Arbeit weiter gehen dürfen. Ein Werk, in dem eine bestimmte Möglichkeit der Entwickelung einseitig aber consequent so weit gedacht ist, daſs der Leser nur grade noch den letzten Schritt zu thun braucht um festzustellen, daſs wir in jener Richtung fehl gehen, wird in der Regel, da der Irrthum bald an den Tag kommt, sehr bös mitgenommen werden, — mit Unrecht, wie ich glaube; denn es scheint psychologisch tief begründet zu sein daſs wenn Jemand, seis irrend seis entdeckend, fast bis zur Schwelle gekommen ist, er den Schritt hinüber im gegebenen Moment nicht zu thun vermag; einen Schaden richten solche Schriften kaum je an, und sie zeigen wenigstens daſs uns dieser Weg nicht zum Ziele führt. Dagegen ist es eine entsetzlich aufreibende Arbeit Verworrenes zu entwirren oder festzustellen, daſs es nicht zu entwirren ist oder sich doch der Mühe nicht verlohnen würde. —

In einer Rezension, die Dr. Schrader im vorigen Jahr allem Anscheine nach meinen „Beiträgen“ gewidmet hat, erwähnt er beiläufig, daſs seine „Sprachvergleichung“ 1883 erschienen sei, und betont sogar daſs er „sich stets zu den „werdenden“, nicht zu den „fertigen“ rechnen“ werde. Nicht lange nachher hörte ich davon, daſs er eine neue Auflage jener „Sprachvergleichung“ vorbereite, und im Anfang dieses Sommers wurde von der Verlagsbuchhandlung deren baldiges Erscheinen („Zweite vollständig umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage“) in Aussicht gestellt [1]). Wenn mir nach der Durchsicht der „Handelsge-

[1]) s. jetzt p. 350.

schichte“ Dr. Schraders, Erster Theil (1886), mit ihren reichlichen zustimmenden Verweisungen auf die „Sprachvergleichung“, noch irgend die Hoffnung geblieben wäre, dafs Dr. S. seine Methode in der Richtung dessen, was mir auf diesem Gebiet methodische Arbeit heifst, ändern und die methodischen Fehler, mit denen sich ein grofser Theil dieser Studien beschäftigt, selbst allmählich entdecken und aufdecken werde; so hätte mich die besagte Rezension (1888), die ich im „Anhang“ (p. 309 ff.) nachzusehen bitte, von der Grundlosigkeit einer solchen Hoffnung überzeugen müssen. —

Zögernder als die Wägung der etymologischen „Gleichungen“ auf ihren Werth für die Erschliefsung der arischen „Urzeit“ und alt-arischer Kulturübertragung unterbreite ich dem Urtheil der Fachgenossen die Vorstellung, die ich mir mehr im Einzelnen von einigen mafsgebenden Partien der arischen „Trennung“ gebildet habe. Ist die uralte Kulturübertragung nach der „Trennung“ insonderheit durch die Vermittelung jener arischen Völkermassen die, jetzt beinahe verschwunden, einst von Italien nach Osten über das Schwarze Meer hinaus gereicht haben, — ist die phrygisch-thrakisch-illyrische Kulturvermittelung, wie Victor Hehn sie uns gezeigt hat, eine Theorie, die mit einer gewissen Zartheit angefafst werden mufs: so gehört die arische „Trennung“ zu den allerdelicatesten Fragen. Wenn ich mich gleichwohl dazu entschlossen habe, das oft Betrachtete schon jetzt zu berühren, so siegte über die Bedenken zunächst die Erwägung, dafs es in wissenschaftlichen Dingen nicht wohlgethan ist ein Moment zurückzuhalten, das zur Bildung der Auffassung des Verfassers, wie sie in seiner Schrift niedergelegt ist, wesentlich beigetragen hat; ferner dafs grade bei einem so schwierigen und schier unnahbaren Problem der Versuch, seiner Lösung

ein wenig näher zu kommen, auch in bescheidenem Mafs auf ein Gelingen nur dann hoffen darf, wenn er von den verschiedensten Seiten aus betrachtet geprüft modificirt werden kann.

Dafs ich in dieser Schrift „arisch", statt „indogermanisch" „indoeuropäisch" u. s. w., für unseren ganzen Sprachstamm, für seinen östlichen Theil „indo-iranisch" oder „ostarisch" brauche, hoffe ich demnächst ausführlicher begründen zu dürfen. Eine kurze Rechtfertigung dieser Terminologie findet der Leser auf p. IV f. (Programm p. VI f.) meiner „Beiträge"; ihre Vorzüge in practischer Hinsicht, insonderheit für Untersuchungen wie die vorliegende, sind mir während der Abfassung dieser Schrift nur deutlicher geworden. — Einige Incongruenzen bitte ich zu entschuldigen. Die Besprechung des Weines in § 104, p. 257 ff., ist eingehender ausgefallen, als ich es noch während des Druckes von p. 163 beabsichtigte; und sowohl in diesem Paragraphen als in dem vom Flachs handelnden § 102, p. 231 ff., habe ich es vorgezogen, von der p. 144 ausgesprochenen Absicht abzuweichen als den Hinweis darauf zu unterdrücken, wie verhältnifsmäfsig leicht sich grade auf Grund der uns durch Victor Hehn erschlossenen Anschauung einige Ergebnisse der neueren archäologischen Forschung mit den speciellen Ansätzen Victor Hehns vermitteln lassen würden. Ferner bitte ich es mir nachsehen zu wollen, dafs F. Max Müllers neue Schrift „Biographies of Words and the Home of the Aryas. London 1888" und die Abhandlungen J. van den Gheyns über die Urheimath, die zum Theil, wie ich sehe, ähnliche Erwägungen wie ich sie in dieser Schrift, besonders in deren 14. Capitel, gebe, früher gebracht haben, in Folge zufälliger Umstände nicht oder doch nicht in gebührendem Umfang genannt worden sind. —

Indem ich abschliefse sei es mir gestattet, angenehmen Dankespflichten zu genügen. Für freundliche Auskunft bin ich Hrn. Prof. Dr. Ernst Kuhn in München und Hrn. Oberbibliothekar Dr. R. Rost vom India Office zu aufrichtigem Dank verbunden. Eine freundliche Notiz verdanke ich Hrn. Geheimerath Dr. Otto Böhtlingk, Exc., in Leipzig, umfangreichere Mittheilungen Hrn. Prof. Dr. Rudolph v. Roth in Tübingen, Hrn. Prof. Dr. R. Thurneysen in Freiburg i. Br., und insonderheit meinem Collegen und Freunde Hrn. Dr. Ferdinand Dümmler, der auch so liebenswürdig gewesen ist, Art und Ergebnisse der Fundstatistik für meine Untersuchung übersichtlich zu behandeln, und eine Correctur mit mir zu lesen. Der fast tägliche freundschaftliche Verkehr mit einem Collegen, der von benachbartem Gebiet aus eine Anschauung gewonnen hat, mit der die unsrige im Wesentlichen übereinstimmt, gehört ja unter allen Umständen zum Erfreulichsten und Förderndsten, was uns werden kann; indem ich während der Arbeit an dieser Schrift das Unzureichende des eigenen Urtheils oft lebhaft empfand, ist mir diese Uebereinstimmung mit Hrn. Dr. F. Dümmler von besonderem Werth gewesen: ohne sie würde in der vorliegenden Untersuchung Manches weniger bestimmt ausgesprochen, Anderes zunächst wohl unterdrückt worden sein. Für manche freundlich erwiesene Gefälligkeit darf ich der liberalen Verwaltung unserer Universitätsbibliothek und namentlich ihrem Leiter, Hrn. Oberbibliothekar Dr. Hermann Haupt, lebhaften Dank sagen. Den herzlichen Dank bitte ich auch meinen Verleger und Freund, Hrn. Friedrich Reimer, der mir Vieles erleichtert und für das Äufsere des Buches sehr freundlich gesorgt hat, entgegenzunehmen.

Giefsen, den 14. September 1889.

P. v. B.

Inhaltsverzeichniss.

pg.

Vorwort V

Inhaltsverzeichnifs XIII

Verzeichnifs der Abkürzungen XXI

Einleitende Bemerkungen über Aufgabe und Anlage des Buches 1

Erster Abschnitt. Ueber die alt-arischen Metallnamen 3

§ 2. Holz- und Metallarbeit.

1. Capitel. Das Gold, I. Abtheilung 3

§ 3. Goldnamen 3. § 4. Die Goldnamen bei Dr. Schrader und bei Victor Hehn 4. § 5. Gold und Silber in den Pfahlbauten der Poebene 12. § 6. Die germ.-slav. und die ostarischen Goldnamen 13.

2. Capitel. Das Silber, I. Abtheilung 14

§ 7. Das Silber bei Victor Hehn, bei Dr. Schrader; in Indien, Iran, Armenien 14. § 8. *ἄργυρος*, argentum: armen. artsath - skr. rajata 16. § 9. argentum : *ἄργυρος* 19. § 10. Späteres Auftreten des Silbers in Griechenland? 21. § 11. Die keltischen Entsprechungen der Reihe argentum-rajata 22. § 12. Ferdinand Dümmler über Arganthonios von Tartessos 22. § 13. R. Thurneysen über die Lautverhältnisse des kelt. und ital. Silbernamens 25. § 14. Ueber das Verhältnifs des keltischen zum italischen Silbernamen 25.

§ 15. Die alt-arischen Gold- und Silbernamen. Sprachliche Uebersicht 27

pg.

3. Capitel. Ueber das frühere Auftreten des Goldes und Kupfers (der Bronze) gegenüber dem Silber und Eisen 28

§ 16. Gesichtspunkte. Einwirkung der ägyptisch-vorderasiatischen Metallkultur auf die arischen Völker? 28.

ayas im Veda 30

§ 17. Bronze oder Eisen?

§ 18. Die alten Kulturländer des Mittelmeers auf Metallimport angewiesen; so konnten neue Metallcentren entstehen. Jeder Fall ist individuell zu behandeln. Was die Sprache aussagt. Das Silber bei den Kelten; das Gold bei den Griechen und Litauern 34.

Ἀλύβη 37

ein altes Metall- Handels- und Kulturcentrum an der pontischen Küste Kleinasiens?

§ 19. Frühe Silber- und Eisenproduction im Norden Kleinasiens. Handel. Metallreichthum: Alybe und die Chalyber? Stahl (χάλυψ). Alybe und der Halys; uraltes Salzemporium? 37. § 20. Silber und Maulthier aus dem Norden Kleinasiens nach Griechenland; nach Indien? Obst, Wein 40. § 21. σίδηρος. Eisen in Vorderasien früher als in Aegypten häufig verwandt? 41.

§ 22. Die archäologischen Funde 44.

Ferdinand Dümmler über Fundstatistik . . 45

§ 23. Ueber Schlüsse ex silentio der Fundstatistik. Die oberitalienischen Pfahlbauten ur- oder altitalisch 45. § 24. Edelmetall, vgl. Cypern Hissarlik Mykenae 47. § 25. Eisen in Italien und Griechenland (die Bevorzugung der Bronze bei Homer beruht auf orientalischem Einfluſs) 48.

§ 26. Alt-arische Kulturgeschichte und die arische „Trennung“ 50.

4. Capitel. Ueber die arische „Trennung“ . . 51

Die geographischen Sitze und die Uebereinstimmung resp. Verschiedenheit der alt-arischen Einzelvölker in Sprache Kultur Religion 51. § 27. Uebersicht über die älteste geographische Anordnung der arischen Einzelvölker, vgl. dazu p. 329 ff. 340 f., 52. § 28. „Urheimath“; vgl. dazu

pg.

p. 301 ff. Schauplatz der arischen „Trennung“ 54. § 29. Scheidung in Ost- und Westarier, vgl. dazu p. 204 ff., 55. § 30—1. Begründung; I Ackerbauworte vgl. p. 186 ff., II die indo-iranische „Einheit“ 56. § 32. Die „entscheidende „Trennung“ und ihre Folgen 58. § 33. Kriterien früherer Gemeinschaft und Geschiedenheit; Lautverhältnisse und geographische Anordnung 59. § 34. Die Sitze der alt-arischen Einzelstämme und die Gutturalreihen 62. § 35. Ost- und Westgruppe der europäischen Arier 63. § 36—9. Die „illyrio-armenischen“ Sprachen (vgl. p. 53) und die palatale Tenuis 65. § 40. Auffassung der „Trennungszeit“ 69. § 41—2. Die alt-arische Ausdehnung : Uebersicht, Folgerungen 70. § 43. Spätere Berührungen zwischen Osten und Westen 71.

5. Capitel. Das Gold, II. Abtheilung . . . 72

§ 44. Die Gruppe ausom. Die Gruppe hiraṇya-gulth: der slav. und der iran. Goldname; unser Gold und slav. zlato 72. § 45. zlato-hâṭaka „urverwandt“? skr. lôha-slav. ruda : Gold und Kupfer vor der slav.-indoiran. „Trennung“ unterschieden? ayas 74. § 46—7. phryg. γλουρός. gr. χρυσός; Metallnamen 76.

6. Capitel. Das Silber, II. Abtheilung . . . 77

§ 48. Die Gruppe Silber. Die Gruppe argn̥to-; Zufall? 77. § 49. argn̥to- ererbt oder entlehnt? skr. rajata. av. erezata 78. § 50. Das Silber nicht ur-arisch. Das Metall in der „Urzeit“. argentum-rajata Entlehnung? 81. § 51—2. Der Weg von W. nach O. im S. oder N. des Kaukasus? Das Maulthier 84. § 53. Uebersicht : der südarische Silbername (argn̥to-) und seine Ausbreitung 88.

7. Capitel. Die Nutzmetalle 90

§ 54. Pfahlbauten, Nutzmetall, Waffennamen bei Victor Hehn 90. § 55. ayas-aes „Kupfer und Bronze“ bei Dr. Schrader 93.

ayañh im Avesta 94

§ 56. Bronze oder Eisen? 94. § 57. Rudolph Roth über av. ayañh 95.

pg.

§ 58. ur-arisch aes „Kupfer" bei Dr. Schrader und Victor Hehn 96. § 59. Das Nutzmetall in der Urzeit 99. § 60. χαλκός älter als σίδηρος? 101.

8. Capitel. Allgemeine Uebersicht. Methodische Ergebnisse 102

§ 61. Aufgabe 102. § 62. Die alt-arischen Metallnamen bei Dr. Schrader und bei Victor Hehn 103. § 63. Zur Methode Dr. Schraders in seinem Abschnitt über die Metalle 106. § 64. Die arische „Trennung" 107. § 65. „Steinalter". Kupfer, Gold 108. § 66. Silber 108. § 67—9. Methodische Ergebnisse. Geschichtliche Möglichkeiten. Vorhistorische Entlehnung. „Kulturgeschichtliches Halbfabrikat" der Urzeit. Getreidenamen, cf. p. 188 f. 190 ff. und A., 110.

9. Capitel. Ueber griechisch-ostarische [und lituslavisch-ostarische] Kulturbeziehungen [und die „partielle" oder „gruppenweise Uebereinstimmung" der Kulturworte bei Dr. Schrader] 114

§ 70. Ererbung und Entlehnung. „Die partiellen Uebereinstimmungen" auf kulturgeschichtlichem Gebiet und die dialektischen Differenzen der Ursprache resp. ältesten Ursprache und der „weiteren Entwicklung" 114.

§ 71. Der „Begriff des Jahres im Griechischen und [Ost-] Arischen" 119. § 72. ἄρουρα skr. urvarâ av. urvara 120. § 73. εὐλάκα-vṛka 121. § 74. τέλσον skr. karshû av. karsha 124. § 75. ἔϑρις-vadhri 124.

§ 76. „Die partiellen Uebereinstimmungen" Dr. Schraders und Johannes Schmidt über „Die Verwantschaftsverhältnisse". Dr. Schraders kulturgeschichtliche Vorstellung von der arischen Ursprache als von etwas Lebendigem und Wirklichem. Die einheitliche europäische im Gegensatz zur ostarischen Grundsprache und die engere europäische Kulturgemeinschaft im Gegensatz zur ostarischen, vgl. dazu p. 218 f. 196 ff. Sprachbeeinflussung und Kulturübertragung. Dr. Schraders „älteste Ursprache" und „Urzeit" gegenüber seiner „weiteren Entwicklung". „Die indog. Urzeit!" II. G. vgl. p. 161 f. Sprachentwickelung und Kulturgeschichte; Lehnwort. Unorganische Ansätze zu einer Chronologie der „partiellen Uebereinstim-

pg.

mungen". Dr. Schrader, Johannes Schmidt, August Fick. Qualität der griechisch-ostarischen Kulturbeziehungen Dr. Schraders 126.

§ 77. Die griechisch-ostarischen Entsprechungen; mögliche Gründe derselben (zu ἄτρακτος-tarku vgl. p. 253 f.) 141.

Zweiter Abschnitt. Ueber die ur-arische Kultur 144

§ 78—9. Vorbemerkungen. Die Metalle und die Schweizer Pfahlbauten.

10. Capitel. „Die indog. Urzeit!" II G. . . . 146

§ 80—1. „Die indog. Urzeit!" mit (?) und die „Urzeit" ohne Metall. Methode 146. § 82—3. Die Langsamkeit und Stetigkeit der Kultur- und Sprachentwickelung „in vorgeschichtlichen Zeiten". Dr. Schraders kulturgeschichtliche Vorstellung von der arischen Ursprache, mit Beziehung auf das Beispiel der turko-tatarischen Sprachen : dialektisch differenzirt, ihr Gebiet möglicherweise „ein verhältnifsmäfsig weites". Die Metamorphose und der Zwischenraum 150. § 84. Sprach- und Kulturentwickelung in vorgeschichtlicher Zeit. Dr. Schraders „Eintreten in die Geschichte" 157. § 85. Dr. Schraders Vorstellung von der arischen Urzeit 158. § 86. Uebersicht : Die arische Urzeit und Dr. Schraders „indog. Urzeit!" II G. 160.

§ 87. Inhalt des 11—14. Capitels 162.

11. Capitel. Hausthiere und Viehzucht . . . 163

§ 88. I. Das Rind, ein ur-arisches Hausthier, cf. p. 170, 163. § 89. II. Schaf und III. Ziege; — die Wolle. Das Schaf ein ur-arisches Hausthier 164. § 90. IV. Der Hund, V. das Rofs, VI. das Schwein. Esel und Maulthier. Uebersicht 171. § 91. Die Hausthiere der „Urzeit" bei Dr. Schrader; Metamorphosen und „kulturgeschichtliche" Denkbarkeiten. Dr. Schraders ur-arische Hausthiere und die Schweizer Pfahlbauten 172. § 92. Esel Kamel (Pferd) und die

pg.

arische „Urheimath". Eine Confidence; Dr. Schrader und Victor Hehn 178.

12. Capitel. Kulturpflanzen und Bodenbestellung . 185

§ 93. Dr. Schraders ur-arischer Ackerbau : yava vgl. p. 191, lavi, Korn, dhânâḥ, (σεμίδαλις) 186. § 94. Gerste 189. § 95. Fernere Ackerbaugleichungen 193. § 96. Der Ackerbau bei den Westariern und bei den Ostariern. Dr. Schraders „europäische Urzeit" bes. gegenüber seiner arischen „Urzeit" und den griechisch-ostarischen Kulturbeziehungen. Metamorphosen. „Urverwandtschaft" und „Entlehnung". Zur Auswahl 194.

Die „europäische Urzeit" 204

§ 97. Die „Trennung"; Ostarier und Westarier, West- und Osteuropäer. Die gemein-europäischen Kulturworte und die „europäische Urzeit"; Wanderung der Kulturworte. Die europäische Kulturgemeinschaft gegenüber der ostarischen. Iranische Nomaden als Schranke und Brücke zwischen Ost und West. Die Ost- und Westarier bilden gesonderte Kulturkreise. „Ur-arisch" und „ur-europäisch" in den Dingen der „äufseren" Kultur 204. § 98. Zusammenfassende Uebersicht 215.

Umgekehrt Dr. Schrader; seine ur-europäischen Kulturwörter und bescheidene Ansprüche an „urzeitliche" Kulturwörter. § 99. Die „europäische Urzeit"; Gerste, Weizen, Spelt, Hirse, (Roggen, Haber,) Flachs und „hyperkritische Vorsicht" bei Dr. Schrader 220. § 100. „Ursprünglichkeit" von Erbse, Bohne, Zwiebel, „Entlehnung" von Rübe, Linse, Hanf 223. § 101. Die Kulturpflanzen der „europäischen Urzeit" und die Schweizer Pfahlbauten bei Dr. Schrader. Ueberblick über Dr. Ss „europäische Urzeit" bes. auch in ihrem Verhältnifs zu seinen anderen „Urzeiten" 227.

§ 102. Der Flachs 231

Seine Kultur in der „europäischen Urzeit" Dr. Schraders. Ueber „Unmöglichkeit" der Entlehnung von Kulturworten. R. Thurneysen über ir. lín und léine. Dr. Schraders Gründe für „ur-europäische" Leinkultur. (Anbau und Verarbeitung des Flachses bei Homer üblich?) Bast Nessel und Flachs bei Victor Hehn, cf. p. 252. R. Thurneysen über cymr. dynad, danad etc. Wn. li- lin- (len-), cf. p. 239; λίνον, linea, Leine : linteus, léine.

pg.

Ueber alt-arische Leinkultur; in den oberitalienischen Pfahlbauten. Der Flachs bei Victor Hehn. Thrakisch-illyrische Kulturvermittelung? Der Seeweg. 247

§ 103. Ur-arisches Spinnen und Weben? . . . 253

§ 104. Der Wein 257

Dr. Schraders „sichere Basis", gräco-italischer Wein und gräco-italische Urzeit; — seine Vorstellung von der Herkunft der griechischen und italischen Weinkultur? Die altitalische Weinkultur bei Wolfgang Helbig. Wein und Weinbau, in Oberitalien. Dr. Schrader und Wolfgang Helbig. Ueberblick über Dr. Schraders linguistisch-historische Thatsachen zur Herkunft der arischen Weinkultur.

Zur Herkunft der griechischen und italischen Weinkultur. Die Herkunft der griechischen Weinkultur nach Victor Hehn. Das pontische Kleinasien und der Wein. Der westarische Name des Weines. Zur Herkunft der italischen Weinkultur. 275

13. Capitel. Die Pfahlbauten der Schweiz und die arische Urzeit. Uebersicht 281

Ueberblick über Dr. Schraders Methode und über seine Urzeiten in ihrer Beziehung zu den schweizerischen Pfahlbauten 292 cf. 286. Die Pfahlbauten bei Dr. Schrader, Wolfgang Helbig, Victor Hehn 294. Finnen 298 cf. 289. 290 f. und A. 285. „Urheimath" 281. Dr. Schraders Logik 285. 299 und sittliche Entrüstung 285.

14. Capitel. Ueber die „Urheimath" . . . 301

„Die europäische Hypothese" bei Dr. Schrader. — Die Richtung der Völkerbewegungen 306 vgl. p. 326.

Anhang. Ueber ein Ref.[erat?], wie es aussieht was es ist 309

Persönliches 312 cf. p. VI. Gleichmäſsigkeit 324 cf. p. V. Zur Geschichte der arischen Alterthumswissenschaft 337. Ueber das Verhältniſs der arischen Sprachwissenschaft zur arischen Kulturgeschichte in den letzten zwanzig Jahren

pg.

310. Was ist ein „Ref.[-erat?]“? 335. So spricht der Kenner als „Ref.“ 315. „Der anthropologische Gesichtspunkt“ und die „leibliche Brüderschaft“ der Arier 317. Gräco-italische, 340 cf. 326, und italo-keltische, 326, „Urzeit“. Die Sitze der Helvetier und Germ. 28 p. 329. 327 und A. Veda und Homer 325. Die Sanitätsverhältnisse der Urzeit 336.

Alphabetisches Register 343

Stellenverzeichnifs 349

Berichtigungen und Nachträge 350

Abkürzungen.

o., u., M. = oben, unten, Mitte. Ueber die cursiv gedruckten Ziffern s. p. 2 A. 3.

air. = altirisch.

arm., armen. = armenisch.

asl. = altslavisch.

AV. = Atharva Veda Sanhita, ed. Roth und Whitney, I. 1855. Index von Whitney 1881.

av. = Avesta, ed. Westergaard, I. Texts. 1852—4; die neue Ausgabe von Geldner ist noch nicht vollendet.

BB. = Bezzenbergers „Beiträge zur Kunde der Indogermanischen Sprachen".

bret., breton. = bretonisch.

Brugmann, Grundriſs = Grundriſs der Vergleichenden Grammatik der Indogermanischen Sprachen, I. 1886; II, 1. 1889.

Çat. Br. = Çatapatha-Brâhmaṇa, ed. A. Weber. 1855.

Comm. = Commentar.

corn. = cornisch.

Curtius[5] = Georg Curtius, Grundzüge der Griechischen Etymologie, 5. Aufl. 1879.

cymr. = cymrisch.

Fick I[3], II[3] etc. = Vergleichendes Wörterbuch der Indogermanischen Sprachen, 3. Aufl., 4 Bde. 1874—6.

Victor Hehn[4] = Kulturpflanzen und Hausthiere, 4. Aufl. 1883.

W. Helbig, Italiker = Die Italiker in der Poebene (Beiträge zur Altitalischen Kultur- und Kunstgeschichte I). 1879.

ir. = irisch.

Justi = Handbuch der Zendsprache 1864.

Kâṭh. = Kâṭhakam (Schwarzer Yajurveda).

KB. = Kuhns „Beiträge zur Vergleichenden Sprachforschung".

H. Kiepert, AG. = Lehrbuch der Alten Geographie 1878.

F. Kluge, WB.[4] = Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, 4. Aufl. 1889.

KZ. = Kuhns „Zeitschrift für Vergleichende Sprachforschung“.
lit. = litauisch.
Mâitr. S. = Mâitrâyaṇî Saṃhitâ, ed. L. v. Schröder. 1881—6.
MBh. = Mahâbhârata.
Miklosich, WB. = Etymologisches Wörterbuch der Slavischen Sprachen 1886.
Müllenhoff, DA. = Deutsche Altertumskunde.
Nir. = Nirukta, ed. R. Roth. 1852.
NPW. = Otto Böhtlingk, Sanskrit-Wörterbuch in kürzerer Fassung. St. Petersburg 1879 ff.
PW. = Otto Böhtlingk und Rudolph Roth, Sanskrit-Wörterbuch, 7 Bde. St. Petersburg 1852—75. (N. = Nachtrag.)
R. = Râmâyaṇa.
RV. = Rigveda, nach Max Müllers kleiner Ausgabe, 2. Aufl. 1877.
skr., skrt. = sanskrit.
slav. = slavisch.
TS. = Taittirîya-Saṃhitâ, ed. A. Weber, 2 Bde. 1871—2. (Indische Studien Bd. 11. 12.)
vd. = Vendidad (Avesta).
VS. = Vâjasaneyi-Sanhitâ, ed. A. Weber. 1852.
y. = Yasna (Avesta).
yt. = Yasht (Avesta).
WB. = Wörterbuch.
ZDMG. = Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft.
Zeuss² = Grammatica Celtica, 2. Aufl. von Ebel. 1871.
H. Zimmer, AiL. = Altindisches Leben 1879.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Aufgabe dieser Blätter ist zu zeigen, wie ich mir eine methodische Behandlung der Probleme, die uns das arische Alterthum stellt, etwa denken möchte. Dazu war es erforderlich, eine Reihe naheliegender oder doch häufiger Fehler zu besprechen und ihre Quellen bloſszulegen; und zwar erschien es wünschenswerth, daſs die kritische Erörterung nicht an zufällig aufgelesenen Einzelfällen, sondern an einer zusammenhängenden Darstellung geschehe. Ich habe im Folgenden besonders an die Aufstellungen, die sich in Dr. O. Schrader's Schriften finden, angeknüpft. Der Grund, weshalb ich Dr. Schrader's Arbeiten auf diesem Gebiet als methodisch und wissenschaftlich verfehlt abweisen zu sollen glaubte, wird in der Regel dabei von selbst hervortreten.

Es kann nicht meine Absicht sein die sämmtlichen Schriften des genannten Autors Seite für Seite kritisch durchzugehen. Ein Werk, das sich diese Aufgabe stellen wollte, müſste erheblich umfangreicher werden, als die bereits recht umfangreichen Schriften die jener Kritik unterliegen würden; es zu schreiben oder zu lesen dürfte mithin mehr Zeit und Geduld erfordern, als der vielbeschäftigte Gelehrte unsrer Tage für einen solchen Gegenstand füglich sparen kann. Wir werden unsere Aufmerksamkeit vorzugsweise auf die Frage richten, unter welchen Bedingungen wir von der Etymologie Auskunft über die Kultur der arischen Urzeit erwarten dürfen, was sich für diese aus sprachlichen Gleichungen ergiebt und ob und wie weit Ergebnisse dieser Art fest genug stehen, um

weitere Folgerungen tragen zu können. Die Erwägungen allgemeinerer Art, auf denen meine Auffassung der arischen Urzeit in ihrer Gesammtheit beruht, habe ich wenigstens soweit, als sie einer methodischen Behandlung des Einzelnen nothwendig vorausgehen müssen, dem Urtheile der Fachgenossen erst vor Kurzem vorgelegt [1]). Wir dürfen uns also hier von vornherein der Betrachtung des Einzelnen zuwenden, wobei ich es versuchen werde solche Einzelfälle herauszugreifen, die als typisch gelten oder sonst in methodischer oder sachlicher Hinsicht ein besonderes Interesse beanspruchen können. — Am Eingehendsten hat sich Dr. O. Schrader mit den Problemen der arischen Urgeschichte in seinem Buche „Sprachvergleichung und Urgeschichte. Linguistisch-historische Beiträge zur Erforschung des indogermanischen Altertums. Jena 1883“ befaſst, einem Werke auf das in den späteren Schriften desselben Autors [2]) gern und sorgfältig verwiesen wird. Am Besten werden wir unserer Untersuchung also dieses Buch zu Grunde legen, geeigneten Ortes Dr. Ss spätere Äuſserungen über diese und verwandte Gegenstände heranziehend. Auch dürfen wir im Allgemeinen dem Wege folgen, den Dr. S. im genannten Werke gegangen ist, ohne uns an seine Anordnung des Stoffes ängstlich binden zu wollen. So beginnen wir mit den Metallen, über die Dr. S. in seinem III. Abschnitt, *p. 213 ff.* [3]), handelt.

[1]) „Beiträge zur Kenntniſs der vorhistorischen Entwickelung unseres Sprachstammes (Böhtlingk-Programm). Gieſsen, J. Ricker. 1888“; manches Weitere ist in meiner Antrittsrede „Über die arische Alterthumswissenschaft und die Eigenart unseres Sprachstammes. Gieſsen 1888“ angedeutet.

[2]) Vgl. besonders „Linguistisch-historische Forschungen zur Handelsgeschichte und Warenkunde. Erster Theil. Jena 1886“.

[3]) Cursiv gedruckte Ziffern bezeichnen die Seitenzahl in Dr. O. Schraders „Sprachvergleichung und Urgeschichte“.

Erster Abschnitt.

Ueber die alt-arischen Metallnamen.

2. Dr. O. Schrader zeigt zunächst, dafs uns weder die Sprache noch die Sage dazu nöthige, der arischen Urzeit die Bekanntschaft mit dem Schmiedehandwerk zuzuschreiben. Worte wie skr. karmāra, irisch cerd oder lat. faber bezeichneten ursprünglich allgemein den Handwerker oder Künstler, *p. 225;* — und derjenige Künstler, dessen Hände Werk die Arier am Frühesten angestaunt haben, mag der Arbeiter in Holz gewesen sein; vgl. u. A. den altindischen takshan und den gr. *τέκτων.* Damit wäre natürlich die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, dafs die Arier der Urzeit eine gewisse Kenntnifs der Metallbehandlung — denke man sie sich so einfach und so roh als man immer mag — besessen haben könnten.

Es folgen Erörterungen über das Gold, das Silber, Kupfer, Bronze, Eisen, Zinn, Blei. Die beiden letzten kommen für unsre Untersuchung nicht in Betracht; wie steht es mit den übrigen?

1. Capitel.

Das Gold. I. Abtheilung.

3. Die Gleichung skr. hiraṇya, av. zaranya und geographisch-historische Erwägungen bestimmen Dr. Schrader zur Annahme, dafs das Gold der indo-iranischen Zeit bekannt gewesen sei, *p. 242 ff.* In *χρυσός* sieht er, im Anschlufs an Victor Hehn (⁴461) und Andere, eine Entlehnung aus dem Semitischen, *247.* „War so der Glanz des Goldes zuerst den Griechen von der semitischen Welt her aufgegangen, so mag doch sehr frühzeitig zu den

Hellenen durch die Vermittlung der pontischen Colonien auch die Kunde von den reichen, in den Schluchten des Ural und Altai schlummernden Metallschätzen gedrungen sein", *p. 248 u.* Es folgen Bemerkungen insonderheit zu Herodot 4, 23 ff., deren Verdienste zu würdigen wir Anderen überlassen dürfen. *p. 250—55* geben im Wesentlichen einige kurze Bemerkungen Victor Hehns [4] 461 in weitläufigerer Fassung wieder. Um Dr. S., wo möglich, einen unnöthigen Aufwand von sittlicher Entrüstung, wie sie mitunter aus seiner Feder fliefst (vgl. unten den Anhang), zu ersparen, stelle ich gleich hier, wo uns eine solche nicht genügend markirte Abhängigkeit dieses Schriftstellers von früheren Werken, die nicht immer recht verstanden sind, zum ersten Mal entgegentritt, Dr. Schrader und seine Quelle einander gegenüber; wir werden uns dann künftig um so eher mit einem einfachen Hinweise begnügen dürfen. Da Dr. Ss Anordnung, die ich voranstelle, von derjenigen Victor Hehns abweicht, so habe ich die letztere durch beigefügte Ziffern bezeichnet. Zwei Stellen, an denen Dr. S. seine Quelle nennt, sind durch den Druck kräftig hervorgehoben.

Dr. Schrader *p. 250—255.*	Victor Hehn [4] p. 461.
4. Wir gehen nunmehr zu den italischen Stämmen der Apenninhalbinsel über. Der lateinische (so) Name des Goldes ist im Lateinischen a u r u m, im Sabinischen (P a u l. D i a c. p. 9, 3) a u s u m, was auf eine italische Stammform a u s o m schliefsen läfst. Da wir schon gesehen haben, dafs in den Pfahlbauten der Poebene, den wahrscheinlich ältesten Denkmälern italischer Stämme, kein Gold nachgewiesen werden konnte, andererseits aber gezeigt werden wird,	[1] Dafs Griechen und Lateiner und respective Litauer und Slaven das G o l d unter sich abweichend benennen, ist ein zwingender Beweis für die späte Erscheinung dieses Metalles in Europa. Das lateinische a u r u m Gold, a u r o r a Morgenröthe u. s. w. lautete ursprünglich a u s u m,

dafs kein zweiter indog. Name des Goldes in dem Verhältnis der Stammesverwandtschaft mit lat. aurum steht, so folgt hieraus mit Wahrscheinlichkeit, dafs das ital. ausum als Bezeichnung des Goldes in Italien selbst sich fixiert haben mufs.

Wie die Italer zu diesem Worte gekommen sind, läfst sich mit Bestimmtheit nicht ermitteln. Sie können es aus eigenem Sprachgut gebildet haben, das Wörter wie lat. aurora = *ausosa „die leuchtende“, umbr. ose, pälign. uus (*αὐκλήρως*[1]) *ἕως ὑπὸ Τυρρηνῶν* Hesych., vgl. Bücheler lex. it. Bonnae 1881): W. us „brennen“ aufweist. Sie können es, wie **V. Hehn** p. 461 zu vermuten scheint (so), den Etruskern entlehnt haben, die ebenfalls ein Usil „sol et eos“ besafsen. Doch macht mich M. Schmidt darauf aufmerksam, dafs, wie er aus der Inschrift einer goldenen Spange:

mi araϑia velaveśnaś zama
Θiman

„Dies (ist des) Arnth Velaveśna Gold-Spange“ folgert, im Etruskischen das Gold vermutlich zam od. zama benannt gewesen sei.

Auch an iberisch-baskisch urrea, urregorria „Gold“ könnte man denken, wenn sich das italische
251] Wort mit ursprünglich inlautendem s irgendwie damit vermitteln liefse. Umso klarer und deutlicher sind die Wege des Goldes, die von Italien nach dem übrigen Europa führen.

Alle celtischen Sprachen haben ihr Wort für Gold dem Lateinischen entlehnt. Irisch ór, gen. óir, cymr. awr, cambr. our, eur etc. sind

[1]) l. : *αὐκήλως*

[2] ausosa; der etruskische Sonnengott Usil läfst vermuthen, dafs auch die Etrusker das Gold ähnlich, wie die Latiner, benannten;

[6] Später als die Preufsen haben die Kelten das Gold von Italien her empfangen, nämlich zu einer Zeit, wo im Wort aurum das s

aus lat. a u r u m hervorgegangen. Wir haben hier einen für den Sprachforscher so erfreulichen Fall, wo es ihm an der Hand zwingender Lautgesetze möglich ist, das Lehnsverhältnis zweier Wörter auf das unzweideutigste zu constatieren. Die italische Form a u s o m müfste nämlich, bei der Voraussetzung der Stammesverwandtschaft mit dem Celtischen, z. B. im Irischen seinen inlautenden Spiranten verloren haben, wie das Verhältnis von ir. s i u r „Schwester" aus *s i s u r = lat. s o r o r aus *s o s o r deutlich darthut, nimmermehr aber dürfte derselbe mit einem dem Celtischen ganz fremden Lautübergang zu r geworden sein *).

Auch ein wichtiger chronologischer Anhalt läfst sich so ermitteln. Die Verwandlung des intervocalen s in r ist im Lateinischen um die Zeit der Samniterkriege durchgeführt, im Volksmund also schon um mindestens 50 Jahre früher vorbereitet worden. Diese Zeit stimmt aber aufs beste mit der Epoche des grofsen celtischen Völkerstofses gen Ost und Süd überein, der dem römischen Kalender den schwarzen Tag an der Allia einfügte und den trotzigen Gallier nach der italischen Sage den 1000 Pfund römischen Goldes gegenüber noch sein Schwert in die Wagschale werfen liefs. Nach dieser Zeit werden die Gallier als sehr goldliebend und goldreich ge-

*) Auch die Spuren des auslautenden m des lat. a u r u m sind noch im Altir. erhalten (so). Vgl. bei Stokes I r i s h g l o s s e s p. 162 den Vers I s ô r ṅ g l a n „he is pure gold".

schon in r übergegangen war; altirisch ó r, in den jüngeren Dialecten o u r, e u r, o w r, —

[7] — so grofse Freude dieser Volksstamm auch später an dem glänzenden Goldschmucke hatte.

schildert (vgl. Diod. Sic. V. Cap. 27). Wie lange übrigens der irische Zweig der Celten auf ausländisches Gold angewiesen war, beweist die Erzählung von dem ersten cerd oder Goldschmied Creidne:

> Creidne was drowned—the cunning Cerd,
> Upon the wide sea of dangerous waters,
> Whilst bringing over golden ore
> Into Erinn out of Spain.

(vgl. Manners and customs III p. 210).

252] Wie das italische Gold nach dem celtischen Westen gedrungen ist, so ist es auch zu den illyrischen Stämmen der nördlichen Balkanhalbinsel gewandert. Der einzige Überrest derselben (so), das heutige Albanesisch, bietet das mit Sicherheit aus aurum entlehnte *α̂ ϱ*, best. *α̂ϱ-ι;* daneben kommt ein zweites Wort *φλjoϱί*, best. *φλjoϱί-ον*, im gegischen Dialekt *φλjoϱι̧*, best. *φλjoϱι̧νι*[1]) für gemünztes Gold vor, welches, ebenso wie das mgr. *φλωϱί*, *φλουϱί*, aus florinus, fiorinus etc. hervorgegangen ist.

Die älteste Entlehnung des italischen aurum aber, insofern sie noch zur Zeit der Unverletztheit des intervocalen s erfolgt ist, hat mit großer Wahrscheinlichkeit (vgl. **V. Hehn** p. 498[2])) in die baltischen Wörter preuß. ausis und lit. áuksas statt gefunden (so), welche letztere Form mit dem vor dem Spiranten eingeschobenen Guttural

[3] denselben Namen [scil. lat. aurum, ursprünglich ausum] finden wir am entgegengesetzten Ende Europas, preußsisch ausis, litauisch auksas (mit der im Litauischen häufigen Verstärkung durch k vor s);

[1]) Vgl. die „Berichtigungen“, *p. 489.*

[2]) scil. der 3. Auflage. *v. B.*

sich aus den Lautneigungen dieser Sprache (vgl. túkstantis: got. thusundi) ungezwungen erklärt. Was den Gang dieser Entlehnung anbetrifft, so ist es bekannt, dafs schon in sehr früher Zeit adriatisch-baltische Handelswege bestanden haben, auf denen das kostbarste Gut des Nordens, der Bernstein, dem italischen Süden zugeführt wurde. Schon in den Pfahlbauten der Poebne treffen wir Bernsteinperlen an (vgl. Helbig, Die Italiker in der Poebne p. 29). Auf diesem Wege aber mag auch der Norden als Austausch für das wertvolle Produkt seiner Meere manches Stück edlen und unedlen Metalles aus dem Süden empfangen haben. In ähnlicher Weise findet sich auch der Name des Zinnes, wie er in Italien galt, in den nordischen Sprachen wieder, was wir unten zeigen werden. Auch in das Altskandinavische ist, obschon in viel späterer Zeit, das lat. aurum eingedrungen. Durch die Römer lernten die Isländer das erste gemünzte Gold kennen und benannten es eyrir, gen. eyris, pl. aurar, gen. aura im Gegensatz zu dem ihnen längst bekannten ungemünzten gull, welches gewöhnlich in Form von Ringen (baugr) aufbewahrt wurde*).

*) Eine ganz andere Erklärung des altn. eyrir giebt Ahlqvist Die Culturwörter in den westfinn. Spr. p. 192, indem er dasselbe zu altn. eyra, pl. eyru, gen. eyrna (got. ausô, lat. auris) „Ohr“ stellt, was sich daraus erklären lasse, dafs man in früheren Zeiten die Ohrlappen gewisser Tiere als Scheidemünze gebrauchte. Ein Analogon bilde russ. polúschka = „halbes Öhrlein“.

[4] wie anders gelangte der italische Name an das hochnordische Meer, als auf dem Wege des Bernsteinhandels, der auf der heiligen Strafse der Etrusker, von den Heliaden und dem Eridanus im innern Winkel des adriatischen Busens zu den Haffen und Nehrungen Preufsens ging?

253.] Verlassen wir jetzt wiederum für einen Augenblick unseren Erdteil, um uns einem neuen Herd der Ausbreitung des Goldes, um uns Iran zuzuwenden. Der iranische Name des Goldes ist nämlich, und zwar zu einer Zeit, in welcher die alten Suffixe noch nicht wie im heutigen Neupersischen und Afghanischen verloren gegangen sein konnten, in fast sämtliche ostwärts gelegene Sprachen der Völker finnischen Stammes eingedrungen. Er lautet mordv. sirnä, tscher. šörtne, wog. sorni, ostj. sôrni, wotj. u. syrj. zarni. Auch die Magyaren (vgl. ung. arany) haben denselben schon in ihre neue Heimat mitgebracht. Hingegen haben die westfinnischen Sprachen unter germanischem Cultureinflufs sämtlich das germanische Wort Gold in sich aufgenommen, das finnisch kúlda, estn. kuld, lapp. golle etc. lautet. Dafs wir es hier aber keinesfalls mit zufälligen Beziehungen zu thun haben, zeigen aufs deutlichste die völlig analogen Verwandtschaftsverhältnisse der Namen eines anderen Metalles, des Eisens, wie wir unten weiter erörtern werden.

Inmitten dieser römischen Einflüsse einer- und dieser iranischen andererseits liegt das geographisch sich berührende Gebiet zweier grofser Völker, welche innerhalb des Kreises der indog. Spracheinheit nach der gewöhnlichen Ansicht durch ein engeres Band der Verwandtschaft mit einander verbunden sind, das Gebiet der litu-slavisch-germanischen Völker. Wie wir schon oben der Ent-

[9] Das Gold bahnte sich erst allmählig den Weg in die Wildnisse Europas und des turanischen Asiens, worauf dann die erwachte Gier darauf führte, auch den heimischen Boden nach dem verborgenen Schatze umzuwühlen und auszuwaschen. Die westlichen Finnen benennen das Gold mit dem deutschen Worte; die Wolga- und Uralstämme, darunter auch die Magyaren, brauchen lauter iranische (massagetische, Herod. 1, 215) Namen, so jung und trügerisch ist die Sage von dem Sitze des Goldes in jenem hohen Nordosten. —

sprechung von germ. smîda und slav. mědĭ begegnet sind, so werden wir späterhin noch mancherlei Berührungen der Nordstämme in metallurgischen Dingen antreffen. Auch das Gold wird bei Slaven und Germanen übereinstimmend benannt: germ. got. gulth entspricht dem durch alle Slavinen sich ziehenden altsl. zlato. Da der litauisch-preufsische Name des Goldes hiervon abweicht, so scheint zu der verhältnismäfsig sehr frühen Zeit, in welcher sich auf dem germanisch-slavischen Sprachgebiet ein dem slav. žlŭtŭ, lit. geltas, skrt. hárita (vgl. oben *p. 172)* nahestehendes Adjectivum in der Bedeutung „Gold" festsetzte, der baltische Völkerzweig schon abseits gewohnt zu haben (so). Die Letten mögen früher ein dem lit. áuksas entsprechendes Wort besessen und es später gegen das slav. zelts eingetauscht haben.

Lange Zeit ist übrigens den Nordstämmen das Gold nur durch auswärtige, zuerst wohl durch östliche Beziehungen (vgl. Baumstark Ausf. Erläuterung des allg. Teiles 254] der Germania p. 291) bekannt gewesen, ehe sie dasselbe in ihren eigenen Bergen und Strömen finden lernten. Möglicher Weise kann daher das iranische Wort einen Einflufs auf die Wahl des germano-slavischen Ausdrucks ausgeübt haben. Trotzdem aber hat die auri sacra fames, ungeachtet der idealisierenden Worte des Tacitus Germ. Cap. 5: Argentum et aurum propitiine an irati di negaverint, dubito. Nec tamen affirmaverim nullam Germaniae ve-

[3a] Slaven und Germanen haben ein gemeinsames Wort: goth. gulth, slav. zlato, welches später Herkunft ist, da es den Litauern fehlt, und nicht nach Italien, sondern

[5] Die Letten brauchen statt dessen [scil. statt des preufsischen ausis, litauischen auksas] das slavische Wort selts; sie wohnten also schon damals abseits, wo sich kein Bernstein mehr fand und wohin die italischen Einflüsse nicht reichten.

[3b] [goth. gulth, slav. zlato, welches] nach Südosten in die iranische Welt weist. [Hier schliefst sich das von Victor Hehn über χρυσός (s. o. p. 3) Bemerkte an].

nam argentum aurumve gignere: quis enim scrutatus est? Possessione et usu haud perinde afficiuntur etc. sehr frühzeitig, wie zahlreiche Stellen der Alten beweisen (vgl. Baumstark a. a. O. p. 292), auch den Norden erfaſst. Nirgends hat der Fluch, welcher an den goldenen Schätzen der Tiefe hängt, einen groſsartigeren Ausdruck gefunden, als im deutschen Nibelungenlied. Um des gleiſsenden Metalles willen lernt der blondhaarige Sohn Germaniens seinen Arm dem Landesfeinde verkaufen, und die Vorstellung von dem unerschöpflichen Reichtum des Südens an demselben ist nicht am wenigsten der immer sich wiederholende Impuls des Andringens der Nordstämme an das alte Römerreich gewesen, dem dieses zuletzt erlag.

Fassen wir zusammen, so hat sich ergeben, daſs sowohl bei den semitischen Völkern wie auch bei dem indisch-iranischen Zweig der Indogermanen, d. h. also fast in ganz Vorderasien die Bekanntschaft mit dem Gold in proethnische Zeitläufte zurückgeht. Ein Zusammenhang der hier bestehenden Namen des Goldes unter einander oder mit dem ägyptischen und sumerischen läſst sich indes nicht erweisen.

Von Vorderasien ist das Gold einerseits durch phönicische Vermittlung nach Griechenland, andererseits von iranischem Boden aus zu den östlichen Finnen gewandert. Einen groſsen Einfluſs auf die weitere Verbreitung des Goldes in Europa muſs Italien aus-

geübt haben. Das in seiner Herkunft nicht ganz aufgehellte lateinische Wort ist zu den Celten, zu den Albanesen, zu den Litauern, in späterer Zeit auch zu den Skandinaviern gedrungen. Die Slavo-Germanen haben eine gemeinsame Benennung des Goldes, welche sich sehr frühzeitig, vielleicht durch Anregung von dem Osten, auf dem genannten Sprachgebiet festgesetzt haben mufs. Von den Germanen haben die Finnen der Ostsee ihre Bezeichnung des Goldes erhalten.

255] Hingegen scheinen die ursprünglich um den Altai („den goldreichen") gruppierten Völker turko-tatarischen Stammes bereits in ihrer Urheimat die Schätze ihrer goldreichen Berge gekannt zu haben und Sagen von ihnen sind schon zu Herodots Zeiten zu den Vorposten griechischer Cultur am Pontus gedrungen.

5. Bevor wir zum Silber übergehen, nur wenige Bemerkungen. Dr. S. folgert, *p. 250*, daraus, „dafs in den Pfahlbauten der Poebene kein Gold nachgewiesen werden konnte", im Verein mit dem Umstande, dafs kein anderer arischer Name für Gold mit lat. aurum urverwandt ist, „mit Wahrscheinlichkeit (so), dafs das ital. ausum als Bezeichnung des Goldes in Italien selbst sich fixirt haben mufs" (so). Die Stelle, auf die er hier verweist, habe ich nicht finden können; vielleicht hat er sich auch dort, wie für das Silber, *p. 260. 203*, auf Wolfgang Helbig, Die Italiker in der Poebene. Leipzig 1879, p. 21 bezogen. Wie dem auch sei : Helbig drückt sich sehr viel vorsichtiger aus. „Auch Silber ist noch nicht nachgewiesen. Doch fragt es sich, ob die bisherigen Untersuchungen aus-

reichen, um den Pfahldörflern die Kenntnifs dieses Metalles abzusprechen; denn die Erfahrung lehrt, dafs Silber in dem feuchten Erdboden stark durch Oxydation zersetzt wird und, wenn es nur zu kleineren Gegenständen verarbeitet vorkommt, sehr leicht der Beobachtung entgeht. Das Vorkommen des Goldes ist zum Mindesten problematisch. Sicher nachweisbar sind alle die genannten Utensilien und Stoffe erst in Funden, welche aus einer späteren Epoche stammen, als die Pfahldörfer". — Daraus, dafs Gold in den Pfahldörfern der Poebene bisher nicht nachgewiesen ist, ohne Weiteres den Schlufs zu ziehen, deren alte Bewohner hätten kein Gold gekannt, erscheint gleich auf den ersten Blick schon deshalb wenig rathsam, weil Edelmetall zu den Gegenständen gehört, die in verlassenen Wohnungen am Seltensten zurückzubleiben pflegen; vgl. dazu Helbig, l. c., p. 116 f. 13. Im Uebrigen verweise ich auf die freundliche Mittheilung Hrn. Dr. Ferdinand Dümmlers unten § 23 ff.

6. Eine Abweichung Dr. Ss von Victor Hehn könnte, wie wir sehen werden, richtig sein; nur will sie nicht recht in das Bild hineinpassen, wie Dr. S. es im Uebrigen getreulich Victor Hehn nachzeichnet. Victor Hehn nimmt an, dafs got. gulth, slav. zlato auf iranischen Einflufs weise und erst spät aus dem Südosten zu den Slaven und Germanen gedrungen sei. Dr. S. denkt sich das germ.-slav. gulth-zlato „Gold" als die Errungenschaft einer „verhältnifsmäfsig sehr frühen Zeit", *p. 253,* hält es für möglich, dafs „das iranische Wort einen Einflufs auf die Wahl des germano-slavischen Ausdrucks ausgeübt" habe, *254 o.,* und schliefst aus der Abweichung des litauisch-preufsischen Wortes, dafs zu jener verhältnifsmäfsig sehr frühen Zeit „der baltische Völkerzweig schon abseits gewohnt zu haben" scheine, *253 u.* Victor Hehn

denkt augenscheinlich nicht an eine Beeinflussung der Slaven durch die Iranier vor der urzeitlichen Trennung, sondern an eine Einwirkung späterer Iranier etwa Südost-Europas auf slavische Stämme. Dr. S. scheint das Gleiche im Sinne zu haben; weshalb soll dann aber zlato-gulth einer verhältnifsmäfsig sehr frühen Zeit angehören? Oder ist Dr. Ss „verhältnifsmäfsig sehr frühe Zeit“ am Ende von dem, was bei Victor Hehn „späte Herkunft“ heifst, gar nicht so sehr wesentlich verschieden? — Das Schon-abseits-gewohnt-haben des baltischen Völkerzweiges ist unverständlich und erinnert zugleich so auffallend an das durchaus verständliche Schon-damals-abseits-wohnen der Letten bei Victor Hehn, dafs es nahe liegt, an einen Ueberlieferungsfehler zu denken.

2. Capitel.

Das Silber. I. Abtheilung.

7. Wir wenden uns zum Silber und stellen die Bemerkung Victor Hehns [4] 461 f. voran.

„Auch bei dem Silber scheiden sich die europäischen Völker nach Gruppen: Germanen, Litauer und Slaven haben einen Ausdruck dafür, Griechen und Römer einen andern, welcher letztere ganz wie ein Nachhall aus Asien klingt, während jener erstere (goth. silubr, slav. srebro, preufs. siraplis) lebhaft an das homerische *Ἀλύβη* am Pontus (für *Ἁλύβη* und dies für *Σαλύβη*?), *ὅθεν ἀργύρου ἐστὶ γενέθλη*, erinnert. Auch die semitischen Sprachen gehen in Benennung des Silbers weit auseinander; seltsam ist es, dafs die Syrer und dann die Perser ihre alten Namen desselben ganz oder theilweise aufgaben und dafür das griechische *ἄσημος* (ungemünzt) in der Form sêm, sîm annahmen.“

Das V. Capitel, *p. 256 ff.*, worin Dr. Schrader diese Bemerkungen weiter ausführt, enthält einiges Brauchbare, wohl das Brauchbarste was dieser Autor auf dem Gebiet der alt-arischen Kulturgeschichte gefunden hat. Heinrich Zimmer hatte in seinen Werke über „Altindisches Leben“,

p. 52 f. 55 f., gezeigt, dafs das Silber in der ältesten indischen Ueberlieferung eine recht geringe Rolle spielt. Bei Wilhelm Geiger lesen wir, Ostīrānische Kultur im Altertum, p. 146 u.: „Die Angaben des Avesta (über das Mineralreich) sind äufserst spärliche, und beschränken sich fast ausschliefslich auf die Erwähnung der nützlichen Metalle. Selbst die Mineralien, welche gerade für Īrān characteristisch sind, wie Türkise, Rubinen, Lapislazuli, werden nicht einmal genannt. — Unter den Edelmetallen steht das G o l d obenan. Ihm gegenüber ist das S i l b e r von ganz untergeordneter Bedeutung. Jenes ist in den von uns umgrenzten Gebieten des Avestavolkes ungleich häufiger als dieses“; — und 389 u.: „Dem Golde am Nächsten an Werth stand das S i l b e r. Es wurde aber ungleich weniger verarbeitet als jenes“. An Zimmers Erörterung anknüpfend bemerkt ferner Dr. S., das dem skr. r a j a t a etymologisch entsprechende e r e z a t a beschränke sich auf die Sprache des Avesta, die iranischen Dialekte gingen in der Bezeichnung des Silbers gänzlich auseinander, *p. 257 u.* „Lehrt somit eine genaue Betrachtung des Indischen und Iranischen, dafs die Bekanntschaft mit dem Silber bei diesen Völkern nicht in ein hohes Alterthum zurückgehen kann (so), so ergiebt sich damit von selbst (so), dafs die Uebereinstimmung des skrt. r a j a t á, zend. e r e z a t a, armen. a ṛ t s a t h mit dem lat. a r g e n t u m, auf welche man die Annahme, dafs den Indogermanen vor ihrer Trennung das Silber bekannt gewesen sei, gegründet hat, was wenigstens ihre Bedeutung anbetrifft, ein zufälliges (so) sein mufs (so), was, wie wir oben (vgl. *p. 181*) gezeigt haben, sprachlich (so) wohl möglich ist“ *(p. 258 o.)*. Vgl. dazu u. § 8 f. 48 ff. — „Immerhin“, heifst es weiter, „mag indessen das Zusammentreffen des Zend und Sanskrit mit dem Armenischen auf einem factischen Zusammenhang

beruhen. In dem gesammten Vorderasien ist offenbar Armenien das silberreichste Land" etc. Wort (und Sache) könnten also ganz wohl von Armenien aus (artsath : H. Hübschmann KZ. 23, 19. 23; Armenische Studien I, 1, p. 21. 58) über Iran nach Indien gedrungen sein. Die germ.-lit.-slav. Bezeichnung des Silbers führt Dr. S. im Anschluſs an Victor Hehn auf das homerische Ἀλύβη am Pontus zurück, *p. 261,* wobei er der Nähe Armeniens (vgl. *259*), und weiter zweifelnd des assyrischen ṣarpu (vgl. *256*) gedenkt. Zusammenfassend heiſst es, *p. 264 f.* :

„So hoffen wir den Nachweis geführt zu haben, daſs in der Culturgeschichte das Silber gewöhnlich nach dem Golde eintritt, von welchem es häufig seine Benennung als „weiſses Gold" empfängt.

Den Indogermanen kann es vor ihrer Trennung nicht bekannt gewesen sein.

Schwieriger ist es, die Spur der Wege aufzudecken, welche die Kenntnis dieses Metalles von Volk zu Volk gewandert ist. Irren wir nicht, so ist Armenien mit den angrenzenden Gebieten des Schwarzen Meeres ein Hauptherd seiner Verbreitung gewesen. Das armen. aṛtsath, das in den Kaukasus eingedrungen ist, war vielleicht auch für den iranischen Dialekt des Avesta und für Indien das Vorbild einer sehr alten Benennung des Silbers. Dem pontischen Ἀλύβη, auf das schon Homer den Ursprung dieses Metalles zurückführt, entstammen vielleicht die nordeuropäischen Namen got. silubr etc.

Im Innern Europas haben die Celten und Albanesen ihre Bezeichnung dem Lateinischen entlehnt; dieses und das Griechische haben aus eigenem Born geschöpft. Bemerkenswerth ist, daſs die Finnen, die in der Benennung des Goldes so groſse Abhängigkeit verrieten, genuine, allerdings nur in den westlichen einer- und in den östlichen Dialekten andererseits übereinstimmende Namen des Silbers zu haben scheinen.

Auch in den türkisch-tatarischen Sprachen erfreut sich das Silber einer einheitlichen, auf hohes Alter schlieſsen lassenden Benennung."

8. „Das Lateinische und Griechische haben aus eigenem Born geschöpft". Gegenüber der Reihe argentum – ἄργυρος – artsath – erezata – rajata sieht diese Annahme von vornherein wenig wahrscheinlich aus. Zwar ist die Möglichkeit, daſs die Uebereinstimmung von argentum und skr. rajata auf einem Zufall beruhe

(p. 181, vgl. *258),* gewiſs nicht abzustreiten; bei einer so völligen Uebereinstimmung der Laute und des Begriffes, wie sie hier vom äuſsersten arischen Osten bis mindestens nach Italien reicht, kann ich es aber nicht für methodisch richtig halten, gleich den Zufall zu Hülfe zu nehmen: wollten wir dies in jedem Falle von ähnlicher Beschaffenheit thun, so würde von der arischen Alterthumskunde auch wenig genug übrig bleiben. Zu erwägen ist, daſs die Arier zur Bezeichnung des hellen weiſsglänzenden Metalles keineswegs allein auf die Wurzel arĝ angewiesen waren, — ich erinnere z. B. an gr. *λευκός,* dessen Bedeutungselement in der italischen Ueberlieferung so ungleich lebendiger als arĝ ist (cf. Leo Meyer, Vergleichende Grammatik der Griechischen und Lateinischen Sprache I[2] 856 gegenüber p. 869; zu arĝ Georg Curtius, Grundzüge der Griechischen Etymologie [5] 172. Fr. Oscar Weise, Die Griechischen Wörter im Latein, p. 157); dazu kommt, vom Griechischen abgesehen, die durchgängige Gleichheit des Suffixes [1]). Ferner zeigt ja die nordische Form deutlich genug daſs auch Bildungen ganz abweichender Art möglich gewesen wären. — Dr. S. schreibt *p. 259*: „Ein indog. argn̥tam „Silber“ würde“ im Griechischen „**ἄργετος* [vgl. Brugman Curt. Stud. I (l. IX) p. 330] gelautet haben, und es ist bei dem Vorhandensein von Wörtern wie *ἀριδείκετος, ἀμαιμάκετος* u. a. nicht abzusehen, warum, wenn eine so ausgeprägte Bezeichnung vorhanden gewesen wäre, dieselbe bei den Griechen hätte verloren gehen sollen.“ Wir dürfen davon absehen, daſs ein altes argn̥to- im Griechischen wahrscheinlich nicht zu *ἀργετο-,* sondern zu *ἀργατο-* geworden wäre, was Dr. S. aus Hermann Osthoffs Bemerkungen, KZ. 24, 415 ff., oder aus Gustav

[1]) Das a des Suffixes im Armenischen scheint freilich nicht deutlich zu sein; vgl. H. Hübschmann, Armenische Studien I, 1, p. 58.

Meyers Griechischer Grammatik (1. Aufl. 1880, p. 9) hätte ersehen können. Es ist die methodische Behandlung dieser Dinge, was uns hier in erster Linie beschäftigt; und betrachten wir uns Dr. Ss Raisonnement von dieser Seite aus ein wenig näher, so sehen wir bald, daſs schon seine Fragestellung eine schiefe ist. Es handelt sich zunächst gar nicht darum festzustellen, weshalb im Griechischen für ein *ἀργατος oder *ἀργετος ein Wort gleichen Stammes, doch mit anderem Suffix eingetreten sein sollte, — oder etwa weshalb dann nicht statt ἄργυρος ein jenem *ἀργετος näher liegendes Wort, z. B. ἀργετ- oder ἀργητ-, die Bedeutung „Silber" erhalten hätte: in erster Linie wäre vielmehr zu erwägen ob es wahrscheinlich ist, daſs die Reihe rajata-ἄργυρος-argentum auf Zufall beruhe. Daſs die Abweichung des griechischen Suffixes gegenüber der Gleichung rajata-argentum dazu genüge diese Frage zu bejahen, wird auch Dr. S. schwerlich annehmen wollen; oder sollte er doch die Ersetzung eines im Griechischen auch sonst vorkommenden Suffixes durch ein anderes — zumal an einem Bedeutungselemente, das wohl noch in der historischen Sprache als lebendig empfunden wurde — für so unwahrscheinlich ansehen, daſs durch die einfache Thatsache des Suffixes -υρος anstatt eines etwa zu erwartenden -ετος die Frage für ihn im Wesentlichen entschieden wäre? sollte er wirklich glauben daſs, weil es griechische Wörter auf -ετος gab, an denen ein *ἀργετος eine Stütze gehabt haben würde, für ein solches *ἀργετος mit seinem in der Sprache noch lebendigen Bedeutungselement ein ἄργυρος, ursprünglich etwa = „hell, weiſsglänzend" überhaupt, nicht hätte eintreten können? Der Wortlaut seiner Argumentation würde am Ehesten in diese Richtung führen. Doch ist der Gedankengang auch hier nicht recht deutlich. — Wie dem nun auch sein mag:

p. 254 o. läfst auch Dr. S. die Möglichkeit zu, dafs „das iranische Wort“ für Gold „einen Einflufs auf die Wahl des germano-slavischen Ausdrucks ausgeübt“ habe, ohne uns zu sagen, warum die so ausgeprägte Bezeichnung mit dem n-Suffix bei den Slaven, denen ähnliche Suffixe nicht fremd sind, hätte verloren gehen sollen; und im Indischen finden wir gar rajata, arjuna, rajas und dann wieder hiraṇya, hâṭaka, harita neben einander (vgl. weiter unten § 15. 45, und H. Zimmer, Altindisches Leben, p. 52 f. 55 f.): — warum? Ich wüfste keinen andern Grund zu nennen als etwa den, dafs wenn der Begriff eines Metalles durch ein in der Sprache lebendiges Bedeutungselement bezeichnet wurde, aufser derjenigen Ableitung, die dem Volke den Begriff dieses Metalles ursprünglich vermittelt hatte, leicht auch wohl andere Ableitungen vom selben Bedeutungselement an dem Metallbegriff Theil nehmen mochten. Dadurch entstand ein Schwanken im Ausdruck, das eine Verschiedenheit der Bezeichnung je nach verschiedenen Gegenden und Stämmen zur Folge haben, oder mit dem Siege einer einzigen — aber nicht nothwendig der ursprünglichen — Bezeichnung enden konnte. Ein solches Schwanken mag auch die griechische Silberbezeichnung gekannt haben, nur wäre hier — anders als in Indien — der Kampf nicht zu Gunsten der ursprünglichen Bezeichnung entschieden worden. — So werden wir denn ungeachtet seines abweichenden Suffixes auch für den griechischen Silbernamen die Möglichkeit setzen dürfen, dafs er irgend wie zur wurzelverwandten Reihe rajata-argentum gehöre, — und sobald ihre Möglichkeit einmal feststeht, so ergiebt sich für diese Zugehörigkeit, wie mich dünkt, schon aus den oben (p. 17) angestellten Erwägungen eine nicht ganz geringe Wahrscheinlichkeit.

9. Dagegen ist — um auch ein Beispiel anderer Art

zu geben — die *p. 260 uf.* gesetzte Möglichkeit, dafs „wenn dem italischen Bauer aus dem Munde des hellenischen Schiffers dessen ἄργυρος entgegenklang, das fremdklingende Wort leicht (so) im Suffixe der heimathlichen Mundart angepafst werden“ konnte, völlig müfsig. Das Bedeutungselement arĝ ist, wenigstens in nicht übertragenem Sinne, im Italischen sonst kaum nachweisbar (vgl. o. p. 17); das Suffix -entum, welches dem italischen Sprachgefühl mit dem häufigen -mentum neben -men schwerlich so ohne Weiteres zusammengefallen sein dürfte, keineswegs häufig (cf. Leo Meyer, Vergleichende Grammatik der Griechischen und Lateinischen Sprache II[1] 89 gegenüber p. 267). Denken wir uns jetzt einen Augenblick argentum im Munde des italischen Bauern aus dem griechischen ἄργυρος geworden, das im Suffixe der heimathlichen Mundart angepafst wäre: welch eine Reihe von Zufälligkeiten, nicht von überlieferten, sondern von vorausgesetzten, erst erschlossenen Zufälligkeiten haben wir da vor uns! Zunächst wäre ἄργυρος, unabhängig vom wurzelverwandten Silbernamen der östlicheren Arier, aus einheimischen Sprachmitteln gebildet; dann würde dieses ἄργυρος in Italien, und der dort heimischen Mundart im Suffix angepafst, zu argentum, mit demselben Suffix, welches aller Wahrscheinlichkeit nach auch der armenischen iranischen und indischen Bezeichnung des Silbers (artsath-erezata-rajata) eigen ist; und zwar hätte sich ἄργυρος nach Dr. S., indem es — statt etwa zu *argerum oder *argulum — zu argentum wurde, im Suffixe der heimathlichen Mundart „leicht“ anpassen können, obwohl die Wurzel arĝ im Italischen nicht lebendig, das Suffix -entum keineswegs häufig ist, — denn die Analogie etwa von Städtenamen wie Laurentum Nomentum Forentum (über die Oscar Weise, Die Griechischen Wörter im Latein p. 45 zu ver-

gleichen wäre) dürfte hier doch wohl kaum herangezogen werden. Dafs all diese Zufälligkeiten historisch möglich sind, ist ja nicht zu bestreiten: wir können die unendliche Mannigfaltigkeit der geschichtlichen Entwickelung in ihrem ganzen launischen Eigensinn durch Combinirung des Wahrscheinlichen natürlich nie erschöpfend wiedergeben. Eine Entwickelung die, wenn gut überliefert, dem Verständnisse des Historikers nicht geringe Schwierigkeiten bereiten würde, ohne Noth — ja ohne Grund — combinirend zu erschliefsen ist aber keinesfalls Sache der Wissenschaft.

10. In Bezug auf das Silber und sein Erscheinen in Griechenland und Italien ist ferner zu erwähnen, dafs auch Dr. S., *p. 259,* den von Victor Hehn erwähnten Vers der Ilias, B 857, citirt, der „wenigstens in die Nähe Armeniens, an die Gestade des Pontus Euxinus“ führe.

„Für ein späteres Auftreten (so) des Silbers im alten Griechenland“ spräche nach Dr. S. „auch (so) der Umstand, dafs die Verwerthung des Stammes ἀργυρο- in Orts- und Personennamen fast völlig mangelt, während die von χρυσο- (vgl. oben *p. 248*) häufig ist. Beachtung“ verdiene „auch, dafs bei Homer der Stamm ἀργυρο- in Zusammensetzungen nur 4 Mal, der Stamm χρυσ-, χρυσο- hingegen 13 Mal vorkommt“, *259uf.* — Die Tragkraft eines Argumentes dieser Art genau zu bestimmen ist sehr schwierig, — auch wäre das die Sache dessen, der darauf weiter bauen will; ich habe diese Absicht nicht. Das Gold fällt leuchtender ins Auge, erhält sich besser; es wird in der Regel höher geschätzt, eifriger begehrt. Sollte nicht im Allgemeinen schon dies dazu hinreichen, das von Dr. S. erwähnte Verhältnifs, besonders in der Dichtung (vgl. bei ihm *p. 248*), begreiflich erscheinen zu lassen? Und wie verhalten sich etwa bei uns die Namen mit „Gold“ zu denen mit „Silber“? — Auch ist das „homerische Zeitalter“, das ja nach vielen

Richtungen hin das Hellenenthum tief und dauernd beeinflufst hat, grade in solchen Dingen vom goldfrohen Orient in hohem Grade abhängig. — Inwiefern jenes Verhältnifs des Goldnamens zur Silberbezeichnung auf ein späteres Auftreten des Silbers in Griechenland weisen könnte, wird wohl nicht mir allein unverständlich geblieben sein.

Die weitere Bemerkung, dafs „die Pfahlbauer der Poebne“ das Silber „noch nicht gekannt zu haben“ scheinen, mit Beziehung auf W. Helbig, Italiker p. 21, ist durch das oben p. 12 f. Berichtete erledigt. — Von Italien sei der römische Silbername auf ähnlichen Wegen wie die Goldbezeichnung zu den Kelten gedrungen.

11. Die keltischen Entsprechungen der südarischen Reihe rajata-argentum sind von besonderem Interesse. Der irische Name lautet nach Ernst Windisch, Irische Texte mit Wörterbuch, s. v.: argat, gen. argit, argait, vgl. Zeuss [2] 804 uf. Curtius, Grundzüge [5] 172. Fick I [3] 497 (cf. 23) und dazu Windisch, ebenda II, 801 o.; der britannische nach Ebel, KB. 2, 140 M. (cf. 1, 427 Anm.): cymr. ariant, aryant, breton. argant, corn. argans, arghans. Nach Heinrich Zimmer, KZ. 27, 450 Anm., dem Karl Brugmann, Grundrifs I p. 203, folgt, würde britannisches an auf arisches n̥ zurückgehen können, vgl. satem-centum: air. cét, cymr. breton. cant, corn. cans; danach wäre für ein arisches argn̥to- etwa ein irisches arget, argat, und britannisches argant zu erwarten. Die Namen Argentoratum, Argentomagus, Zeuss [2] 40 M., könnten durch das lateinische argentum beeinflufst sein; vgl. dazu Brugmann, l. c., p. 65 M., und über das Verhältnifs des Gallischen zum Britannischen Zeuss [2] VI ff. R. Thurneysen, Keltoromanisches. Halle 1884, p. 7 ff. bei Brugmann, Grundrifs I p. 9 A. 1.

12. Hr. Dr. Ferdinand Dümmler macht mich

auf Ἀργανθώνιος, Hdt. 1, 163, aufmerksam und theilt mir über ihn das Folgende mit:

„Herodot berichtet I 162, wie Harpagos seinen ersten Angriff gegen Phokaea gerichtet habe, und benutzt die Gelegenheit zu einem Excurs über Phokaea. Er erzählt Capitel 163: „Diese Phokaeer haben zuerst unter den Hellenen viele Seefahrten unternommen und sie sind es, welche das adriatische Meer und Etrurien und Spanien und Tartessos entdeckt haben. Sie fuhren aber nicht auf krummen Schiffen, sondern auf Fünfzigruderern. Als sie nun nach Tartessos gekommen waren, gewannen sie die Gunst des Königs der Tartessier. Dieser hiefs Arganthonios, er herrschte über die Tartessier 80 Jahre lang und lebte im ganzen 120 Jahre. Mit diesem nun befreundeten sich die Phokaeer derartig, dafs er sie zuerst aufforderte Ionien zu verlassen, und in welchem Theile seines Landes sie wünschten, sich anzusiedeln. Als er sie aber dazu nicht überreden konnte, und zugleich erfuhr, welche Macht in ihrer Nähe der Meder gewann, gab er ihnen die Mittel, um ihre Stadt eine Mauer zu bauen; er gab aber reichlich. Denn einmal beträgt der Umfang der Mauer nicht wenige Stadien, und dann besteht sie auch vollständig aus grofsen, wohl zusammengefügten Steinen.“ Herodot berichtet dann weiter c. 165, dafs als die Phokaeer zur Auswanderung gezwungen wurden, sie nach Korsika fuhren, weil damals Arganthonios schon gestorben gewesen sei. Nach einem Bruchstück Anakreons, das Strabo III. p. 151 C. aufbewahrt hat, hat ein fabelhaft reicher König sogar 150 Jahre in Tartessos geherrscht; Strabo fügt hinzu, dies sei derselbe, dessen Namen Arganthonios Herodot bewahrt habe.

Es ist nun sehr wahrscheinlich, dafs Herodots Nachrichten über die Phokaeer nicht in erster Linie aus der öst-

lichen Mutterstadt stammen, sondern dafs sie, wenn auch wahrscheinlich in Phokaea selbst geschöpft, doch in wesentlichen Stücken von der westlichen Colonie Massalia beeinflufst sind. Wenn dies für die Nachrichten über den fernen Westen von vornherein für wahrscheinlich gelten mufs, so spricht für die ganzen Nachrichten im besonderen noch der Umstand für westliche Herkunft, dafs die in Ionien zurückbleibenden Phokaeer im Gegensatz gegen die kühnen Colonisten des Westens als die eidbrüchigen hingestellt werden. Die schöne Gründungssage von Massalia selbst hat uns Aristoteles bei Athenaeus XIII p. 576 aufbewahrt; sie hat mit den ältesten Nachrichten über Hispanien das nicht gewöhnliche Betonen des auffallend freundlichen Entgegenkommens der Barbaren gemein.

Nun liegt aber die Vermuthung nahe, zu welcher eigentlich schon die unglaubliche Lebensdauer des freundlichen alten Herrn hindrängt, dafs dieser Arganthonios von Tartessos nicht auf historischer Erinnerung der Massaliotischen Seefahrer beruht, sondern von diesen von den benachbarten Kelten als halb mythischer Repräsentant des silberreichen Wunderlandes übernommen wurde. Sein Name würde in diesem Falle für die keltische Sprache in Anspruch zu nehmen und als „Silbermann“ zu verstehen sein.

Dafs die Phokaeer, nachdem sie selbst nach Tartessos gekommen waren, die keltische Vermittelung unterdrückten und persönliche Bekanntschaft mit Arganthonios in Anspruch nahmen, ist vollkommen normal. Dadurch wird natürlich die Bekanntschaft mit Tartessos vordatiert. — Nach Herodot IV 152 wird zur Zeit der Gründung Kyrenes (ca. 630—620) ein samisches Schiff direct von Aegypten nach Tartessos verschlagen. Die Samier erwarben sich auch grofse Reichthümer, wissen aber von Arganthonios nichts zu erzählen.“

13. Ueber die sprachlichen Verhältnisse des keltischen Silbernamens schreibt mir Hr. Prof. Dr. R. Thurneysen:

„Die britannische Endung -ant im Namen für „Silber“ (altir. ist argat, Gen. argait, arggait Neutr. belegt, was aber nicht beweisend ist) hat mich auch schon zweifelhaft gemacht, ob die gewöhnliche Annahme einer Entlehnung aus Italien begründet sei. An und für sich könnte allerdings argentum in Britannien sein Suffix gewechselt haben, da -ant ziemlich häufig ist. Doch scheint die Form arganto- auch auf dem Festlande belegt zu sein; aufser dem interessanten Ἀργανθώνιος, der mir unbekannt war, habe ich mir Argantomagus aus der Tab. Peuting. (ed. de Scheyb. Wien 1753) notirt. Das e in Argentoratum, Argentovaria, Argentodubrum etc. (vgl. Quirin Esser, Beiträge zur gallokeltischen Namenkunde I 90 f.) läfst sich gewifs leicht als Latinismus fassen. Doch könnten es zum Theil dialektische Formen sein. Die Frage über kelt. n̥, an, en ist noch nicht abgeschlossen; auch auf dem Festlande scheint en vorzukommen, z. B. in dem Namen Jentu-marus (C. I. L. III, 4731) in Noricum neben gewöhnlicherem Jantu-marus.

Die Sache scheint mir also so zu liegen. Fürs Keltische kann die Grundform sowohl argn̥to- als arganto-, aber nicht argento- sein, — falls kein Suffixwechsel eingetreten ist. Italische Grundform ist argn̥to- oder argento-, aber nicht arganto-; aus letzterem würde sich zwar lat. argentum, aber nicht osk. arageto- erklären.“ —

14. Demnach läfst sich sowohl der keltische als auch der italische Silbername ungezwungen auf eine Grundform argn̥to-, zu der auch die ostarischen Bezeichnungen

gehören würden, zurückführen. Ἀργανθώνιος, der[1]) sich unter den gegebenen Umständen vom keltischen Silbernamen zwar losreifsen, ohne Gewaltsamkeit aber schwerlich trennen liefse, dürfte zum Mindesten in den Beginn des fünften Jahrhunderts — wahrscheinlich weiter hinauf — führen. Der Einfall der Gallier in Italien scheint etwa um 400 stattgefunden zu haben (Zeuss, Die Deutschen, p. 164 ff. Victor Hehn [4] 464. Müllenhoff, DA. II 237. 246 f.). Eine Entlehnung des keltischen Silbernamens aus Italien wäre damit nahezu ausgeschlossen. An griechischen[2]) Einflufs ist keinesfalls zu denken. Ueber den Weg, auf dem der südarische Silbername zu den Kelten gekommen ist, würde sich mithin — wenn wir vom Ansatz ur-arischer Vererbung absehen — eine glaubhafte Vermuthung weit schwerer aufstellen lassen als über die Verhältnisse, auf denen ihre dauernde Bekanntschaft mit dem Silber, von der die Bewahrung des alten Namens Zeugnifs giebt, beruhen könnte; hier weist schon jener Arganthonios den Weg nach Spanien, dessen Silberreichthum der Anlafs zur keltischen Invasion gewesen sein mag (vgl. dazu Victor Hehn [4] 464). Wann die keltische Ausdehnung nach Osten begonnen hat (vgl. dazu besonders Müllenhoff, DA. II 246) und ob nicht vielleicht frühe Beziehungen zu illyrisch-thrakischen Stämmen vermuthet werden dürfen; oder ob etwa ein italisch-keltisches arg̥nto- „Silber“ aus noch viel älterer Zeit stammen könnte, das vermag ich wenigstens in diesem Augenblick auch nicht annähernd zu beurtheilen. —

[1]) von ferne an den römischen Argentinus (vgl. Prellers Römische Mythologie[3], ed. H. Jordan, II 222) erinnert.

[2]) Massalia, gegründet c. 600: Müllenhoff, DA. II 237. I 108.

Die alt-arischen Gold- und Silbernamen.

Sprachliche Uebersicht.

15. Halten wir hier einmal inne, um zunächst auf die bisher behandelten sprachlichen Thatsachen einen kurzen Rückblick zu werfen.

Das Gold wird von den Indern und Iraniern mit dem gleichen Worte benannt, skr. hiraṇya, av. zaranya Auch skr. harita, das meistens adjectivisch gebraucht wird (vgl. av. zairita), hat einige Mal die Bedeutung „Gold" (cf. das PW. s. v. 5, a) : AV. 5, 28, 1. 5. 9 neben hiraṇya 6. 11 (daselbst neben rajata 1 auch arjuna 5. 9 „Silber"; vgl. dazu Zimmer, AiL. 56); ferner 11, 3, 8. Kâṭh. 8, 5. In der späteren indischen Ueberlieferung finden wir u. A. hâṭaka „Gold" (August Fick, Die ehemalige Spracheinheit der Indogermanen Europas, p. 283); das PW. sagt s. v. : 1) m. pl. N. pr. eines Volkes MBh. 2, 1042. sg. N. des von ihm bewohnten Landes 1040. 2) n. (aus Hâṭaka gewonnenes) Gold, nicht selten belegt, u. A. im MBh. zwei Mal, im R. mehrfach (einmal haṭaka gedruckt); vgl. parihâṭaka, auch im II. Nachtrag. hâṭaka könnte ganz wohl ursprünglich „golden" (zu einem *hăṭa = *hălta „Gold") bedeutet haben, also die „Goldleute", das „Goldland", n. „Gold", vgl. harita[1]). hiraṇya-zaranya würden in der Wurzel, harita-hâṭaka auch im Suffix dem slav.-germ. zlato-gulth entsprechen. — Das italische ausom scheint vor dem Wandel des s in r zum litauischen Volksstamm (vgl. dazu Dr. S. *p. 306 o.* ?), nach diesem Wandel zu den Kelten gedrungen zu sein;

[1]) Da hâṭaka im Veda nicht belegt, *hăṭa erst erschlossen ist, so kann die oben angesetzte Bedeutungsentwickelung zunächst nicht als mehr denn eine Möglichkeit gelten; für die vom PW. gegebene Bedeutungsentwickelung verweist mich Hr. Geheimerath Dr. Otto Böhtlingk freundlichst auf jâmbûnada.

— die Griechen mögen ihr χρυσός den Semiten entlehnt haben (vgl. dazu auch August Müller, BB. 1, 299).

Für die Verbreitung des Silbers bei den alt-arischen Stämmen sind besonders zwei Namenreihen von Interesse. Durch den arischen Süden hindurch, vom äuſsersten Osten bis zum Westen Europas, vom Atlantischen Ocean bis zu den Ufern des Ganges ziehen sich Bezeichnungen hin, die auf eine Grundform argn̥to- deuten: skr. rajata, av. erezata, arm. artsath, lat. argentum, irisch argat- brit. argant; im Griechischen mit anderem Suffix ἄργυρος. Im Norden finden wir ein Wort das an die, wahrscheinlich pontische, Stadt Ἀλύβη anklingt: got. silubr, preuſs. siraplis, asl. sĭrebro etc. (die Sippe u. A. bei Franz Miklosich, Etymologisches Wörterbuch der Slavischen Sprachen, s. sĭrebro).

3. Capitel.

Ueber das frühere Auftreten des Goldes und Kupfers (der Bronze) gegenüber dem Silber und Eisen.

16. Eine verbreitete Ansicht geht dahin, daſs die Verwendung des Goldes der des Silbers, die Kenntniſs des Kupfers und der Gebrauch der Bronze dem Gebrauche des Eisens vorangehe. Für die Zeit, da der Mensch seine ersten Versuche machte das Metall zu seinem Nutzen oder Schmucke zu verwenden, mag dies im Allgemeinen zutreffen, da sich Gold und Kupfer verhältniſsmäſsig häufig, Silber und Eisen selten in gediegenem Zustande auf der Erdoberfläche gefunden zu haben scheinen; — doch vermag ich diese Verhältnisse nicht zu beurtheilen, sie liegen unserer Untersuchung auch im Ganzen fern. Die ägyptisch-vorderasiatische Kulturwelt, die in weitem Bogen von den arischen Völkern umspannt wurde, kennt die Metallarbeit seit uralter Zeit. Die Aegypter, in deren Gebiet kein Silber, wohl aber Gold

gefunden wurde, haben in der ältesten Zeit das Silber höher als Gold geschätzt (Adolf Erman, Aegypten II 610 ff. Eduard Meyer, Geschichte des Alterthums I p. 226 f.); das gewöhnliche Nutzmetall war in Aegypten die Bronze, daneben scheint von Alters her in geringerem Maſse auch Eisen verwandt worden zu sein (Erman l. c.; Eduard Meyer, Geschichte des alten Aegyptens, p. 28 o M.). Kupfergruben gab es in der nächsten Umgebung Aegyptens (Erman, l. c., p. 620 f.); woher dem Lande sein Zinn und Eisen kam, scheint nicht deutlich zu sein (l. c., p. 613 M.; vgl. auch E. Reyer, ZDMG. 38, 149 ff. und dazu p. 487). Das Ueberwiegen der Bronze gegenüber dem Eisen bei Homer könnte auf die Einwirkung der ägyptisch-semitischen Kultur zurückgehen, wie ja auch der semitische Name des Goldes in Griechenland auf eine starke Beeinflussung der Griechen durch den Import und die Lehre der Phönikier hinweisen würde. Ich kann es nicht genügend beurtheilen, wie nah oder fern auf Grund der natürlichen Beschaffenheit der Rohmetalle, ihrer Fundorte im Alterthum und ähnlicher Dinge die Annahme liegen würde, daſs Bronze-Legirungen an verschiedenen Orten und unter verschiedenen Völkern aufgekommen wären, ohne daſs das eine Volk das andere beeinfluſst hätte; wie groſs oder gering auf Grund der erwähnten Verhältnisse die Wahrscheinlichkeit dafür anzuschlagen wäre, daſs die Bronze regelrecht vorangehen müsse; wie leicht oder schwer endlich die Annahme wäre, daſs man es unabhängig von einander an verschiedenen Orten gelernt habe, Eisenerze zu bearbeiten. Wo bei den Ariern Bronze erscheint ist, soweit ich sehen kann, ein directer oder indirecter Einfluſs der ägyptisch-vorderasiatischen Kultur nicht ausgeschlossen; auch bei den vedischen Indern wäre dies nicht der Fall, auch wenn Heinrich

Zimmer, Altindisches Leben 51 uf., mit der Annahme Recht hat, dafs bei ihnen dem Eisen das Erz vorangegangen sei.

ayas im Veda.

17. H. Zimmer glaubt, dafs wir unter ayas, dem Metall das im Veda nächst dem Golde am Häufigsten erwähnt werde, abgesehen von den Stellen wo ayas „Metall“ im Allgemeinen bezeichne, Erz verstehen müssen. Zur Begründung dieser Ansicht hat Zimmer aus seiner augenscheinlich sehr sorgfältig angelegten Materialiensammlung nur einige Stellen herausgehoben die, wie ich glaube, an sich nicht beweisen. RV. 1, 88, 5 würde ich übersetzen: „da er euch (die Maruts) mit goldenen Rädern durch die ayas-zähnigen Varâhus fahren sah“ [1]) (scil. diese vernichtend); — varâhu ist 1, 121, 11 deutlich ein Beiwort des Vṛtra; vgl. ferner besonders Nir. 5, 5 und Erläuterungen [2]), und AV. 12, 5, 55 [3]). Dann ginge ayas wohl auf die Festigkeit, die Stärke, die der Göttermacht gleichwohl nicht zu widerstehen vermochte. Jedenfalls könnte, wenn anders meine Uebersetzung den rechten Sinn wiedergiebt, ayas an dieser Stelle ebensowohl „Eisen“ als „Erz“ bedeuten. Auch der Donnerkeil heifst âyasa „aus blinkendem Eisen oder Erz; hart, unwiderstehlich wie Erz oder Eisen.“ — Das zweite Beispiel ist RV. 5, 62, 8 [4]), wo der gárta „híraṇyarûpa . . . áyaḥsthûṇa“ genannt wird: „goldfarbig mit einer Säule von ayas“; d. h. der Säulenkern ist von

[1]) êtát tyán ná yṓjanam acêti sasvár ha yán marutô gṓtamô vaḥ | páçyan híraṇyacakrân áyôdaṃshṭrân vidhā́vatô varā́hûn ||5||

[2]) dêvâ vâi vṛtrasya marma nâvindaṃs tam marutaḥ kshurapavinâ vyayuḥ | : Mâitr. S. 1, 10, 14 (154, 7) = Kâṭh. 36, 8 (NPW. s. kshurapavi); cf. RV. 8, 7, 23.

[3]) kshurápavir mṛtyúr bhûtvā́ ví dhâva tvám ||

[4]) híraṇyanirṇig áyô asya sthū́ṇâ ví bhrâjatê divy àçvā́janîva | bhadrḗ kshḗtrê nímitâ tílvilê vâ sanḗma mádhvô ádhigartyasya || 7 ||
híraṇyarûpam ushásô vyùshṭâv áyaḥsthûṇam úditâ sū́ryasya | ā́ rôhathô varuṇa mitra gártam átaç cakshâthê áditiṃ dítiṃ ca || 8 ||

a y a s, was, wie ich glaube, durch den vorhergehenden (7) Vers bestätigt wird (V. 6 sieht wie eine Interpolation aus), wo es heiſst: „mit Gold belegtes a y a s ist seine Säule“ (vgl. dazu Abel Bergaigne, La Religion Védique III 123). Ist diese Auffassung richtig, so wäre auch hier die F e s t i g k e i t des Stoffes gemeint. Wenn H. Zimmer in hervorhebendem Drucke hinzufügt, kulturhistorisch stehe fest, „d a ſs a l l ü b e r a l l d e r G e b r a u c h d e s E r z e s d e r B e a r b e i t u n g d e s E i s e n s v o r a u f g e h t, daſs die Gewinnung des letzteren ein wichtiger Fortschritt ist,“ so darf vielleicht vermuthet werden, daſs der ausgezeichnete Gelehrte durch diese Ansicht in seiner Auffassung der vedischen Belegstellen nicht unbeeinfluſst geblieben ist. Im ferneren Verlauf seiner Darlegung zieht Zimmer einige weitere Stellen herbei, welche die Kenntniſs des Eisens bei den vedischen Indern wahrscheinlich machen, ist aber der Ansicht, daſs man an diesen Stellen deutlich noch die Neuheit des Metalles herausfühle. Auch dieser Ansicht kann ich mich nicht anschlieſsen. Wenn AV. 11, 3, 7 ç y â m a m a y a ḥ neben l ô h i t a m (scil. a y a ḥ; l ô h i t a m n. a l l e i n bedeutet auch im selben Absatz „Blut“) steht und das Erstere mit „Eisen“, das Andere mit „Kupfer oder Erz“ zu übersetzen ist, so lieſse sich daraus, wie ich glaube, erst unter der V o r a u s s e t z u n g, daſs „Erz“ das Aeltere sein müsse, der Schluſs ziehen, daſs gerade das ç y â m a m a y a ḥ damals eine neue Errungenschaft gewesen sei. Das übliche Nutzmetall heiſst im Rigveda augenscheinlich a y a s. Nehmen wir nun etwa an, daſs neben dem alten a y a s ein neues auf den Markt gekommen wäre, so würde sich das Bedürfniſs leicht eingestellt haben, die beiden a y a s-Arten zu unterscheiden, und in diesem Falle würde der erwähnte Absatz des Atharvaveda aus jener Zeit stammen, da das neue Nutzmetall dem alten bereits Concurrenz

machte: mehr wüfste ich jener Stelle keinesfalls zu entnehmen. Die homerischen Beiwörter des Eisens ἰόεις, πολιός würden weiter zeigen, dafs ein Beiwort wie çyâma auch einem Worte, das nur „Eisen" bedeutete, ganz wohl anstünde. Manu 5, 114 und wohl auch 11, 168 ist ayas „Eisen". — Dem späteren kâlâyasa und kṛshṇâyasa „Eisen" steht lôhâyasa „irgend ein mit Kupfer versetztes Metall (nach den Comm. Kupfer)" PW. [vgl. besonders Çat. Br. 5, 4, 1, 2] gegenüber. Und wenn AV. 9, 5, 4 çyâma, im Sinne des Opfermessers, als „Eisen" zu fassen ist[1]), so würde dies eher dafür sprechen, dafs der Gebrauch des Eisens bei den arischen Indern in frühe Zeiten hinaufgehe. Alfred Ludwig übersetzt unsere Stelle, Der Rigveda III 435: „mit dem fahlen (Erze) schneide diese (seine) Haut an", und p. 469 lôhita (scil. svadhiti) AV. 6, 141, 2 (vgl. Zimmer 234) mit „Axt von Eisen". — Von VS. 18, 13 hat Zimmer in diesem Zusammenhange keinen Gebrauch gemacht; mit gutem Recht, wie ich glaube. Mahîdhara weifs hier mit der Herzählung der Metallnamen augenscheinlich nichts anzufangen; sollte sie auf eine ältere und typische Zusammenstellung zurückgehen, etwa: hiraṇyam ayaç ca çyâmaṃ ca lôhaṃ ca, so liefse sich das auch so auffassen: Gold und ayas, und zwar sowohl çyâmam als auch lôham ayaḥ"; vgl. AV. 11, 3, 7 f. und oben p. 31. Dr. Schraders Erklärung der Stelle in seiner „Sprachvergleichung", *p. 268 uf.*, schwebt völlig in der Luft. — Bemerkenswerth ist, dafs lôha (weder im RV., noch handschriftlich im AV.), „nach den meisten Comm. der älteren Schriften" Kupfer, später nicht allein Metall überhaupt, sondern auch Eisen bezeichnet (PW. s. v. 2), obwohl die etymologische Stellung des Wortes

[1]) wohl çyâmḗna — asínâ zu verbinden; vgl. svâyasā́ asáyaḥ santi nô gṛhḗ vidmā́ tê kṛtyê yatidhā́ párûṃshi | 10, 1, 20.

ein Verblassen der alten Farbenbedeutung sehr erschweren mufste.

Ich habe mich hierbei etwas länger verweilt um auf einem Gebiete, über das ich gleichsam aus erster Hand urtheilen kann, zu zeigen, wie leicht grade in diesen Dingen das Belegmaterial ein ganz anderes Aussehen bekommt, sobald der Gesichtspunkt wechselt. Ist ç y â m a „Eisen“, so könnte der „Opferstahl“ AV. 9, 5, 4 auf frühe Verwendung des Eisens in Indien hinweisen. Das Wort l ô h a „Kupfer (und Bronze?)“, dann „Eisen“, welches weder im Rigveda noch im Atharvaveda nachgewiesen ist, liefse sich, etwa in Verbindung mit AV. 11, 3, 7, allenfalls selbst dahin deuten, dafs ausländische Bronze in späterer Zeit, vermöge ihrer besseren Bearbeitung, der alteinheimischen Eisenwaare Concurrenz gemacht und das Eisen in diesem Kampfe beider Metalle endlich gesiegt hätte (vgl. dazu aber weiter unten § 45); womit natürlich nichts darüber ausgesagt wäre, ob a y a s immer und von Alters her „Eisen“ bedeutet oder irgend einmal in vorvedischer Zeit das Kupfer bezeichnet hätte. Soweit das philologische Belegmaterial, welches uns vorgelegen hat, reicht, könnte, wie ich glaube, unter a y a s, dem Namen des im Rigveda vorwiegenden Nutzmetalles, an sich auch ganz wohl das Eisen verstanden werden. Erst unter der Voraussetzung, dafs die Bronze dem Eisen überall vorhergeht, würde es nothwendig erscheinen das a y a s im Rigveda als Bronze zu fassen; und ich gestehe, dafs mir eine solche Voraussetzung in ihrer Allgemeinheit nicht genügend begründet erscheint.

Der Frage, ob es in Indien vor der „Eisenzeit“ eine „Bronzezeit“ gegeben hat, können wir hier nicht weiter nachgehen, werden uns vielmehr neben dem Nachweise, dafs eine erneute Behandlung dieser Frage sehr erwünscht wäre, mit der methodischen Ausbeute der bisherigen Er-

örterung begnügen müssen. Sollte eine neue Untersuchung die Auffassung Heinrich Zimmers bestätigen, so wäre weiter zu erwägen, ob in dieser Sache eine Einwirkung der vorderasiatisch-ägyptischen Kulturwelt auf das älteste Indien anzunehmen ist oder nicht.

18. Erscheint für Indien der Einfluſs der alten ägyptisch-semitischen Metallurgie nicht unmöglich, so ist ein solcher für den Umkreis des Mittelmeeres von vornherein wahrscheinlich. Bei der Behandlung alt-arischer Metallverhältnisse wäre aber, wie ich glaube, besonders auch das Folgende zu berücksichtigen. Wir sahen bereits, p. 28 f., daſs in Aegypten Silber anfangs theurer als Gold war, daſs das erstere aus dem Auslande (wahrscheinlich aus Cilicien: Adolf Erman, Aegypten II 611) importirt werden muſste. Bronze scheint als Nutzmetall das Eisen weit überwogen zu haben; Kupfer gab es in nächster Nähe, die Herkunft des ägyptischen Zinnes und Eisens ist unsicher. Aehnlich scheinen die Metallverhältnisse in Babylonien gewesen zu sein. Bronze kommt dort nach Tiele schon in der ältesten Zeit vor, nach demselben Gelehrten wurde von den Babyloniern und Assyrern das Eisen in früherer Zeit und in ausgedehnterem Maſse als in Aegypten verwandt; goldene Gegenstände sind häufiger als silberne (C. P. Tiele, Babylonisch-assyrische Geschichte II 601 f., cf. p. 594; doch vgl. dazu Eduard Meyer, Geschichte des Alterthums I p. 238 f.). — Die ägyptisch-vorderasiatische Kulturwelt war, wie es scheint, von vornherein mit ihrem Metallbedarf, insonderheit an Zinn Silber und wohl auch Eisen, in hohem Grade auf Einfuhr von Auſsen angewiesen; die frühen Tartessos-Fahrten der Phönikier (vgl. dazu Eduard Meyer, l. c., I p. 339 f.), der Handel mit britannischem Zinne zeigen, wie groſse Strecken und Gefahren

zur Befriedigung jenes Bedürfnisses überwunden wurden. So mochten neue Mittelpunkte der Metallgewinnung und Metallarbeit entstehen, welche die umwohnenden Völker beeinflussen konnten. Wollten wir mithin selbst den Fall setzen, dafs die Anfänge aller arischen Metallurgie direct oder indirect von der vorderasiatisch-ägyptischen Kultur abhängig gewesen wären, so würde immer noch mit der Möglichkeit zu rechnen sein, dafs der eine oder andere arische Stamm das Silber vor dem Golde, Eisen vor der Bronze in Gebrauch genommen hätte; denn die Einwirkung der vorderasiatischen Kultur auf die Länder des Mittelmeeres und darüber hinaus geht dem Beginne der Geschichte der arischen Stämme zum Mindesten um Jahrhunderte vorher. Ich glaube daher, dafs die ältesten arischen Metallverhältnisse je nach den Thatsachen, welche uns Geschichte und Sprache, archäologische Funde, die geographische Lage und die Bodenbeschaffenheit der alten Sitze eines Volkes an die Hand geben, ganz individuell beurtheilt werden müssen. Mag in der Regel das Erz immerhin dem Eisen, das Gold dem Silber in der Verwendung und Schätzung seitens der arischen Stämme vorhergehen: im einzelnen Falle könnte die Entwickelung doch anders verlaufen sein. So haben wir oben (vgl. p. 26 und 5 f.) gesehen, dafs der keltische Name des Silbers wahrscheinlich älter als der des Goldes ist; eine Sage, die uns durch die Hellenen überliefert, dem Anscheine nach aber keltischen Ursprungs und von keltischen Nachbarn auf die Massalioten übergegangen ist, weist nach Spanien als dem Silberlande; und die reichen Silbergruben des iberischen Südens würden es durchaus verständlich erscheinen lassen, wenn bei den Nachbarn der Iberer, den Kelten, der Gebrauch des Silbers früh und vor dem des Goldes zu einem dauernden geworden wäre. — Es handelt sich

und kann sich ja in einer Untersuchung, die besonders an sprachliche Thatsachen anknüpft, im Wesentlichen nicht darum handeln, den Spuren der ersten, vielleicht ganz flüchtigen Bekanntschaft arischer Stämme mit den Metallen nachzugehen. Zur einfachen Unterscheidung des metallischen vom anderen Gestein genügte ein Wort, wahrscheinlich aes (vgl. unten § 59); erst als man die Metalle verschieden zu schätzen begann, als neben dem gewöhnlichen rohen Metall ein anderes seis durch Farbe Glanz oder Form die Aufmerksamkeit auf sich zog, wird auch das Bedürfnifs nach sprachlicher Individualisirung eingetreten sein, — und dies Bedürfnifs mag seine Befriedigung nicht selten im Anschlufs an den Ausdruck gefunden haben, mit dem der Händler den Stoff, das Geräthe oder den Schmuck zu bezeichnen und anzupreisen pflegte. Wurde die Begierde nach einem Metall, wurde seine Verwendung durch irgend welche Umstände, etwa durch das Aufkommen eines anderen Metalles, zurückgedrängt und verdrängt, so mochte der Name des ersteren wohl einmal schwinden oder auf das neue Metall übergehen. — Auch konnte der Import einer neuen Legirung, das Aufkommen einer bisher unbekannten Behandlungsweise des Metalles, die Einführung neuer Formen, konnte die Abhängigkeit von einem andern Volke besonders dann, wenn dieses eine höhere Kultur besafs, den Namenswechsel eines Metalles nach sich ziehen. Kennten wir also etwa den Zeitpunkt, in dem die übliche Bezeichnung eines bestimmten Metalles in einem Volk aufgekommen ist, so wüfsten wir damit zwar dafs seit der Zeit dies Metall dauernd im Volke verwandt oder wenigstens dauernd begehrt und mitunter geschaut worden ist; doch wäre dabei immer noch zu erwägen ob in dem Volke die Kenntnifs und der Gebrauch dieses Metalles jenem Zeitpunkt nicht vorangegangen sein möge. Sicheres werden

wir darüber, wie ich glaube, freilich nur in seltenen Fällen in Erfahrung bringen können; doch ist es vielleicht nicht ganz unnütz bisweilen daran zu denken, dafs z. B. gr. χρυσός oder lit. auksas bei den Griechen und Litauern nicht nothwendig die ältesten Bezeichnungen des Goldes zu sein brauchen. So wäre es von vornherein auch denkbar, dafs der keltische Goldname erst eine ältere Bezeichnung des Goldes ersetzt hätte; doch spricht, wenn ich nicht irre, Alles dafür, dafs uns in diesem Falle die Namen der beiden Edelmetalle deren geschichtliches Verhältnifs zu einander treu wiedergeben. — Andrerseits kann wiederum der alteinheimische Metallname, in der Regel wohl durch den Begriff des Metalls im Allgemeinen oder den des Metalls κατ' ἐξ. hindurch und etwa im Anschlufs an den Wechsel des landesüblichen Nutzmetalles, seine Bedeutung geändert haben. —

Ἀλύβη.

19. Eine andere Stätte früher Silberproduction dürfte im Nordosten des Mittelmeergebietes, an der Nordküste Kleinasiens bestanden haben. Dahin deutet die griechische Ueberlieferung, dahin scheint auch der Silbername der nordeuropäischen Arier zu weisen (vgl. o. p. 14). Dafs Ἀλύβη Il. B 857 hierher zu setzen ist, wird, wie ich glaube, schon durch den Zusammenhang, in dem der Name genannt ist, recht wahrscheinlich. — Strabo 12, 3, 20 vgl. 19 (C. 549) ist geneigt Alybe im Lande der Chalyber zu suchen und die beiden Worte gleichzusetzen. In welcher Beziehung Ἀλύβη zu den Χάλυβες steht, können wir freilich, soviel ich sehe, nicht sicher bestimmen: die ursprüngliche lautliche Identität der beiden Wörter wird sich schwer als unmöglich erweisen, schwerer vielleicht ausreichend begründen lassen. Jedenfalls scheint an der

Südküste des Schwarzen Meeres von Alters her ein lebhafter Waarenaustausch stattgefunden zu haben. Das Silber stammt nach Homer aus Alybe, von Alybe aus scheint es auch weithin nach Norden gekommen zu sein. Auf die pontischen Chalyber „als Erfinder“ wird „die griechische Benennung des Stahles (χάλυψ) zurückgeführt“ (Heinrich Kiepert, Lehrbuch der Alten Geographie. Berlin 1878, p. 94 m., vgl. 82 o.); auch die nord-europäischen Arier mögen wenigstens zum Theil ihr Eisen von hier aus und auf demselben Wege erhalten haben, der ihnen das Silber vermittelt hat. Der Norden Kleinasiens ist reich an Metallen. In der Gegend, wohin die Chalyber gesetzt werden, giebt es noch heute Eisengruben in Fülle (Kiepert, l. c.), auch Paphlagonien besitzt und besaſs Bergwerke (l. c., p. 97 u.); das eigentliche Silberland scheint hier aber weiter gen Osten nach Armenien hinein gelegen zu haben, insonderheit im Thale des Akampsis (Kiepert, p. 82 u.; vgl. o. p. 15 f.). Daſs ein metallreicher und dabei überaus fruchtbarer (Kiepert, p. 89) Küstenstrich an der Grenze der beiden Welttheile früh zu einem Mittelpunkte des Handels geworden ist, hätte ungeachtet der für die Schiffahrt nicht günstigen Küstenbildung schon an sich nichts Auffallendes; hier könnte aber noch ein weiteres Moment hinzugekommen sein, das in alten Zeiten wie kaum ein anderes dem Handel und der Industrie die nöthige Sicherheit und einen Mittelpunkt zu schaffen vermochte. Es liegt nahe bei Alybe auch an den Namen des Flusses Halys, der an derselben Küste einmündet, zu denken, besonders da beide Worte auf Formen mit anlautendem s zurückzugehen scheinen. Strabo, der in dieser Gegend zu Hause war, spricht 12, 3, 12 (C. 546) von Salzquellen, an denen der Halys vorüberflieſse und die ihm den Namen gegeben hätten; Victor Hehn, dem

ich diese Notiz entnehme ([4]436), vermuthet im Anschluſs an die armenische Salzbezeichnung (vgl. dazu H. Hübschmann, Armenische Studien I, 1, 17. Kiepert, AG. p. 89) phrygisch-armenischen Ursprung des Fluſsnamens. Ferner berichtet Kiepert, l. c., von Salzseen in der Nähe des Halys und von Steinsalzlagern an diesem Flusse. Hören wir nun, was Victor Hehn über die Bedeutung des Salzes für den Handel sagt, Das Salz, p. 3:

„Das Salz war von Anbeginn ein Frachtgut und eine relative Sicherheit des umliegenden Landes die Bedingung und zugleich die Folge seiner Verbreitung. Da es noch keine Landstraſsen gab, so bildeten die Flüsse von jeher die Wege des Salzhandels, aber wenigstens an den Fluſs muſste es auf rohen hölzernen Wagen oder auf dem Rücken von Thieren und Menschen geschafft werden. Lag die Stätte, wo es erzeugt wurde, am Meere, so schlossen sich von dort aus die unwegsamen Gebirge des Innern auf und die wilden kriegerischen Stämme traten aus ihren Schlupfwinkeln hervor, es zu holen. War eine Soole im Lande selbst entdeckt worden und die nicht leichte Kunst erfunden, diese durch Versieden über Ofenfeuer in feste Salzkrystalle zu verwandeln, dann wurde eine solche Hallstätte ein Sammelpunkt der Bevölkerung, des Waaren- und Marktverkehrs, friedlicher Beschäftigung und höherer Kulturgewohnheiten."

So mag auch die Metallindustrie des nördlichen Kleinasien an die Salzgewinnung und den Salzhandel angeknüpft und sich an dessen Hand die ersten Wege gebahnt haben. Schwierigkeit macht hier freilich der Umstand, daſs die an dieser Küste einmündenden Flüsse mit Einschluſs des Halys „bis auf die kurzen Mündungsstrecken im Küstenlande durchaus unschiffbar bleiben und hinsichtlich ihres Wasserreichthums sehr gegen die Länge ihres Laufes zurückstehen" (Kiepert, AG. p. 88u.), — wobei jedoch zu berücksichtigen ist, daſs das Salz in jenen alten Zeiten ganz unvergleichlich viel höher als jetzt im Preise stand; vgl. auch p. 41. —

Wie dem nun auch sei: soviel werden wir als wahrscheinlich betrachten dürfen, daſs hier im Nordosten des

Mittelmeergebietes ein altes Centrum der Silbergewinnung und Eisenproduction bestanden hat, dessen Einfluſs über weite Strecken hin gedrungen ist; und wie das Silber von Tartessos den Kelten früher als Gold geläufig geworden zu sein scheint, so könnte auch von diesem nordöstlichen Mittelpunkt der Metallgewinnung aus das Silber und Eisen früher als Gold und Bronze — früher insonderheit als das Gold und die Bronze der ägyptisch-vorderasiatischen Kulturwelt — bei arischen Stämmen Eingang und dauernde Verwendung gefunden haben.

20. Es sei mir gestattet hier ein wenig vorzugreifen, um einiges Hergehörige gleich anknüpfen zu können. Wir sahen bereits (o. p. 14 f.), daſs rajata „Silber“ in der ältesten indischen Ueberlieferung eine recht geringe Rolle spielt, und werden weiter unten (cf. § 50) sehen, daſs der Verdacht einer alten Entlehnung des Wortes wohl begründet werden kann: — und Homer setzt, Il. B 857, den Ursprung des Silbers (*ἀργύρου γενέθλη*) allem Anscheine nach an den Nordrand Kleinasiens. In der nächsten Nähe dieser Stelle finden wir, B 852, den Vers: *ἐξ Ἐνετᾶν, ὅθεν ἡμιόνων γένος ἀγροτεράων*, dessen Zeugniſs für die pontische Herkunft des Maulthiers Victor Hehn (^{4} 108 ff.; vgl. p. 476) durch eine Reihe weiterer Belegstellen gestützt hat. Die schwierige Verbindung der Küste mit dem Hinterlande mag in Verbindung mit dem Umstande, daſs der Esel, den gleichsam die Natur selbst gebirgigen Gegenden zum Lastthier gegeben hat (vgl. dazu Victor Hehn ^{4} 108 M.), am Pontus nicht mehr recht gedieh [cf. *δυσριγότατον δ' ἐστὶ τῶν τοιούτων ζῴων· διὸ καὶ περὶ τὸν Πόντον καὶ τὴν Σκυθικὴν οὐ γίνονται ὄνοι*, Aristoteles hist. animal. 8, 25 p. 605^a 20. ipsum animal (asinus) frigoris ma-

xume impatiens; ideo non generatur in Ponto, Plinius, L. VIII., 167 (Cap. XLIII, 68) : Victor Hehn[4] 475 M.], die Maulthierzucht hervorgebracht oder hier doch eingebürgert und grofsgezogen haben, — die Folge und zugleich die unerläfsliche Bedingung des an dieser Küste erblühenden Handels, der werdenden und wachsenden Kultur (vgl. dazu Victor Hehn [4] 109 uf.); auf dem Rücken des starken geduldigen und genügsamen Thieres, das künstlich zu harter Arbeit erzeugt ward, mag das Silber und Eisen des Landes, vielleicht auch Salz, den Schiffen, zu deren Bau die Küste reichliches und vortrefflich geeignetes Holz lieferte (Heinrich Kiepert, Alte Geographie, p. 89 Anm. 2), zugeführt worden sein. Wenn wir nun finden, dafs etwa gleichzeitig mit rajata „Silber“, vielleicht ein wenig später, der açvatara „das Maulthier“ in der indischen Ueberlieferung (AV. : H. Zimmer, AiL. 233) erscheint; wenn wir weiter die geographische Lage der pontischen Küste Kleinasiens erwägen: so ist es schwer an ein zufälliges Zusammentreffen zu glauben, — liegt es nahe an die Beeinflussung östlicher und westlicher Arier durch die aufblühende pontische Kultur zu denken. — Aus diesen gesegneten Landstrichen ist auch manche Nutzpflanze, so manches edle Obst zu uns gekommen; ich erinnere nur an die Kirsche. Von hier würde auch der westarische Weinname ausgegangen sein, wenn August Müller, in Bezzenbergers „Beiträgen“ 1, 294, mit der Ablehnung semitischer Herkunft des Wortes Recht behält: vgl. Victor Hehn [4], besonders p. 61 ff. 64, und die Reihe armen. gini, gr. *οἶνος*, lat. vînum (H. Hübschmann, Armenische Studien I, 1, 25); der Wein ist über Thrakien nach Westen gedrungen, — ein Weg, den uns auch das lat. argentum (vgl. u. § 53) weist.

21. In diesem Zusammenhange wage ich auch an das

gr. σίδηρος zu erinnern. Es ist mir nach manchem vergeblichen Versuch, zu einer einigermafsen befriedigenden Etymologie dieses Wortes zu kommen, immer wahrscheinlicher geworden, dafs die Griechen das Wort von Aufsen erhalten haben. Wilhelm Tomaschek (in Ernst Kuhns Literatur-Blatt für Orientalische Philologie 1, 125) bringt uns aus dem Udischen, dem „einzigen Rest der 26 Dialekte des kaspischen Albaniens", das Wort zido „Eisen"; als Vermittler sind wohl kleinasiatische Arier gedacht. Das Wort ist, wenn ich Tomaschek recht verstehe, jung, die Entlehnung aus dem Griechischen also nicht ausgeschlossen; doch wäre mir, wenn beide Worte zusammengehören, eine gemeinsame Quelle das Wahrscheinlichste. Dies würde leicht wieder an die pontische Küste Kleinasiens führen, für die ohnehin, wie wir sahen, altes Kulturleben und frühe Metallgewinnung angesetzt werden mufs, und woher den Hellenen allem Anscheine nach auch der Stahlname χάλυψ gekommen ist. Von hier aus hätte das Eisen in sehr alter Zeit über Thrakien zu griechischen Stämmen gelangen können (vgl. dazu auch W. Helbig, Das Homerische Epos [2] p. 8 ff.), — für die frühe Bekanntschaft der Griechen mit dem Eisen darf ich auf die Mittheilung Hrn. Dr. Ferdinand Dümmlers, unten § 25, verweisen. Nun heifst ein Theil der Küstenlandschaft, die den eisenreichen Gebieten des nördlichen Kleinasien vorgelagert ist, Σιδήνη, mit festen Plätzen an der Küste, deren einer, Σίδη, der Landschaft den Namen gegeben habe: Strabo 12, C. 548, vgl. H. Kiepert, AG. p. 92 ff. Der Name Side ist häufig, Victor Hehn [4] 193 f., und dieses Side scheint erst spät genannt zu werden; doch würde, wenn das gr. σίδηρος vom Namen einer Stadt Σίδη hergeleitet werden darf, das pontische Side, soviel ich sehe, gleichwohl am Nächsten liegen, — nicht allein

weil hier in nächster Nähe Eisenlager vorhanden sind, sondern weil die griechischen Stämme augenscheinlich auch sonst von diesem alten Centrum des Handels, des Wein- und Obstbaus und der Industrie, insonderheit der Metallgewinnung aus sehr früh und kräftig beeinflufst worden sind. Dafs das ältere *σίδηρος* nach der Küstenstadt, das jüngere *χάλυψ* nach dem im Hinterlande gelegenen eigentlichen Productionsgebiet den Namen führen würde, hätte ja nichts Auffallendes. — Ob *σίδηρος* für den ersten griechischen Eisennamen gelten darf, wird sich kaum feststellen lassen; das *σ* würde, wenn der Anlaut des Fremdwortes dem altererbten Sibilanten entsprach, darauf hinweisen, dafs das Wort (vgl. *χρυσός* und unten § 47) nach der „urgriechischen" Wandlung des s in Spiritus asper in die Sprache aufgenommen wäre, — auch liegt, soweit ich sehen kann, kein Grund vor, das Aufkommen des Eisens bei den griechischen Stämmen in frühere Zeit zu setzen. Dahin, dafs das Wort innerhalb der griechischen Entwickelung alt ist, könnte vielleicht auch die Ableitung vom Ortsnamen mit dem Suffix *-ρο-* (doch vgl. auch *ἄργυρος*?) gedeutet werden; über das Suffix vgl. Leo Meyer, Vergleichende Grammatik II [1] 573 ff., cf. 206 ff.

Setzen wir in das pontische Kleinasien ein uraltes Handelscentrum und reiche Metall- besonders Eisenindustrie — wozu uns, wie ich glaube, die bisherige Erörterung guten Grund giebt —, so würde sich daraus vielleicht auch erklären lassen, dafs in Vorderasien das Eisen in älterer Zeit und in weiterem Umfang als in Aegypten verwandt worden sei, — wenn, was ich nicht beurtheilen kann, die Thatsache dieser früheren und häufigeren Verwendung sicher genug beglaubigt ist. Tiele berichtet, dafs in Babylonien und Assyrien der Gebrauch des Eisens in ältere Zeit, als in Aegypten, zurückgehe; cf. o. p. 34. E. Reyer,

auf dessen Aufsatz über „Altorientalische Metallurgie", ZDMG. 38, 149 ff. (vgl. dazu p. 487), ich im Uebrigen verweise, erwähnt u. A. p. 150, dafs „noch unter den grofsen Eroberern des neuen Reiches die inländischen Truppen mit rothen Bronzewaffen versehen erscheinen, während die Schardana und andere kleinasiatische Hülfsvölker blau gemalte Stahlwaffen tragen." In der Publication Rosellinis, die mir hier zugänglich ist, habe ich nichts Entsprechendes gefunden. Falls die Thatsache feststeht, läge es nahe auch hier an jenes pontische Handelsemporium, das ja in die ältesten Zeiten unserer Geschichte hineinreichen könnte, zu denken.

22. Noch Eines. Die ältesten Funde scheinen, soviel ich sehen kann, zu dem Ergebnisse zu führen, dafs Gold und Bronze dem Silber und Eisen vorangegangen sind. Soweit die Fundorte dem directen Einflusse der ägyptisch-semitischen Kulturwelt, der Einwirkung insonderheit des phönikischen Handels, ausgesetzt gewesen waren, wird dies Ergebnifs, wie ich glaube, wenigstens in der Regel den Thatsachen entsprechen. Nicht selten mögen aber Beobachtungsfehler vorliegen. Auch sorgfältige Beobachter stehen meinem Eindrucke nach im Allgemeinen so sehr unter dem Banne des Dogmas von der Bronze- und Eisenperiode, dafs ihr klares Urtheil über den Einzelfall dadurch wohl bisweilen getrübt sein könnte. Aufserdem ist zu erwägen dafs, wie Wolfgang Helbig, Italiker p. 21, betont, „Silber in dem feuchten Erdboden stark durch Oxydation zersetzt wird und, wenn es nur zu kleineren Gegenständen verarbeitet vorkommt, sehr leicht der Beobachtung entgeht" (o. p. 13); und dafs, wie mir Hr. Dr. Ferdinand Dümmler auf Grund wiederholter eigener Beobachtung mittheilt, das Eisen in der Erde oft völlig ver-

rostet und sein Vorhandensein nur durch die genaueste Beobachtung und die minutiöse Untersuchung der alten Kulturschicht nachgewiesen werden kann. Auf meine Bitte war Hr. Dr. F. Dümmler so liebenswürdig, diese Verhältnisse, die ja nur von wenigen Gelehrten ausreichend beurtheilt werden können, im vorliegenden Zusammenhang übersichtlich zu behandeln. Ich füge seine Erörterung im Folgenden dieser Untersuchung ein.

23. Hr. Dr. Ferdinand Dümmler schreibt:

„Wenn man die Karte der oberitalischen Pfahldörfer in Helbigs vortrefflichem Werke „Die Italiker in der Poebene“ betrachtet, so ist man zunächst erstaunt über die Dichtigkeit jener alten Bevölkerung und wird leicht zu der Erwartung kommen, daſs die Kultur derselben aus den sich gegenseitig ergänzenden Funden nahezu vollständig bekannt sein müsse. Es läſst sich trotzdem aus verschiedenen Gründen erweisen, daſs alle Schlüsse ex silentio der Fundumstände von der bedenklichsten Art sein würden. Einmal nämlich sind jene Wohnstätten mit einem aller Sympathie würdigen Localpatriotismus groſsentheils schon zu einer Zeit ausgegraben worden, als nüchterne Beobachter mit der nöthigen wissenschaftlichen Vorbildung noch auſserordentlich selten waren; wie sie ja auch heute noch nicht häufig sind, da zur richtigen Leitung von Ausgrabungen und zur entsprechenden Beurtheilung und Verwerthung ihrer Ergebnisse auſser der wissenschaftlichen Vorbildung noch eine ganz besondere Schulung gehört. Grade darin besteht der groſse Werth des Helbigschen Buches, daſs er aus der weitverzweigten, schwer zugänglichen und sehr ungleichartigen italienischen Literatur sich als Grundlage seiner Darstellung nur die Berichte der völlig zuverlässigen Beobachter ausgesucht hat, in erster

Linie die der ausgezeichneten Forscher Pigorini Strobel und Chierici. Schon hieraus folgt natürlich, dafs die kritisch verwendbaren Punkte der Uebersichtskarte gegen die überhaupt angegebenen sich in erheblicher Minderheit befinden. Aber selbst angenommen, alle auf der Karte angegebenen Wohnstätten wären auf das Zuverlässigste beobachtet worden, so würde kein besonnener Forscher wagen können aus dem Fehlen eines in alten Zeiten nicht häufigen und nicht schwer transportierbaren Gegenstandes in der Fundstatistik darauf zu schliefsen, dafs ihn jene Bevölkerung überhaupt nicht besessen und gekannt habe. Dies würde ein übereilter Schlufs sein, von welchem übrigens auch Helbig weit entfernt ist (vgl. Die Italiker S. 21). Diese Vorsicht ist namentlich für Schlüsse aus dem Fehlen der Edelmetalle in den Resten der Pfahldörfer auf das Dringendste zu empfehlen. Wenn anderweitige Gründe die Annahme nahelegen, dafs die Träger jener Kultur Gold und Silber besessen haben, so kann gegen diese Annahme das Fehlen jener Metalle in den Resten ihrer Niederlassungen nicht geltend gemacht werden.

Wenn man allerdings völlig im Unsichern darüber wäre, wes Stammes jene Bevölkerung gewesen sei und welchem Jahrtausend die hinterlassenen Spuren zuzuschreiben seien, so würde es methodisch richtig sein, sich mit der blofsen Fundstatistik und den sich unmittelbar aus ihr ergebenden Schlüssen zu begnügen; aber das Problem liegt jetzt doch für alle mit den Verhältnissen Vertrauten so, dafs es nur noch zweifelhaft ist, ob die Pfahldörfer den noch ungetrennten Italikern oder einem einzelnen ihrer Zweige angehören, welcher Zweig dann die ursprüngliche gemeinsame Kultur jedenfalls unverändert bewahrt haben würde, was für die historische Verwerthung der Funde ziemlich auf eins hinausliefe. Allerdings ist bei Helbig S. 35 ff. der er-

schöpfende Nachweis, dafs die Ansprüche der Ligurer auf die Pfahldörfer gänzlich ausgeschlossen sind, für die den Sachen ferner Stehenden nicht erbracht; doch weifs ich aus persönlichem Verkehr, dafs ihm grade für die Ausschliefsung der Ligurer ein ausgedehntes archäologisches Material zur Verfügung steht, das in nächster Zeit allen zugänglich gemacht werden wird.

24. Die ursprünglichen Bewohner der Pfahldörfer sind somit sicher uralte Italiker. Viel Edelmetall werden sie bei der Aermlichkeit ihrer Kultur nicht besessen haben; aber wenn sie wenig besafsen, so erklärt sichs um so leichter, dafs es aus den Ueberresten der meist durch Brand zerstörten baufälligen Baraken spurlos verschwunden ist. Einmal konnte es leicht mitgenommen werden — und dafs meist Zeit zur Bergung des Nöthigsten war, dafür spricht der Umstand, dafs sich menschliche Leichen an den Brandstätten nicht gefunden haben —, und dann ist ein Zurückkehren der Bevölkerung und ein nachträgliches Durchwühlen des lockeren Bodens auf zurückgelassene Kostbarkeiten keineswegs ausgeschlossen.

Von welchen Zufälligkeiten unsere Kunde, dafs ein Material in alter Zeit bekannt war, oft abhängt, dafür kann ich aus meiner Erfahrung einen instructiven Fall mittheilen. Von den Gräbern der ältesten Bevölkerung auf Cypern, welche bereits im zweiten Jahrtausend vor Christus ausgerottet worden ist, habe ich etwa siebzig theils selbst ausgraben lassen theils ausgraben sehen. In keinem derselben fand sich Gold. Ein noch viel ausgedehnteres Beobachtungsmaterial hat der über zehn Jahre in Cypern ansäfsige Max Ohnefalsch-Richter in Cypern. Dieser hat in einem jener Gräber einen aus Assyrien importierten Cylinder in goldener Fassung gefunden. Aber selbst ohne jenen ganz vereinzelten Fund müfste man annehmen, dafs

jene Bevölkerung Gold besessen hat. Denn einmal findet es sich, allerdings auch nur in Form eines kostbaren zusammengehörigen Schatzes, in den von Schliemann aufgedeckten Resten von Hissarlik, die zweifellos derselben Bevölkerung angehören, welche in ältester Zeit auf Cypern safs; und dann zeigen die jüngeren jener cyprischen Gräber einen ausgedehnten Import der Thonwaare, wie sie namentlich in Mykenae in Gebrauch war, — und die Träger der „mykenischen“ Kultur waren sehr goldreich. (Ueber die cyprischen Nekropolen vgl. meinen Bericht in den Mittheilungen des Athenischen Instituts XI S. 209 ff.) Man wird also aus dem Fehlen jener Edelmetalle in den Resten der Terremare auf die Unbekanntschaft ihrer Bewohner mit denselben nicht ohne Weiteres schliefsen können.

25. Etwas anders liegt die Frage bei einem Nutzmetall, wie dem Eisen. Falls es damals schon zur Festigung von Baulichkeiten und nicht nur zu einzelnen leicht transportierbaren Werkzeugen verwendet worden wäre, so würde man unbedenklich aus seinem Fehlen in den Trümmern der Niederlassungen auf sein Fehlen in jener Kultur überhaupt schliefsen dürfen. Dafs die Italiker dies Metall nicht nach Italien mitbrachten, scheint allerdings festzustehen. Was jedoch das Fehlen in den Resten der Pfahldörfer betrifft, so ist soviel zuzugeben, dafs es an sich viel wahrscheinlicher ist, dafs bei Feuersgefahr einmal eine eiserne Axt oder ein Messer liegen gelassen wird, als ein goldener Schmuck; an sich ist also das Fehlen dieses Metalls gewichtiger. Zum Häuserbau scheint das Eisen damals jedoch noch nicht verwendet worden zu sein. Wir können uns nämlich von der Hütte jener Zeit ein Bild machen durch die thönernen zur Aufbewahrung der Asche bestimmten Hüttenurnen, welche namentlich aus dem ältesten Theil der Nekropole von Corneto und dem Albaner-

gebirge, aber auch aus der römischen Campagna (vgl. Monumenti dell' instituto VIII 37) bekannt sind. Sie gehören allerdings einer Kultur an, die im Verhältnifs zu der der Pfahldörfer etwas, wenn auch wenig, fortgeschritten ist, berechtigen aber um so mehr, für die Pfahldörfer keinen entwickelteren Hausbau vorauszusetzen. (Vgl. Helbig a. a. O. S. 50.) Diese Hütten zeigen durchweg als Grundlage ein leichtes Holzgerüst, welches durch hölzerne Pflöcke vollständig genügend zusammengehalten werden konnte und das wahrscheinlich mit Fellen überspannt oder mit Stroh und Lehm ausgefüllt war, wodurch sich auch die häufigen Brandunglücke in den Pfahldörfern (ebenso wie in Hissarlik) erklären.

Dafs sich also in den verbrannten Gebäuden Eisen müfste erhalten haben, wenn es existiert hätte, wäre eine abzuweisende Forderung. Aufserdem entziehen sich geringfügige Eisenreste auch sorgfältiger Beobachtung sehr leicht, da das Metall sehr schnell oxydiert und, wenn es dann auseinanderfällt, von der Erde schwer zu unterscheiden ist. Indes glaube auch ich mit Helbig (S. 80, 81), dafs dies Metall dem gröfsten Theil der Pfahlbauperiode fremd ist. Gegen das Ende dieser Epoche mufs es aber zu den Italikern gelangt sein und zwar zweifellos von den Hellenen. Die Hellenen unterscheiden sich von den Italikern in allen bekannten ältesten Sitzen bereits durch drei Kulturerrungenschaften: eiserne Waffen, auf der Töpferscheibe gearbeitetes Geschirr und die Heftnadel, die fibula (Vgl. meine Ausführungen Athen. Mittheilungen XII S. 1 und XIII S. 273 ff., speciell über die fibula Studniczka Ath. Mitth. XII S. 8 ff.). Und zwar treten die eisernen Waffen in den ältesten Gräbern — z. B. vor dem Dipylon bei Athen und in Gräbern auf Cypern, welche an den Anfang des ersten vor-

christlichen Jahrtausends heranreichen [1]) — bereits in grofser Anzahl auf, so dafs die Bevorzugung der Bronze im homerischen Epos nicht als ein ursprünglicheres Kulturstadium, sondern nur als ein durch orientalischen Einflufs hervorgerufener unzweckmäfsiger Luxus angesehen werden kann. Wenn sich nun in den Pfahlbauten am Gardasee, die zwar etwas fortgeschrittener als die italischen sind, ihnen aber sicherlich zeitlich noch recht nahe stehen, nach Helbig S. 58 bereits fibulae finden, so können diese nur durch Griechen dorthin gelangt sein, und mit der Heftnadel ist sicherlich auch das Eisen eingewandert, wenn es auch noch nicht nachgewiesen ist. Und zwar müssen beide Artikel erst einen längeren Weg durch Italien gemacht haben, also in Felsina oder Adria resp. in Agylla-Caere früher bekannt gewesen sein, das heifst gegen Ende der Pfahlbauepoche in der Poebene. Hierzu stimmt, dafs nach de Rossis zuverlässigem secondo rapporto S. 34. 37 (Helbig S. 91) bereits in der ältesten Nekropole von Alba longa, deren Kultur jener der Pfahldörfer noch recht nahe steht, Eisen gefunden worden ist. Recht alte und reichhaltige Eisenfunde aus der Nekropole von Capenae sah ich in Rom.“ —

26. Eine Behandlung alt-arischer Kulturverhältnisse wird, wenn sie in die Urzeit hineingreift oder sich dieser nähert, in weiterem oder geringerem Umfang und ausgesprochener oder unausgesprochener Mafsen, zum Problem der a r i s c h e n „T r e n n u n g“ Stellung nehmen müssen, seis

[1]) Dieselben Typen eiserner Waffen fanden sich kürzlich auch in Boeotien in Gräbern, welche den ältesten attischen gleichzeitig sind (vgl. Archaeol. Jahrb. III S. 326 Böhlau) und zwischen den sehr alten Funden in der idaeischen Zeusgrotte auf Kreta (Comparetti museo italiano di antichità classica II) sowie in den ältesten Fundschichten in Olympia (Furtwängler Bronzefunde aus Olympia S. 102).

dafs sie auf Grund einer bestimmten Auffassung der „Trennung“ weiter zu bauen sucht, seis dafs sie an einer solchen Auffassung Kritik übt, sie prüft berichtigt. Da ich die Frage nach der „Trennung“ vor kaum einem Jahr ausführlicher besprochen habe[1]), so darf ich mich hier mit einer Skizze begnügen die, das früher Gesagte zum Theil ergänzend, nur den Zweck hat den Boden zu zeigen auf dem der Bau beginnen soll; die versuchte Fundamentirung wird dann lehren müssen, ob dieser Boden zum Bau geeignet und wo und wie weit er einer Nachhülfe, der Auffüllung und Festigung bedürftig ist.

4. Capitel.

Ueber die arische „Trennung.“

Das Nächstliegende ist, wie ich glaube, ein Blick auf die Karte, eine Erwägung der geographischen Verhältnisse. Einst waren die Arier ein Volk, schon in der ältesten historischen Zeit giebt es viele arische Völker, — eine gewaltige Völkerkette vom Himâlaya und Indus bis zum atlantischen Ocean, die von ihrer gemeinsamen Herkunft nichts mehr ahnt, deren Glieder grofsen Theils kaum etwas von einander wissen. Dafs sich die arischen Stämme in der Zwischenzeit vielfach zwischeneinander, durch- und übereinander geschoben haben werden, ist nicht allein möglich, sondern wahrscheinlich; dafs aber diese Schiebungen

[1]) Beiträge zur Kenntnifs der vorhistorischen Entwickelung unseres Sprachstammes. Giefsen 88, besonders im II. Theil (p. 18) und darin p. 27 ff.; zu der p. 18 angegebenen Literatur trage ich nach
August Fick, Die ehemalige Spracheinheit der Indogermanen Europas. Eine sprachgeschichtliche Untersuchung. Göttingen 1873, bes. p. 262 ff. 398 ff.
Victor Hehn, Das Salz. Eine kulturhistorische Studie. Berlin 1873, p. 21.
Für die kulturgeschichtliche Bedeutung des thrakisch-illyrischen Volksstammes ist
Victor Hehn, Kulturpflanzen und Hausthiere [4] 52 f. 449 ff. und sonst, z. B. 476 u. 61 ff., stetig im Auge zu behalten.

die geographische Ordnung der „Trennungszeit“ auch in ihren allgemeinsten Umrissen, dafs sie auch die grofsen Verhältnisse der arischen Ausdehnung ganz und gar verwischt haben sollten, ist wenigstens a priori nicht so deutlich oder glaubhaft, dafs der an sich zunächst liegende Versuch, bei der Erschliefsung dieser Verhältnisse von der späteren geographischen Lage auszugehen, von vornherein aussichtslos erscheinen würde. Was eine Betrachtung der geographischen Verhältnisse der ältesten historischen Zeiten etwa ergäbe, wäre dann an den Verschiedenheiten und Uebereinstimmungen der alt-arischen Einzelvölker in Sprache Kultur und Religion zu messen. Uebereinstimmungen dieser Art können auf Gruppirungen innerhalb des „Urvolkes“ vor der ersten schärferen und dauernderen Spaltung, die die eigentliche „Trennungszeit“ gleichsam inaugurirt hätte, zurückgehen, sie können zufällig sein : das mufs im einzelnen Falle immer wieder erwogen werden. Doch glaube ich, dafs z. B. eine scharfe Spaltung in der Behandlung ganzer Lautgruppen, wenn ihr die geographische Lage im Allgemeinen entspricht, von vornherein mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit auf jene „Trennungszeit“ bezogen werden darf. Die Ansätze zur Spaltung mögen immerhin in weit frühere Zeit zurückgehen : ihre Durchführung und Festsetzung in der historisch gegebenen Art würde, wenn ich nicht irre, am Leichtesten unter der Voraussetzung zu verstehen sein, dafs sie — vom Zufall abgesehen — in der unter den möglichen Zeiten letzten Zeit, also in der eigentlichen „Trennungszeit“ erfolgt wäre.

27. Die älteste geographische Anordnung der arischen Einzelvölker, die sich, zumeist noch auf Grund geschicht-

licher Ueberlieferung, reconstruiren läfst, würde[1]) in ganz allgemeinen Umrissen etwa folgendermafsen aussehen.

Die Kelten im Westen Europas, besonders im nördlicheren Frankreich, etwa bis zu Rhein und Rhone; in Mitteleuropa zwischen Rhein und Weichsel wohnten Germanen. Die Italiker scheinen aus dem Norden oder Nordosten, die Hellenen aus Nordwest in ihre Halbinsel eingerückt zu sein, beide Volksstämme also aus dem südlicheren Theil Mitteleuropas[2]). Längs der Ostseeküste schliefsen sich den Germanen die litauischen Stämme an, südlich und südöstlich von diesen die Slaven. — Ferner zieht sich von der nördlichen Küste des Adriatischen Meeres aus quer durch den nördlicheren Theil der Balkanhalbinsel bis zur Propontis und weiter durch Kleinasien bis Armenien hin ein langer Streifen arischer Stämme : Illyrier (Albanesen), Thraker, Phryger, Armenier u. s. f., dessen asiatischer Theil aller Wahrscheinlichkeit nach von Westen, aus Europa, eingewandert war. Von dieser Völkerreihe wissen wir verhältnifsmäfsig wenig; auch die Sprachen derjenigen ihrer Stämme, die sich im Osten und Westen als versprengte Reste erhalten haben, der Armenier und Albanesen, sind weit weniger bekannt und wissenschaftlich durchforscht als die meisten andern arischen Sprachen. Doch scheinen jene Völker manches Gemeinsame zu haben und den Litu-slaven am Nächsten zu stehen : wir fassen sie vorläufig unter dem Namen „Illyrio-armenier“ zusammen. — Die Indo-arier wohnen in ältester Zeit südlich vom Hindukusch, besonders im Fünfstromlande (vgl. H. Zimmer, Altindisches Leben), von wo aus sie sich gen Süd und Ost weithin ausgedehnt haben. Westlich und nördlich von

[1]) besonders nach Zeuss, Die Deutschen, und Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde II.

[2]) Vgl. dazu weiter m. „Beiträge“, p. 29 ff.

ihnen in Turkistan und über das Hochplateau von Iran hin sitzen die nah verwandten Iranier, die wir früh auch in der grofsen Ebene nördlich vom Kaspischen und Schwarzen Meere (vgl. Müllenhoff, Monatsber. d. Berl. Akad. 1866, p. 549 ff.) verbreitet und Stämmen der europäischen Arier, insonderheit thrakischen und slavischen Völkerschaften benachbart finden; im Süden vom Kaukasus scheinen sie gleichfalls schon in alter Zeit mit westarischen Völkern Fühlung zu haben.

Zu bemerken ist, dafs die ältesten dieser Ansätze von den jüngsten um anderthalb Jahrtausend oder mehr abstehen.

28. Die oft behandelte Frage, ob die europäischen oder asiatischen, die West- oder die Ostarier der „Urheimath" näher geblieben sind, wird uns hier nicht beschäftigen. Der Weg, auf dem diejenigen arischen Stämme, welche sich vom „Ursitz" weiter entfernt haben, ihrer neuen Heimath zugezogen sind — oder in anderer Fassung: der Schauplatz, auf dem sich die Hauptscenen der arischen „Trennung" abgespielt haben —, war aller Wahrscheinlichkeit nach die grofse Ebene im Osten und Norden des Kaspischen und Schwarzen Meeres, etwa vom Oxus bis zum Ister. Eine Ausdehnung der Arier von Asien nach Europa, oder umgekehrt, im Süden des Kaspi-Sees durch Iran und Kleinasien oder etwa am Westufer des Kaspischen Meeres hin wäre denkbar, meiner Meinung nach aber unwahrscheinlich; nicht allein, weil hier der Boden erheblich gröfsere Schwierigkeiten entgegenstellt, sondern auch weil, vorausgesetzt dafs die arischen Stämme oder auch nur starke arische Haufen diesen Weg genommen hätten, es kaum glaublich erschiene, dafs sie nicht vor Allem über die reichen vorderasiatischen Kulturländer hergefallen sein sollten: und die Kunde von einer solchen Invasion würde

sich lange genug erhalten haben. Eine Ueberlieferung die in diese Richtung weisen könnte, scheint aber durchaus zu fehlen : an die Hyksos kann dem Anscheine nach nicht wohl gedacht werden (vgl. dazu Eduard Meyer, Geschichte des Alterthums I p. 133. 166 f.); und soweit jene Völker, die in der zweiten Hälfte des dreizehnten und in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts „mit Weib und Kind und aller Habe auf ihren Ochsenkarren“ dahergezogen kamen, und in Syrien und Aegypten einfielen, „um Beute und eine neue Heimath zu gewinnen“ (Eduard Meyer, l. c., p. 317 f. 312 f.), — soweit diese Völkerstämme deutlich arischer Herkunft sind, gehören sie jedenfalls einer weit späteren Periode arischen Lebens an, als wir sie hier voraussetzen müſsten (vgl. auch, l. c., p. 235 o.).

Indem ich die Frage, ob die arische Ausdehnung im Wesentlichen von Osten nach Westen oder umgekehrt verlaufen ist, zunächst völlig offen lasse, halte ich es doch gröſserer Anschaulichkeit halber für empfehlenswerth, im Verlaufe der Darstellung die eine oder die andere Hauptrichtung jener Ausdehnung im Allgemeinen festzuhalten. In diesem Sinne ist auf den folgenden Blättern da, wo nichts Anderes bemerkt wird, die Hauptrichtung der arischen Ausdehnung als eine westliche gedacht; und ich bitte den Leser, wenn er der umgekehrten Richtung den Vorzug giebt, sich meine Darlegung demgemäſs umzusetzen. Bei dem einen wie beim andern Ansatz ist natürlich auch die Möglichkeit gelegentlicher Rückströmungen, wie wir sie z. B. an der Geschichte unseres Volkes beobachten können, mit in Betracht zu ziehen. —

29. Die arischen Völker scheiden sich also nach ihren Wohnsitzen zunächst in zwei Gruppen: in europäische und asiatische Arier. Die Arier Kleinasiens und Armeniens sind wahrscheinlich in alter Zeit aus Europa eingewandert,

die Iranier im Südosten Europas gehören deutlich zu ihren asiatischen Stammesgenossen; so erhalten wir eine, zunächst wesentlich aus den geographischen Verhältnissen erschlossene, Scheidung in Westarier, deren Hauptmasse Europa, und Ostarier, deren Hauptmasse Asien bewohnt: zu den ersteren gehören die Arier Europas und Vorderasiens mit Ausschlufs der Iranier, zu den anderen die Iranier und Inder. — Dafs die beiden zuletzt genannten Volksstämme eng zusammengehören, ist früh erkannt worden. Ihre Sprachen, wie sie uns in der ältesten Ueberlieferung entgegentreten, stehen einander so nahe, dafs sie eher als Dialekte derselben Sprache denn als gesonderte Sprachen erscheinen; und wenn die ältesten iranischen Denkmäler heute bereits in weitem Umfange verstanden werden und ihr Verständnifs mit jedem Jahre zunimmt, so ist das sehr wesentlich der reichlicheren und sichereren Ueberlieferung der indischen Arier zu danken. Ebenso zeigt die Kultur und bei aller Verschiedenheit auch die Religion der Iranier und Inder die gröfste Aehnlichkeit. Es läfst sich also nicht bezweifeln, dafs die beiden ostarischen Völker lange Zeit hindurch in den nächsten Beziehungen zu einander gestanden haben. Ob sie während dieser — sehr alten — Zeit von den Westariern, etwa durch weitere Strecken unarischen Landes, völlig getrennt waren oder sich mit ihnen leise irgendwo berührten, vermag ich nicht zu entscheiden; doch würde ich, wenigstens für einen Theil jener Zeit, eher der ersteren Ansicht zuneigen. — Dafs die Indo-iranier sehr früh längere Zeit hindurch ohne eigentliche Fühlung mit ihren europäischen Stammesgenossen gewesen sind, geht, wie ich glaube, deutlich aus den folgenden Thatsachen der alt-arischen Kultur- und Sprachgeschichte hervor.

30. I. Während wenigstens die wichtigsten Aus-

drücke eines primitiven Ackerbaues innerhalb einer jeden Gruppe im Allgemeinen übereinstimmen, besteht in diesen Ausdrücken zwischen beiden Gruppen, also zwischen den Ostariern einerseits und den Westariern andrerseits, eine tiefgreifende Verschiedenheit, die sich meiner Meinung nach kaum anders als unter der Voraussetzung verstehen läſst, daſs zu der Zeit, da sich die Anfänge wenigstens eines etwas ernstlicher betriebenen, wenn auch noch immer sehr primitiven Ackerbaues in beiden Gruppen herausbildeten — oder in einer der beiden Gruppen von Neuem herausbildeten —, die europäischen und die asiatischen Arier gesonderten Kulturkreisen angehört haben (vgl. dazu u. § 64). Ob beide Gruppen erst nach der „Trennung" sich in etwas weiterem Umfange mit dem Ackerbau zu beschäftigen begannen, oder ob eine von ihnen, etwa während der Zeit der Ausdehnung und Wanderung, die altererbte Beschäftigung und Fertigkeit aufgegeben hätte, erschiene in diesem Zusammenhange verhältniſsmäſsig gleichgültig; denn auch in letzterem Falle würde die Verschiedenheit des Ausdruckes darauf hinweisen, daſs die beiden Gruppen spätestens damals, als in jener Gruppe die Beschäftigung mit dem Ackerbau von Neuem begonnen hätte, geschiedene Kulturkreise gebildet haben. — Näheres über diese Verhältnisse s. bei Victor Hehn [4] 54 f. 451 ff. August Fick, Die ehemalige Spracheinheit, p. 288 ff. u. 280, und weiter unten im 12. Capitel dieser Untersuchung.

31. II. Dazu kommt, daſs die beiden ostarischen Völker eine Fülle von Uebereinstimmungen religiöser, kultischer, kultureller und sprachlicher Art zeigen, denen auf westarischem Gebiete nichts irgend genau Entsprechendes zur Seite steht. Ich erinnere hier nur an hôtar, atharvan, sôma, mitra, — wahrscheinlich ist indra vṛtrahan und vielleicht sind auch die âdityâḥ hierher zu

stellen —, ferner an das Zusammenfallen der drei arischen „A-Laute“, an das Verhalten eines alten l-Lautes im Indischen und Iranischen u. s. f. Manches von dem, was den Ostariern im Unterschiede von ihren europäischen Stammesgenossen eigen ist, scheint originelle Weiterbildung ur-arischen Besitzes zu sein, so sôma, so vielleicht auch hôtar (vgl. unser Gott? und brahman, adhvaryu in meinen „Beiträgen“, p. 13). Zu Anderem wird sich vielleicht noch einmal auf westarischem Boden etwas einigermafsen Entsprechendes finden : dessen was nur den ostarischen Stämmen oder wenigstens só nur den ostarischen Stämmen eigenthümlich ist, dürfte immer noch die Fülle übrig bleiben.

Die Berührungen zwischen Ost- und Westariern im Süden des Kaukasus sind wahrscheinlich secundärer Art (vgl. o. p. 53 und dazu unten § 51); und unter den erörterten Umständen dürfte die gleiche Auffassung auch für die Nachbarschaft iranischer und westarischer — insonderheit slavischer und thrakischer — Stämme im Norden des Schwarzen Meeres von vornherein die gröfsere Wahrscheinlichkeit haben. —

32. Die Scheidung des arischen Stammes in die europäische und die indo-iranische Gruppe ist für die Entwickelung der arischen Völker mafsgebend geworden, sie hat insonderheit auf deren Beziehungen zu einander den weitesten, den bestimmenden Einflufs ausgeübt.

Von nun an sind die Iranier und vor Allem die Inder, wenn wir die Geschichte Europas und des westlichen und südlichen Asiens bis zur Mündung des Ganges in ihren grofsen Zügen, im Ganzen ihres Verlaufes zu erfassen suchen, — jetzt sind die Inder und Iranier im Wesentlichen, und von gröfseren und geringeren Unterbrechungen

abgesehen, von der Kultursphäre ihrer westlichen Stammesgenossen gelöst und gehen ihre eigenen Wege, während sich die europäischen Arier, besonders die südlichen dann die westlichen Stämme, im Allgemeinen immer enger zusammenschliefsen um, von der ägyptisch-semitischen Kultur Vorderasiens ausgehend, von ihr angeregt und gefördert, aber eigenen Geistes die Kultur Europas, die Weltkultur zu leben und zu schaffen. So wäre es denn keineswegs erstaunlich, wenn jene entscheidende Trennung und Einigung die Folgen früherer Gemeinschaft und Geschiedenheit im Wesentlichen verwischt, — deren Spuren wenigstens unseren Augen unkenntlich gemacht hätte; denn vorausgesetzt, dafs ein oder der andere oder auch mehrere westarische Stämme ostarischen Völkerschaften früher nahe, näher als den übrigen europäischen Ariern, gestanden haben, so müfste die spätere Gruppirung in weitem Umfange die alte „Einheit" zerstört, die alte Verschiedenheit ausgeglichen haben. Was die Oberfläche, was die oberen Schichten der Erde uns zeigen können, gehört im Allgemeinen der gegenwärtigen und letztvergangenen Zeit an, — und so ist es auch mit der Entwickelung der Völker, ihrer Sprache Kultur und Religion. Die spätere Schicht liegt deutlich am Tage und verhüllt das Vergangene; nur was noch in der Gegenwart lebendig ist und deren Bedürfnisse dient, tritt scharf hervor und wird erhalten, das Uebrige verfällt und tritt zurück.

33. Leichter und schneller verwischt sich die alte Kulturbeziehung verwandter Stämme unter dem Einflusse neuer, fester haften die Spuren vergangener Sprachgemeinschaft; am Zähesten in der Bewahrung gemeinsam vollzogener Lautgestaltung. „Ursache ist, dafs bei der Gestaltung" der Lautverhältnisse „Alles auf den directen Einflufs durch unmittelbaren persönlichen Verkehr ankommt. Im Wort-

schatz und in der Wortbedeutung, im Formellen und im Syntactischen macht die mittelbare Uebertragung keine Schwierigkeiten. Was hier Neues entstanden ist, kann, wenn es sonst Anklang findet, ohne wesentliche Alterirung, weithin wandern. Aber der Laut wird niemals genau in der Gestalt weitergegeben, wie er empfangen ist. Wo schon ein klaffender Rifs besteht, da hört überhaupt die Beeinflussung auf lautlichem Gebiete auf. So entwickeln sich denn hier viel stärkere Differenzen als im Wortschatz, in der Formenbildung und Syntax, und jene Differenzen gehen gleichmäfsiger durch lange Zeiten hindurch als diese. Dagegen, wenn eine wirkliche Sprachtrennung eingetreten ist, können sich die Unterschiede zwischen den verschiedenen Sprachen auf andern Gebieten ebenso characteristisch geltend machen als auf dem lautlichen" (Hermann Paul, Principien der Sprachgeschichte [2] Halle 1886, p. 44 uf.[1]). — Setzen wir den Fall, dafs vor der entscheidenden Spaltung in Ost- und Westarier einige unter den späteren „westarischen" Stämmen mit den „Ostariern" eng verbunden gewesen wären, den übrigen „Westariern" ferner gestanden hätten : so würden wir uns schon wegen der späteren Beziehungen unter den europäischen Ariern dieses Fernerstehen schwerlich als durchgeführte Sprachtrennung, eher als deutlich ausgeprägte dialektische Scheidung denken dürfen. Einen Anhaltspunkt dafür, dafs Verhältnisse, wie die soeben hypothetisch angesetzten, thatsächlich bestanden hätten, könnten wir somit am Ehesten auf lautlichem Gebiete zu finden hoffen; und zwar würde auch nur als Anhaltspunkt einzig die wesentlich gleiche

[1]) Der Satz, an den unser Citat im Original anknüpft, lautet: „Das eigentlich characteristische Moment in der dialektischen Gliederung eines zusammenhängenden Gebietes bleiben immer die Lautverhältnisse."

Entwickelung gelten dürfen, die hüben und drüben ganze Lautgruppen im Gegensatze zu deren Entwickelung in den übrigen „westarischen“ Sprachen genommen hätten. Die Anfänge einer Lautentwickelung dieser Art könnten in sehr alte Zeiten, in den Beginn deutlicherer dialektischer Differenzirung bei im Allgemeinen andauernder und nur zeitweise unterbrochener geographischer Continuität zurückreichen; die scharf ausgeprägte Gleichheit einer solchen Lautentwickelung unter so scharf geschiedenen, Verschiedenheit unter so eng verbundenen Stämmen würde sich aber, wie ich glaube, unter einer anderen Voraussetzung als der, daſs einst die Verhältnisse umgekehrt gelegen hätten, schwer verstehen lassen: die spätere Ausgleichung unter den „westarischen“ Stämmen, die Absonderung der Ostarier würde die alte Ordnung in weitem Umfange verwischt haben, zur Ausgleichung aller lautlicher Differenz war die neue Verbindung doch nicht eng genug. Sehen wir also zunächst von der Möglichkeit ab, daſs die gleiche Entwickelung auch zufällig sein könnte, so läge von vornherein die Annahme näher, daſs eine solche Verschiedenheit und Uebereinstimmung ihre Ausbildung und schärfere Prägung in einer verhältniſsmäſsig späten Periode der Trennungszeit erhalten habe, in einer Periode die der entscheidenden Trennung in Ost- und Westarier nicht gar fern gelegen hätte: bei dieser Annahme würde es sich leicht erklären, daſs die Differenz unausgeglichen blieb.

Die Auffassung solcher Verhältnisse wäre in hohem Grade von der geographischen Lage abhängig. Sitzen diejenigen Westarier, welche mit den Ostariern etwa übereinstimmen, ganz verstreut innerhalb des westarischen Gebietes oder in dessen äuſserstem Westen, so würde die Möglichkeit einer zufällig gleichen Entwickelung, etwa auf Grund alter dialektischer Ansätze, natürlich weit schärfer

hervortreten, als wenn jene Stämme im Wesentlichen den Osten westarischen Landes bewohnten; wir sind in diesen Dingen eben mehr denn sonst zur beständigen Abwägung des Für und Wider genöthigt, erst die Uebereinstimmung der nicht zahlreichen Daten ergiebt eine gewisse Wahrscheinlichkeit, von der wir wenigstens prüfend ausgehen können[1]).

34. Erwägen wir einmal die alte geographische Situation der westarischen Einzelstämme, wie ich sie oben (p. 52 ff.) mit wenigen Strichen anzudeuten versucht habe. Im Westen die Kelten; ihre Nachbarn etwa zwischen Rhein und Weichsel die Germanen. Vom südlicheren Mitteleuropa ausgegangen sind aller Wahrscheinlichkeit nach die Italiker, die vom Norden oder Nordosten, und die Griechen, die vom Nordwesten aus ihre späteren Wohnsitze eingenommen haben: die Richtung weist nach Raetien, Noricum, Pannonien. Die Hellenen hätten sich durch illyrische Stämme durchgedrängt oder die Illyrier würden ihnen nachgerückt sein; schwerlich aus westlichen Sitzen. Den westlichen Flügel der Westarier hätten also im Wesentlichen die Kelten Germanen Italiker und Hellenen gebildet; den östlichen die Litu-slaven und jene südöstlichen Völkerschaften, die ich vorläufig unter dem Namen Illyrio-armenier zusammenfaſste. Sollten diese Völker: Illyrier, Thraker, die kleinasiatischen Arier, Armenier in der That enger zusammengehören, so würde die geographische Lage uns die Vermuthung nahe legen, daſs auch die vorhellenischen Bewohner Griechenlands, wenn

[1]) Vgl. zur folgenden Erörterung besonders
Johannes Schmidt, Die Verwantschaftsverhältnisse der Indogermanischen Sprachen. Weimar 1872.
A. Leskien, Die Declination im Slavisch-litauischen und Germanischen. Leipzig 1876, Einleitung, — und die Besprechung dieses Werkes durch Johannes Schmidt, in der „Jenaer Literaturzeitung“ IV 1877 p. 270 ff.

sie arischen Stammes waren, ihnen zunächst gestanden hätten.

Die arische Urzeit kannte zwei Arten gutturaler Laute, deren jede eine (aspirirte und) unaspirirte Tenuis und eine aspirirte und unaspirirte Media umfaſste: die gutturale oder velare, und die palatale Reihe. Jede dieser Reihen hat sich in den arischen Sprachen im Wesentlichen nach zwei Richtungen hin entwickelt. Die velare oder im engeren Sinn des Wortes gutturale Reihe erscheint in der Regel: in der einen (I) Gruppe als reiner (oder vor j, i, e als palatalisirter) K-Laut, in der anderen (II) häufig mit nachfolgender Labialisirung; vgl. z. B. den Stamm des Interrogativpronomens, iranisch ka-, ci-: lat. quo-, qui-. Die palatale Reihe: in der ersten (I) Gruppe als Spirant, in der zweiten (II) als reiner K-Laut; vgl. iran. satem „hundert“: lat. centum. In denjenigen (I) Sprachen, welche den alten Palatal als Spiranten aufweisen, ist der velare Laut reiner K-Laut, iran. satem: ka- (ci-); in den anderen (II) erscheint der Palatal als reiner K-Laut, der velare mit häufigem labialem Nachklang, lat. centum: quo-, qui-. Zur ersten (I) oder satem-Gruppe gehören die ostarischen Sprachen und von den westarischen die litu-slavischen, armenisch, albanesisch; zur zweiten (II) oder centum-Gruppe das Griechische Italische Keltische Germanische. Mit anderen Worten: der östliche Flügel der Westarier stimmt in der Behandlung der beiden Lautgruppen mit den Ostariern überein und sondert sich darin gleichzeitig scharf vom westlichen Flügel der europäischen Arier.

35. Die Möglichkeit, daſs die Uebereinstimmung und Verschiedenheit in der Behandlung der velaren und palatalen Laute rein zufällig sei, ist natürlich auch unter diesen Umständen nicht ausgeschlossen; sich von vorn-

herein an ihr genügen lassen würde aber meinem Empfinden nach einem voreiligen Verzicht auf die Antwort, jene Möglichkeit sogleich als wahrscheinlich setzen einer Umgehung der Frage gleichkommen, die uns von gewichtigen sprachlichen Thatsachen in Verbindung mit geographischen Erwägungen, wie ich meine deutlich genug gestellt wird. So hat denn auch Karl Brugmann in seinem „Grundriſs der Vergleichenden Grammatik der Indogermanischen Sprachen" (I p. 2. 290. 308; vgl. dazu meine „Beiträge" p. 28 und Anm.; 22) schon auf Grund der erwähnten sprachlichen Verhältnisse die Vermuthung ausgesprochen, daſs uns darin die Spuren einer dialektischen Verschiedenheit der ur-arischen Sprache erhalten seien. Wir dürfen, wenn ich nicht irre, weiter gehen. Die scharfe Spaltung in der Behandlung der Gutturalreihen deutet auf einstige schärfere Sonderung der differirenden Stämme, eine Sonderung, die der entscheidenden Trennung augenscheinlich vorhergegangen wäre. Die mangelnde Ausgleichung, das scharfe Hineinragen der lautlichen Differenz in die historische Zeit der westarischen Entwickelung läſst sich leichter verstehen, wenn wir uns jene Sonderung nicht sowohl im Anfang, als während des späteren Verlaufes der Trennung denken oder wenigstens annehmen, daſs sie während dessen fortbestanden hätte; denn bei frühzeitiger Aufhebung der Sonderung und anderer Gruppirung wäre eine weitgehende Ausgleichung kaum ausgeblieben. Und auch die geographische Lage der s a t e m- und c e n t u m-Stämme weist darauf hin oder stünde dem Ansatz wenigstens nicht entgegen, daſs die entscheidenden Schiebungen im Wesentlichen den östlichen Flügel der „Westarier" von den Ostariern geschieden und mit der europäischen Westgruppe vereinigt hätten: die von nun an dauernde geographische Continuität und die wesentliche Kultureinheit

der Westarier vermochte die alte Verschiedenheit zwischen dem West- und Ostflügel der „europäischen“ Arier im Uebrigen unkenntlich zu machen, jene dialektische Differenz wäre aber bereits zu weit vorgeschritten, zu fest eingewurzelt gewesen, um der neuen Gemeinschaft zu weichen. —

36. Die lautliche und geographische Sachlage, wie ich sie im Vorhergehenden festzustellen versucht habe, dürfte demnach zum Mindesten einen gewissen Anhaltspunkt zur Bestimmung der früheren Gruppirung der arischen Stämme, einen wenigstens vorläufigen Ausgangspunkt zur Erforschung alt-arischer Kulturbeziehung darbieten. Schwierigkeiten fehlen natürlich nicht. So scheint zwar das Armenische und Albanesische eine rein spirantische Entwickelung der Palatalreihe zu zeigen: vgl. aufser K. Brugmann, Grundrifs I, besonders H. Hübschmann, Armenische Studien I. Erster Theil, und Gustav Meyer in Bezzenbergers „Beiträgen“ 8, 185; mit den a l t e n Sprachen der Arier Südost-Europas und Kleinasiens stünde es aber, wenigstens auf Grund der bisherigen Durchforschung der spärlichen und im Ganzen wenig deutlichen Ueberreste, zum Theil anders: vgl. über diese Sprachen besonders Paul de Lagarde, Gesammelte Abhandlungen. Leipzig 1866, p. 243 ff. A. Fick, Spracheinheit, p. 408 ff. Danach würde hier die palatale Media freilich gleichfalls als Spirant, die Tenuis aber wenigstens in einigen dieser Sprachen als K-Laut auftreten. Ich kann auf diese interessante aber auch sehr schwierige Frage hier nicht näher eingehen, bitte aber eventuellen Einwänden, die sich wesentlich auf phrygisch-thrakisches k = iran. s stützen würden — Einwänden deren Berechtigung beim gegenwärtigen Stande der Frage ich nicht verkenne — gleich jetzt einige kurze Erwägungen entgegenstellen zu dürfen.

37. Im Falle daſs phryg.-thrak. k = iran. s sich als unzweifelhaft herausstellen sollte — was mich zunächst, wie ich gestehe, nicht wahrscheinlich dünkt —, so wären, insonderheit wenn wir die Art und den Umfang der Ueberlieferung mit in Betracht ziehen, die folgenden Möglichkeiten denkbar.

I. Die alte palatale Tenuis wäre organisch und aus der eigenthümlichen Entwickelung jener Sprachen heraus zum K-Laute geworden, während die Media sich spirantisch entwickelte. Lieſse sich dies wahrscheinlich machen, so wäre zu erwägen, ob hier nicht ein secundärer Einfluſs des westlichen Flügels der Westarier stattgefunden haben könnte; denn jene phrygisch-thrakischen Stämme müſsten ihrer geographischen Lage nach zu den ersten gehört haben, die sich von der alten s a t e m - Gruppe lösten. Diese ja immerhin denkbare Möglichkeit würde für mich von vornherein wenig Wahrscheinlichkeit haben, — aus demselben Grunde, der mich überhaupt an einer organischen Entwickelung der alten palatalen Tenuis zu einem phrygisch-thrakischen K-Laute zweifeln heiſst. Die Entwickelung der palatalen Tenuis geht der Entwickelung der Media im Allgemeinen durchaus parallel, und die Media scheint in diesen Sprachen eben spirantisch geworden zu sein. Auch die lautlichen Verhältnisse in der Sprache der den Phrygern allem Anscheine nach sehr nahe stehenden Armenier verlangen starke Beweise für eine phrygische Entwickelung der palatalen Tenuis zu k.

II. Es wäre zu erwägen, ob die thrakisch-phrygischen Wörter mit k = iran. s nicht auf ur-arischer Doppelform, späterer Analogiebildung oder alter und junger Entlehnung beruhen könnten: vgl. dazu die Uebersicht bei Brugmann, Grundriſs I p. 344 f., für ur-arische Doppelformen auch meine Bemerkungen, ZDMG. 40, 664 ff. —

38. Einer sicheren Beurtheilung dieser Verhältnisse setzt schon die Beschaffenheit des Materials, das uns für die alt-arischen Sprachen Südost-Europas und Kleinasiens zur Verfügung steht, eigenthümliche Schwierigkeiten entgegen: Namen, Glossen, die gelegentliche Ueberlieferung eines Wortes durch Fremde, dazu Inschriften die wir nicht verstehen oder deren Erklärung wenigstens die allgemeine Zustimmung noch nicht gefunden hat. So klingt z. B. der Name der lydischen Hauptstadt Sardes, *Σάρδεις* an skr. çardha „Schaar" an, würde sich aber besser zu lit. žardis, preufs. sardis, vgl. lat. urbs, altslav. gradŭ[1]), also = „die Stadt", stellen; lyd. *σάρδιν* „Jahr" ist deutlich = av. saredha (Paul de Lagarde, l. c., p. 274, N. 42 und u.), könnte aber früh aus dem Iranischen entlehnt sein. Das phrygische Wort für „Hunde" mag etwa kunes gelautet haben (A. Fick, Spracheinheit 413 uf., vgl. 416 uf.); dafs es aber etymologisch zu gr. *κύων*, skr. çvan gehört, wird durch iranische Worte für „Hund" mit anlautendem k mehr denn zweifelhaft (vgl. H. Hübschmann KZ. 23, 48. W. Tomaschek, Centralasiatische Studien II, in den Sitzungsberichten der philos.-hist. Classe der Wiener Akademie 1880, Bd. 96, p. 761). Gegenüber der Gleichung thrak. *Κότυς* : W. skr. çat (A. Fick, Spracheinheit 422, vgl. WB. [3] I 56) bemerkt Gustav Meyer (Sitzungsber. d. philos.-hist. Cl. d. Wiener Akad. 1884, Bd. 107, p. 271) mit Recht, dafs für Volks- und Sprachverwandtschaft vereinzelte Etymologien und beson-

[1]) wohl alte Doppelformen, die sich mannigfach gekreuzt haben mögen; vgl. dazu Brugmann, Grundrifs I p. 294. 345 und m. Bemerkungen ZDMG. 40, 655. Zum Σ vgl. *Σεμέλη* = asl. zemlja, av. zem „Erde" (cf. Victor Hehn [4] p. 465 : Anm. 26)? phryg. *ζέμελεν* (Justi WB. s. zem. Lassen, ZDMG. 10, 375; anders Fick, Spracheinheit 413; vgl. Paul de Lagarde, Gesammelte Abhandlungen p. 287, N. 32) : asl. zemlja = gr. *δμώς* : *δόμος* (cf. Fick WB. [3] II 124)?

ders etymologische Erklärungen von Eigennamen nicht immer zuverlässige Zeugen sind; das Gleiche gilt für illyr. Vescleves- (= εὐκλεεσ-, skr. vasuçravas- : Tomaschek, BB. 9, 94 f.) Und selbst wenn — was ja nicht sicher ist — etwa ein thrak. κῆμος dem skr. çamî (Fick, Spracheinheit 419) entsprechen sollte, so liefse sich immer noch an Entlehnung aus einer centum-Sprache denken: Pflanzennamen wandern leicht, und warum sollte uns ein Wort dieser Art nicht einmal nur als Lehnwort erhalten sein? — In der That bemerke ich, dem Abschlufs nahe, dafs Fick jetzt, BB. 14, 50 f., für das Phrygische den Spiranten als Entsprechung der alten palatalen Tenuis ansetzt.

39. Ich glaube mithin dafs schon auf Grund dessen, was seit Ficks „Spracheinheit" und zum Theil im Anschlufs an dieses vielseitig anregende Werk über die Entwickelung der Gutturalreihen ermittelt worden ist, die Frage nach der Entsprechung der palatalen Tenuis in den alten Sprachen Südost-Europas und Kleinasiens einer Revision bedürfen würde, auch wenn die Beispiele für phryg.-thrak. k = iran. s zahlreicher und sicherer wären, als sie es sind. Dafs alle diejenigen Sprachen, welche ich vorläufig unter dem Namen „illyrio-armenische" zusammengefafst habe, in früher Zeit jene Lautentwickelung gezeigt hätten, wird schon durch die Lautverhältnisse der beiden einzigen dieser Sprachen, die heute noch lebendig sind, des Albanesischen im Westen und des Armenischen im äufsersten Osten des Gebietes, unwahrscheinlich, fast unmöglich; dafs einige unter ihnen k = iran. s neben z = iran. z (etwa = frzs. z in zèle) entwickelt hätten, wäre dem gegenüber und bei der sonst parallelen Entwickelung der Tenuis und Media von vornherein wenig wahrscheinlich, wenn auch nicht unmöglich. Sollte sich in einigen „illyrio-armenischen" Sprachen ein solches k = iran. s als

organische Entsprechung der ur-arischen palatalen Tenuis sicher stellen lassen, so würde dies am Ehesten vielleicht bei der Annahme verständlich werden, dafs westeuropäischer Einflufs vorläge; denn die Träger dieser Sprachen könnten sich ihren Wohnsitzen nach ganz wohl von den osteuropäischen Ariern zuerst und zu einer Zeit, da die spirantische Entwickelung des alten Palatals noch nicht durchgeführt war, wieder mit den Ariern Westeuropas vereinigt haben. Wie die Verschiedenheit in der Entwickelung der palatalen Tenuis und Media aufzufassen wäre, darüber zu sinnen wird es im Uebrigen nicht zu spät sein, wenn die Thatsache jener Verschiedenheit erst einmal feststeht. —

40. Die Auffassung der „Trennungszeit“, welche ich hier dargelegt habe, wird, wie ich hoffe, wenigstens als Grundlage für die weitere Untersuchung, als Ausgangspunkt weiterer Forschung dienen können. Ein solcher Entwurf in grofsen Zügen, der zunächst nur das Gröbste herauszuarbeiten sucht, nur die Umrifslinien und die allgemeinsten Wirkungen von Licht und Schatten festzuhalten strebt, ist meiner Meinung nach unumgänglich, wenn wir nicht Gefahr laufen wollen uns von vornherein vom Einzelnen beherrschen zu lassen und darüber das Ganze ans den Augen zu verlieren. Ist der Entwurf erst da, so gilt es abwägen, das Ganze am Einzelnen, das Einzelne am Ganzen messen, den Entwurf ändern oder ihn verwerfen und auf Grund dessen, was dem Blick erst jetzt als das eigentlich Mafsgebende erscheint, einen neuen beginnen. Schnell geht solche Arbeit freilich nicht von der Hand, immer Neues erschliefst sich dem prüfenden Auge, das Gesammtbild wird anders, wechselt; aber auch im Zeitalter der Schnellmalerei und Schnellpresse giebt es ja noch — zumal in der Wissenschaft — altväterische Menschen, die es fertig bringen wenige arme Linien, wenn sie nur

deutlich gesehen und sicher geführt sind und zu einem Bilde, so scharf als es die Umstände gestatten, Hoffnung geben, mitunter auch den dicksten und leuchtendsten Farben vorzuziehen. —

41. Ueberschauen wir, bevor wir weiter gehen, mit raschem Blicke noch einmal die Skizze der arischen „Trennung“, wie ich sie auf den letzten Blättern zu entwerfen versucht habe und dem Folgenden zu Grunde legen werde.

Die früheste Spaltung, die wir erreichen konnten, löste die „Westeuropäer“ — Griechen Italiker Kelten Germanen — von der grofsen Masse der Arier; ob auf einmal, ob in einzelnen Schüben und Stöfsen, bliebe unbestimmt, wahrscheinlicher wäre das Letztere. Dann — nach längerer Frist, während welcher das Hauptvolk in der grofsen Ebene östlich und nördlich vom Kaspischen und Schwarzen Meere gehaust haben mag — trennten sich davon, wohl allmählich, zunächst Stämme derjenigen Arier, welche später Südost-Europa und Kleinasien bewohnten — wir nennen diese Völkerschaften der Bequemlichkeit halber, und ohne damit ihre engere Zusammengehörigkeit im Voraus entscheiden zu wollen, auch ferner „Illyrio-armenier“. Ob sich die litauischen Stämme, in ihrer Gesammtheit oder getheilt, während oder nach der Zeit, da jene Schiebung der „illyrio-armenischen“ Völker vor sich ging, von den zurückgebliebenen s a t e m - Stämmen gelöst haben, darüber wüfste ich nichts auch nur einigermafsen Sicheres zu sagen; denn die engere Verbindung der Litu-slaven k ö n n t e erst später entstanden oder wiederhergestellt worden sein (vgl. etwa die Palatalisirung des velaren Gutturals im Indo-iranischen, Slavischen und Armenischen gegenüber dem lit. K-Laut bei Brugmann, Grundrifs I ?). Ebenso bleibt es ungewifs, ob die Indo-iranier von Alters her ver-

eint gewesen und dauernd zusammengeblieben sind oder ob sich etwa die Inder oder ein Theil von ihnen früher nach Süden gezogen hätten und die indo-iranische „Einheit“ im Wesentlichen erst einer späteren Zeit angehörte; vgl. darüber auch meine Erörterung im „Festgrufs an Otto von Böhtlingk“. Stuttgart 1888, p. 4 ff. Die letzten Arier, die nach West und Ost auseinander gegangen wären, dürften der geographischen Lage nach slavische und iranische Stämme gewesen sein.

42. Ist dem so, so wäre bei kulturgeschichtlichen Untersuchungen die Möglichkeit im Auge zu behalten, dafs ein Kulturwort, das in Ost und West über weite Gebiete hin geht, gleichwohl erst in der letzten Zeit des Zusammenseins östlicher und westlicher — etwa iranischer und slavischer — Arier die Aufgabe erhalten hätte, einem Fortschritt im arischen Kulturleben den Namen zu geben. Denn die Westarier einerseits, die Ostarier andrerseits haben, wie wir sahen, in früher Zeit zusammenhängende Kulturbezirke gebildet, deren einer alle oder doch die meisten Stämme der europäischen, der andere auf ähnliche Weise die indo-iranischen Arier umfafste: so konnte ein Kulturwort, oft wohl indem das einheimische Wort nur die neue Bedeutung erhielt, zugleich mit dem neuen Erwerbe leicht von einem Ende des Gebietes zum anderen gelangen.

43. In späterer, aber immer noch sehr alter Zeit haben sich iranische Stämme weithin gen Westen ausgedehnt und sind von Neuem Nachbarn westarischer — thrakischer und slavischer — Stämme geworden; und auch im Süden des Kaukasus müssen sich frühzeitig Kulturbeziehungen zwischen westarischen — kleinasiatisch-armenischen — und iranischen Völkerschaften hergestellt haben. Auch diese secundären Verbindungen sind dem Anscheine

nach alt genug, um bei der Frage nach der historischen Geltung sprachlicher Gleichungen, die der Form nach in die Urzeit weisen können, ernste Beachtung zu fordern. —

Wir haben weit ausholen müssen. Unsere Aufgabe ist nun, am gegebenen Entwurf die sprachlichen Einzelheiten zu messen, sie auf ihre historische Bedeutung zu prüfen, — und wiederum die Correctheit des Entwurfes durch die einzelnen Thatsachen der Sprache zu controlliren. Kehren wir zunächst zu unserem Ausgangspunkt, zum Silber und Golde zurück.

5. Capitel.

Das Gold. II. Abtheilung.

44. Die arischen Goldbezeichnungen lassen sich in zwei Hauptgruppen scheiden.

Victor Hehns Bemerkungen über die erste: ital. ausom, preufs. lit. ausis, auksas und lat. aurum, altirisch ór weifs ich aufser dem Hinweis auf eine Bemerkung W. Tomascheks in Kuhns Literatur-Blatt für Orientalische Philologie 1, 126 nichts, was von Belang wäre, beizufügen.

Die andere Reihe geht von Indien und Iran zu den Slaven und Germanen, vielleicht auch zu den Phrygern. Sie haftet an der W. ghel, einer, wie es scheint, ur-arischen Doppelform mit velarem und palatalem Guttural, die die Begriffe „gelb“ und „grün“ ausdrückt (vgl. dazu besonders Johannes Schmidt, KZ. 25, 133 und Anm.); im Sanskrit sind beide Wurzeln in (hal) har (zu ghṛṇa, ghṛṇi „Gluth“, vgl. Johannes Schmidt, l. c., Anm.) zusammengefallen, im Avesta ist gar von zar (vgl. z. B. zairi, zairita) aufgesogen: „Gold“ skr. hiraṇya, harita

(meistens adjectivisch gebraucht), hâṭaka (Epos), av. zaranya. Im Litauischen und Slavischen scheint sich der Unterschied im Allgemeinen erhalten zu haben, lit. geltas, asl. žlŭtŭ „gelb“ : lit. žalias, asl. zelenŭ „grün“ (Johannes Schmidt, l. c., cf. Franz Miklosich, Etymologisches Wörterbuch der Slavischen Sprachen. Wien 1886, s. želtŭ, želk- und zel-, zelčĭ), wenn auch wohl nicht ohne dafs bisweilen die eine der einander ja sehr nahe stehenden Wurzeln für die andere eingetreten wäre. „Gold“ heifst aber im Slavischen zlato mit ursprünglich palatalem Anlaut; dazu got. gulth, — vielleicht auch phryg. *γλουρός* [vgl. August Fick, Spracheinheit p. 412 [1])] mit velarem Anlaut und ganz abweichendem Suffix. Es ist hier von vornherein schwer, an ein zufälliges Zusammentreffen zu glauben; denn dafs die Arier für ihre Goldbezeichnung nicht etwa an dieses Bedeutungselement oder an den einfachen Begriff „gelb“ gebunden waren, zeigt schon das ausom der poetisch ja keineswegs sonderlich hoch beanlagten Italiker. Die Lautverhältnisse scheinen aber auch direct darauf hinzuführen, dafs wenigstens die Slaven in ihrer Benennung des Goldes von den Iraniern oder Indo-iraniern abhängig sind. Gold ist das gelbe, nicht das grüne Metall; und der Anlaut der slavischen Goldbezeichnung entspricht dem des slav. zelenŭ „grün“, aber auch dem des iran. zaranya : für das einfach gelbe Metall wäre doch wohl eine Form mit velarem Anlaut, etwa žlŭtŭ, eingetreten. In slavischen Dingen bin ich leider fast völlig auf Secundärquellen angewiesen und richte daher diese Erörterung, soweit sie slavische Verhältnisse betrifft, gleichsam als Anfrage an deren Kenner; bei Untersuchungen, die so tief ins Detail greifen müssen, giebt ja nicht selten

[1]) *γλούρεα· χρύσεα. Φρύγες,* Hesych.

eine Thatsache, die der Aufsenstehende gar nicht sehen kann, der ganzen Sachlage ein anderes Ansehen. — Entspricht die Sachlage der bisherigen Darstellung, so würde, wie ich glaube, die folgende Erklärung am Nächsten liegen. Den Lauten nach hätte sich ein iran. zaranya in slav. zelenŭ „grün“ recht treu gespiegelt; man empfand aber noch in zaranya das „gelbe“ Metall, die Uebersetzung wäre žlĭtŭ gewesen: so wurde zaranya mit žlĭtŭ zu zlato contaminirt. — Unser Gold könnte, etwa in Anlehnung an gelb oder ein wurzelverwandtes Wort mit t-Suffix, auf zlato zurückgehen; und zwar wäre es dem Slavischen zu einer Zeit entnommen, da sich der anlautende Guttural der germanischen Wurzel mit dem ihm entsprechenden slavischen Laute nahe genug berührte, um wenigstens unter bestimmten Umständen als dessen Aequivalent empfunden zu werden. Dafs dies für die Zeit nach der späteren Berührung iranischer und slavischer Stämme unmöglich wäre, würde sich, soviel ich sehe, schwer erweisen lassen; und von vornherein läge es ja nahe, das slav. zlato erst in die Zeit der secundären Beziehungen slavischer und iranischer Völkerschaften zu setzen. — Doch wäre auch eine andere Möglichkeit zu erwägen.

45. slav. zlato würde, wie August Fick erkannt hat, einem skr. *hălta in hâṭaka genau entsprechen: sollte das in die Zeit vor jener entscheidenden Trennung slavischer und indo-iranischer Stämme (vgl. o. p. 71) weisen können? Auch bei dieser Annahme müfste vorausgesetzt werden, dafs die Bezeichnung des Goldes von indo-iranischen Stämmen ausging, und weiter würden wir vermuthen müssen, dafs die W. ghel mit dem velaren Guttural bereits den Indo-iraniern jener Zeit mit der palatal anlautenden Wurzel zusammengefallen wäre. Je nach Stämmen und Gruppen hätten sich verschiedene Namen, *hălta-zlato und hi-

ranya-zaranya, herausgebildet, die Slaven würden die erste, die Iranier die zweite, die Inder beide Bezeichnungen bewahrt haben; oder hiraṇya-zaranya wäre erst in der speciell indo-iranischen Zeit aufgekommen. — Die Möglichkeit ist nicht zu bestreiten, auch könnte das Folgende in die gleiche Richtung führen. skr. lôha — neben lôhita „roth, n. Blut" — hat die adjectivische Farbenbedeutung vielleicht nur durch den Einfluſs jenes lôhita bewahrt oder wiedergewonnen; sonst bedeutet es „Kupfer" dann „Eisen", aber auch „Metall" überhaupt (vgl. o. p. 31 ff.). Das sieht nach einer alten Bezeichnung des häufigeren und weniger kostbaren, später des Nutzmetalls im Gegensatz zum Edelmetall aus. Im Altslavischen haben wir das genau entsprechende ruda „Metall" (A. Fick, Spracheinheit 283. Franz Miklosich, WB. s. rŭd). lit. ruda „Erz" ist nach Miklosich, l. c., entlehnt, von Friedrich Kurschat, Wörterbuch der Littauischen Sprache II, mit den meisten Ableitungen eingeklammert, Alexander Brückner, Die Slavischen Fremdwörter im Litauischen (Litu-slavische Studien I). Weimar 1877, p. 128, führt es unter den slavischen Wörtern im Litauischen auf; auch die slavische Bezeichnung des Goldes ist später wenigstens in Ableitungen zu den Litauern gekommen: zalatorius, zalatiti Brückner, l. c., p. 155. Kurschat s. vv., — vgl. lett. zelts. — Da liegt die Vermuthung recht nahe, daſs die Slaven und Indo-iranier bereits vor der entscheidenden Trennung zweierlei Metall, das kostbarere gelbe und das unedlere rothe, Gold und Kupfer unterschieden hätten. Die Hauptbezeichnung des gewöhnlicheren Metalls blieb in Iran und zunächst auch in Indien der alte Metallname, ayas; bei den Slaven verlor er sich früh, an seine Stelle trat die nähere Bestimmung, die genauere Bezeichnung des ältesten häufiger vor-

kommenden Metalls (r u d a), ähnlich wie ja auch in Indien geschah. — Andrerseits ist zu bedenken, dafs im Sanskrit, wie überhaupt im Ostarischen, das Bedeutungselement der Goldbezeichnung lange lebendig geblieben ist; da konnten gelegentlich ganz wohl auch andere Ableitungen von der W. h a r als diejenige, an der der Metallbegriff ursprünglich haftete, im Sinne von „Gold" verwandt werden, wie wir es ja am Gebrauch des Adjectivums h a r i t a thatsächlich beobachtet haben. Mithin b r a u c h t e skr. h â ṭ a k a, zum Mindesten in begrifflicher Hinsicht, ebensowenig als h a r i t a mit z l a t o h i s t o r i s c h zusammenzuhängen, ein *h â ṭ a (*hălta, *hărta) k ö n n t e noch in der alt-indischen Zeit ebenso wie h a r i t a Adjectiv gewesen sein und sich erst allmählich zur festen Goldbezeichnung entwickelt haben, — im Veda ist h â ṭ a k a nicht belegt[1]).

46. Ich wage nicht mich hierher oder dorthin zu entscheiden. Dafs die Reihe h i r a ṇ y a - (h â ṭ a k a -) z a r a - n y a - z l a t o auf uralte oder jüngere — aber immer noch recht alte — Entlehnung zurückgeht und die Slaven der entlehnende Theil gewesen sind, ist eine, wie ich glaube, sehr wahrscheinliche Annahme; ebenso hielte es schwer, got. g u l t h von asl. z l a t o zu trennen. Ob aber die Slaven ihr z l a t o bereits in die späteren Wohnsitze mitgebracht oder erst von nachdringenden Iraniern erhalten haben, erscheint zweifelhaft. Nur möchte ich meinen, dafs die Doppelgleichung l ô h a - r u d a und h â ṭ a k a - z l a t o im Auge zu behalten ist. — phryg. γ λ ο υ ρ ό ς, das im Anlaut zu g e l t a s - ž l ĭ t ŭ stimmt, mag zur selben Reihe gehören, doch nur in dem Sinn dafs im Phrygischen das Wort für „gelb", etwa durch den Einflufs einer arischen Sprache, in der verwandte und als verwandt empfundene

[1]) vgl. weiter dazu o. p. 27 Anm.

Wörter für „gelb" und „Gold" nebeneinander standen, die Bedeutung „Gold" erhalten hätte. —

47. χρυσός scheint aus einer semitischen Sprache zu einer Zeit entlehnt zu sein, als das ur-arische s zwischen Vocalen nicht mehr gesprochen wurde. Da altes s schon im „Urgriechischen" geschwunden ist, so läſst sich dem nicht mehr entnehmen als daſs χρυσός über die speciell griechische Entwickelung nicht hinausgehen würde. Es könnte freilich an eine Verschiedenheit der S-Laute gedacht werden[1]; soviel ich sehe, hätten wir aber zur Annahme, daſs die Entlehnung des Wortes in frühere Zeit falle, nicht allein keinen Grund, sondern der Ansatz wäre sogar von vornherein sehr unwahrscheinlich. — Gleichwohl könnten die griechischen Stämme das Gold schon vor ihrer Einwanderung gekannt haben : semitische Kultureinflüsse hätten mit neuen Formen den neuen Namen gebracht[2]. Dasselbe gilt für die Litauer, die ihr Wort ja auch von einem immerhin vorgeschritteneren, der Kulturwelt des Mittelmeeres näher gelegenen Gebiete erhalten zu haben scheinen. Die Verwendung des Goldes, wie wir sie etwa für die alten Slaven voraussetzen würden, mag ja über alle Maſsen primitiv gewesen und über ein Anbohren roher Goldstückchen kaum hinausgegangen sein.

6. Capitel.

Das Silber. II. Abtheilung.

48. Schwierigkeiten besonderer Art machen die arischen Bezeichnungen des Silbers.

Die eine Namenreihe, zu der auch unser Silber gehört, geht über den östlicheren Norden Europas hin : den slavischen litauischen germanischen; sie scheint an die

[1] vgl. dazu oben p. 43.
[2] vgl. oben p. 36 f.

Stadt Ἀλύβη am Nordrande Kleinasiens, vgl. o. p. 37 ff., anzuknüpfen.

Die andere besteht in Wurzel und Suffix aus altarischem Stoff, und vom äufsersten Osten bis zum äufsersten Westen, vom Bengalischen Meerbusen über Iran und Armenien hin, in Hellas Italien, Gallien und Britannien haben wir Bezeichnungen, die sich mit Ausnahme des griechischen Wortes, das ein abweichendes Suffix hat, ohne Zwang als die regelrechten Entsprechungen desselben ur-arischen Wortes, etwa argn̥to-, auffassen lassen, ja fast mit Nothwendigkeit auf ein solches Wort hinführen (vgl. o. p. 16 f. 25 f. 28.). Ein zufälliges Zusammentreffen mufs in diesem Falle wenigstens zunächst und in dem Sinn als ausgeschlossen gelten, dafs wenn wir hier von vornherein den Zufall setzen wollten, kein zureichender Grund vorläge, warum dieselbe Erklärungsweise nicht ohne Weiteres auch für fast alle andern kulturgeschichtlichen Gleichungen zulässig sein sollte : es käme einer Bankerott-Erklärung der arischen Alterthumswissenschaft nahezu gleich, — und so weit sind wir denk ich noch nicht. Es blieben mithin in erster Linie drei Möglichkeiten zu erwägen : das Silber könnte urzeitliches Erbe sein, es könnte sich nach der „Trennung“ von einem Punkte aus über jene arischen Stämme hin verbreitet haben, endlich könnte es hier ererbt, da entlehnt sein.

49. Von vornherein liegt die Annahme am Nächsten, Wort und Sache seien im Wesentlichen aus der Urzeit ererbt und, wo sie später etwa verloren gegangen wären, seis wie in den nordeuropäischen Sprachen durch ein neues Wort und den Import von Seiten fremder oder entfremdeter Völker, seis durch Entlehnung des alten Wortes von verwandten Stämmen wieder ersetzt worden. Auf den ersten Blick liefse sich auch nicht viel dagegen einwenden.

Allenthalben finden wir die Kenntniſs des Silbers schon im Beginn der arischen Ueberlieferung, vielleicht mit Ausnahme der indischen. Hier macht der, wie es scheint, adjectivische Gebrauch des eigentlichen Silbernamens der späteren Zeit (rajata) im Rigveda, verbunden mit dem Schwanken im Ausdruck (H. Zimmer, Altindisches Leben 52 f. 55 f. vgl. oben p. 14 f., doch auch p. 19. 27. 74 ff.), allerdings den Eindruck, als wäre das Silber erst während der Zeit ihrer ältesten Ueberlieferung den Indern bekannt geworden; auch könnte die Form rajata neben arjuna und lat. argentum allenfalls auf Entlehnung, etwa von av. erezata, gedeutet werden. Nach Dr. Schrader wäre wiederum erezata aufs Avesta beschränkt und fehlte den übrigen iranischen Dialekten (o. p. 15); auch Justi s. erezata giebt keine iranische Entsprechung. — Es liegt aber auf der Hand, daſs dies nicht entscheidend ist, zum Mindesten nicht entscheidend gegenüber der schwierigen Frage: wo wäre denn in so alter Zeit nach einmal vollzogener Trennung die Brücke zwischen den Ostariern und den Ariern Südost-Europas? Die indische Chronologie ist ja überaus unsicher; die älteste Erwähnung des Silbers in der indischen Ueberlieferung dürfte aber dem Auftreten Buddhas in der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts (Hermann Oldenberg, Buddha p. 200) immerhin um einige Jahrhunderte vorhergehen, — und die Inder würden dies Metall doch wohl erst durch iranische Vermittelung erhalten haben. Der Zufall wäre, wie wir sahen, die letzte Annahme; skythische Völkerschaften im Norden des Schwarzen Meeres das Silber und seine Bezeichnung zwischen Turkistan und Iran einerseits, andrerseits etwa Thrakien oder gar der Nordküste Kleinasiens vermitteln zu lassen, erschiene ungeachtet der vielleicht sehr alten Handelswege, die vom

nördlichen Ufer des Pontus ausgingen, keineswegs als ein sonderlich leichter Ansatz, — zumal wenn wir berücksichtigen, dafs grade die slavische Bezeichnung des Silbers abweicht (vgl. weiter dazu o. p. 14. 37 f. 73 f. und u. § 52); und wann haben im Süden des Kaukasus die directen Beziehungen zwischen ost- und westarischen Völkern begonnen? — Diese Fragen würden gegenüber den Anzeichen, welche auf ein späteres Aufkommen des Silbers bei den Ostariern, auf Entlehnung aus dem Westen deuten, schwer genug ins Gewicht fallen. Denn wenn sich erezata in den übrigen iranischen Dialekten nicht findet, so könnte das auch darauf zurückgehen, dafs diese Bezeichnung verloren gegangen und durch andere Worte ersetzt wäre. Iran ist ja durch die Jahrhunderte und Jahrtausende hin allen möglichen und zum Theil sehr durchgreifenden Einflüssen fremder Kultur und Unkultur ausgesetzt gewesen; und daneben giebt es iranische Stämme die, von der Kultur kaum berührt, zu Zeiten mit edlem Metall wenig genug zu thun gehabt haben mögen, um den alten Namen des Silbers vergessen zu können, — worauf sie sich dann gelegentlich einen neuen selbst geprägt oder etwa von fremden Händlern oder geraubten Sclaven gelernt haben mögen: wenn sie sich die alte Goldbezeichnung oder wenigstens Worte vom selben Stamm bewahrt haben, so liefse sich dies allenfalls daraus erklären, dafs in Lied und Sage, in Vergleichen und Bildern Gold ja eine unvergleichlich viel gröfsere Rolle als Silber zu spielen pflegt. — Am Schwersten wären unter der Voraussetzung, das Silber sei urzeitliches Erbgut, die Zustände in der ältesten indischen Ueberlieferung zu verstehen. Doch könnte ja die Annahme, dafs die Inder das Silber erst während der Zeit ihrer ältesten Ueberlieferung durch iranische Völkerschaften kennen gelernt haben, ganz wohl bestehen

bleiben, wenn nur die Iranier oder einige iranische Stämme das Silber von der Urzeit her gekannt hätten. Denn die Schwierigkeit des Ansatzes einer späteren Verbreitung des südarischen Silbernamens liegt ja wesentlich in der Frage, wie er von Westen nach Osten gelangt sein könnte. — Die Annahme, das Silber sei dem Urvolk bekannt gewesen, und die Reihe argentum-rajata gehe theils direct, theils indirect auf die Urzeit zurück, macht, wie wir sehen, manche Schwierigkeit, die Schwierigkeiten waren aber bisher nicht unüberwindlich; wenigstens würden weder die erörterten Verhältnisse der Sprache noch der geschichtlichen Ueberlieferung dazu ausreichen den Ansatz, dafs sich iranische und etwa „illyrio-armenische" Stämme von der Zeit vor ihrer „Trennung" her den Namen und die Kenntnifs des Silbers bewahrt und den einen mit der andern den verwandten Völkern in Ost und West überliefert hätten, unglaubhaft zu machen. Erst aus der kulturhistorischen Gesammtlage heraus wird eine Annahme dieser Art unwahrscheinlich.

50. Eine eigene weitergehende Kenntnifs der Metallgewinnung und Metallbehandlung der arischen Urzeit, ja auch nur der letzten Zeit vor der endgültigen Scheidung der östlichen und westlichen Arier zuzuschreiben, wäre nicht allein unbegründet, sondern widerspräche — sehen wir einmal von argn̥to- ab — dem, was uns Sprache und Geschichte über frühe Zeiten lehren. Werfen wir einen kurzen Blick auf die Zusammenstellung in August Ficks „Spracheinheit" (p. 266 ff.), — noch heute der besten kritischen Sammlung des sprachlichen Materials für kulturgeschichtliche Untersuchungen, wenn auch in den seither verflossenen anderthalb Decennien mancher neue Stoff hinzugekommen, manche Auffassung anders geworden ist, und sich insonderheit denen, die es etwa versucht haben die

kulturhistorische Anschauung Victor Hehns denkend zu erfassen, die Vorstellung von der historischen Bedeutung sprachlicher Gleichungen für die Kenntnifs der Urzeit nicht unwesentlich verschoben haben dürfte. Für die Urzeit finden wir, Spracheinheit p. 283 u., aufser ayas, dem Namen des „Metalls“ im Allgemeinen (der „blinkende“ Stein?), verzeichnet: das gelbe, weifsliche und rothe Metall — Gold, Silber und Kupfer; für die europäische Urzeit (p. 291 o.) wären keine neuen Metalle, wohl aber neue Namen hinzugekommen, „die gewifs irgend wie mit neuen Behandlungsweisen der Metalle zusammenhängen“ : lat. aurum - lit. auksas und χαλκός - lit. geležis, aslav. železo (WB [3] I 512. 578). Nun haben wir im vorigen Capitel (p. 72 ff.) gesehen, dafs die Gleichungen für Gold und Kupfer : hiraṇya-zlato und lôha-ruda keinesfalls höher hinauf als in die Zeit kurz vor der, wie es scheint, letzten Scheidung ost- und westarischer Stämme, vor der „Trennung“ der Slaven von den Indo-iraniern zu weisen brauchen, und leicht auf eine weit jüngere Zeit zurückgehen könnten. Wenn unser „Trennungs“-Ansatz richtig ist, würde also — abgesehen von ayas, worüber o. p. 30 ff. und unten § 54 ff., bes. 59, zu vergleichen ist — allein das Silber für eine frühere Periode der „Trennungszeit“ übrig bleiben; und ist er unrichtig, so wäre damit der Vermuthung einer frühen slavisch-ostarischen Kupfer- und Goldkultur der Boden entzogen und das Silber bliebe erst recht allein. Grade die Slaven haben eine andere Silberbezeichnung als die Indo-iranier, — wäre ihnen der alte Name, seis mit der Sache seis verdrängt durch eine neue Form der Silberbearbeitung und den daran haftenden Namen, verloren gegangen?

Silber fand man, wenn ich recht berichtet bin, zum Mindesten bedeutend seltener denn Gold gediegen und an

der Oberfläche der Erde, auch ist es ja schon in reinem, weit mehr aber in rohem Zustande viel unansehnlicher, wird leicht schwarz u. s. f. So wäre es denn von vornherein wenig wahrscheinlich, dafs nomadische Völker es aus sich heraus und ohne fremde Anleitung früher gelernt haben sollten Silber denn Gold als rohen Schmuck und gleifsendes Spielzeug zu verwenden, — zumal wenn wir mit der Voraussetzung Recht haben, dafs sich die „Trennung“ wesentlich in der grofsen Ebene östlich und nördlich vom Kaspischen und Schwarzen Meer abgespielt hätte (vgl. dazu Wilhelm Geiger, Ostīrānische Kultur p. 147); und für eine frühe Periode der „Trennungszeit“ den Einflufs einer fremden, etwa der vorderasiatischen Kulturwelt auf jene arischen Stämme zu vermuthen würden wir sonst, soviel ich sehe, keinen Grund haben : auch scheint ja grade in Aegypten und Vorderasien das Gold dem Silber vorangegangen zu sein, — und die Einwirkung einer Metallkultur wie der o. p. 37 ff. besprochenen für so alte Zeiten arischen Lebens anzusetzen erschiene erst recht bedenklich. — Es müfste aber noch mehr vorausgesetzt werden: dafs sich zum Mindesten etwa ein iranischer und ein „illyrio-armenischer“ Stamm eine wenigstens einigermafsen deutliche Vorstellung vom Silber durch alle Wechselfälle der „Trennungszeit“ hindurch bis zu jener Bekanntschaft mit dem Silber bewahrt hätten, die wir in früher historischer Zeit im Osten und Westen antreffen. Die Voraussetzung würde aber schon an sich recht hart, und ohne die Annahme einer — wenn auch nur stofsweise in gröfseren oder geringeren Zwischenräumen sich wiederholenden — directen oder indirecten Einwirkung einer bedeutenderen fremden Metallkultur schwer denkbar erscheinen. Denn leichter, glaub ich, erhält sich die blofse E r i n n e r u n g des Goldes als des Silbers; und wenn etwa die Kelten früher zu

dauernder Bekanntschaft mit dem Silber gekommen sein mögen, so liegt es, wie wir gesehen haben, nahe an den Einfluſs der Iberer — und mittelbar der vorderasiatischen Kulturwelt — zu denken.

Erwägen wir in diesem Zusammenhange daſs den Slaven, die in der Bezeichnung des Goldes und Kupfers mit den Ostariern übereinstimmen, der ostarisch-südeuropäische Silbername fehlt; daſs die Verhältnisse in der ältesten indischen Ueberlieferung danach aussehen, als wäre das Silber den vedischen Ariern ein neuer Kulturerwerb gewesen; erwägen wir ferner, daſs sehr alte nachurzeitliche Berührungen der Iranier mit Westariern zum Mindesten nicht auſser dem Bereich der Möglichkeit liegen: so werden wir denk ich eher geneigt sein, die Gleichung argentum-rajata auf spätere westöstliche Entlehnung als auf die Urzeit zurückzuführen. —

51. Damit wären freilich die Schwierigkeiten nicht beseitigt, die uns die Frage bereitet, auf welchem Wege ein Kulturwort dieser Art von den westlichen zu den östlichen Ariern gekommen sein könnte. Ein altes Centrum des Handels und der Silbergewinnung scheint, wie wir o. p. 37 ff. sahen, an der Nordküste Kleinasiens bestanden zu haben; und auf den ersten Blick erscheint es leicht genug, sich von da aus den Uebergang auf iranisches Gebiet vorzustellen. Im Süden des Kaukasus haben in späterer Zeit zwischen Ost- und Westariern, insonderheit zwischen Iraniern und Armeniern, überaus innige Beziehungen bestanden, so daſs die Armenier in hohem Grade iranisirt wurden und selbst ihrer Sprache nach lange für Iranier gelten konnten. Wie alt sind aber diese Beziehungen?

Die Armenier scheinen zuerst nur den Westen des nach ihnen benannten Landes besessen zu haben (Eduard

Meyer, Geschichte des Alterthums I p. 296 ff.); unter den Iraniern mögen ihnen wie heute so in früherer Zeit kurdische (Karduchen-) Stämme die nächsten gewesen sein (vgl. Heinrich Kiepert, Lehrbuch der Alten Geographie p. 80), auch mit Medien könnten sie frühe Beziehungen gehabt haben (vgl. aber dazu Eduard Meyer, l. c., p. 512 f. 559). Es scheint wenigstens nicht aufser dem Bereiche der Möglichkeit zu liegen, dafs östliche und westliche Arier hier erst durch jene Schiebungen, welche im Gefolge der Kimmerier- und Skythenwirren des siebenten Jahrhunderts (vgl. dazu besonders Eduard Meyer, l. c., p. 545. 549. 556. 558 f. Th. Nöldeke, Aufsätze zur Persischen Geschichte. Leipzig 1887, p. 7 f.) eintraten, in directe Berührung mit einander gekommen wären. — Sollte dies der Fall gewesen sein, so liefse sich auch daran denken dafs die unverwandten Völkerschaften, die in älterer Zeit trennend zwischen ihnen gesessen hätten, von den Ariern stark genug beeinflufst gewesen wären, um mit der neuen Kulturerrungenschaft auch das arische Wort von Westen nach Osten übertragen zu können. Iranische Namen scheinen früh weit gedrungen zu sein (cf. Eduard Meyer, l. c., p. 513 Anm.); und die babylonische Mine und ihre einheimische Bezeichnung haben vielleicht die vedischen Inder ebenso wie die Griechen gekannt (m a n ā̆ RV. 8, 78, 2 : H. Zimmer, AiL. 50 f., dazu Eduard Meyer I p. 225 f.; dagegen F. Max Müller, Biographies of Words and the Home of the Aryas. London 1888, p. 115), — vgl. ferner Zimmer, l. c., p. 101. 356 f. — Doch könnte es für den Fall, dafs uns nur dieser Ausweg bleiben sollte, auf den ersten Blick rathsamer erscheinen, den Weg von Westen nach Osten im Norden des Schwarzen Meeres zu suchen.

52. Die Handelsstrafsen, die von der nördlichen Küste

des Pontus ausgingen, mögen in sehr alte Zeit zurückreichen. Auch scheinen iranische Nomaden von Alters her weit im Südosten Europas vorgedrungen zu sein (Eduard Meyer I p. 514 ff. vgl. 546 o.). Da liefse sichs denken, dafs etwa von jenem alten Silberemporium aus das Silber und seine südarische Bezeichnung, seis über Thrakien seis zu Schiff, in früher Zeit zu nordpontischen Ariern (vgl. dazu Od. λ. 14?) und von da aus weiter nach Osten gekommen wäre. Von einem Nomadenstamme zum andern wandernd? Es wäre möglich, würde mich aber wenig wahrscheinlich dünken: der Weg ist lang, das Bedürfnifs wird kaum sehr grofs gewesen sein; auch scheinen die skythischen Völkerschaften nicht viel Silber gehabt oder es wenigstens nicht gar hoch geschätzt zu haben. So berichtet Herodot 4, 71, dafs die nordpontischen Skythen ihren Königen unter Anderem auch goldene Trinkschalen aber kein Silber oder Erz mit ins Grab geben. Die Massageten würden nach Hdt. 1, 215 kein Silber und Eisen, viel Gold und Erz haben; das im folgenden Capitel Erzählte klingt freilich nicht durchaus glaubhaft[1]). Fast dasselbe erzählt Strabo 11, 8, 6 (C. 513, vgl. *ἄργυρος δ᾽ οὐ γίνεται παρ᾽ αὐτοῖς, σίδηρος δ᾽ ὀλίγος, χαλκὸς δὲ καὶ χρυσὸς ἄφθονος,* und Wilhelm Geiger, Ostīrānische Kultur p. 147), der augenscheinlich, direct oder indirect, aus Herodot oder mit ihm aus der gleichen Quelle geschöpft hat. Dazu kommt noch ein anderes Moment. Wir sahen, oben p. 37 ff., dafs die pontische Küste Kleinasiens nicht allein der Ausgangspunkt des nordarischen — und wohl auch des südarischen — Silbernamens, sondern überhaupt ein altes Handels- und Kulturcentrum und

[1]) vgl. auch *το γαρ Σκύθας φασὶ Ἕλληνες ποιέειν, οὐ Σκύθαι εἰσὶ οἱ ποιέοντες ἀλλὰ Μασσαγέται.* Die Schauergeschichten rücken eben in immer weitere Entfernung.

unter Anderem auch die Heimath der Maulthierzucht zu sein scheint; wir sahen ferner, dafs das Maulthier etwa gleichzeitig mit dem südarischen Silbernamen in der altindischen Ueberlieferung auftritt. Unter diesen Umständen würde von vornherein die Vermuthung nahe liegen, dafs Maulthier und Silbername auf demselben Wege von der Nordküste Kleinasiens nach Indien gelangt seien. Herodot berichtet aber 4, 28. 129 (: Victor Hehn [4] 475 M.), dafs in skythischen Landen und in den Gebieten, durch die der von ihm beschriebene nordpontische Handelsweg führt, Maulthiere und Esel die Kälte nicht ertragen können (*οὐδὲ ἔστι ἐν τῇ Σκυθικῇ πάσῃ χώρῃ τὸ παράπαν οὔτε ὄνος οὔτε ἡμίονος διὰ τὰ ψύχεα* : 129). Das Maulthier wird den Indern also schwerlich auf diesem Wege zugekommen sein. — Gegen den Ansatz, dafs das Silber und sein südarischer Name auf altem Handelswege über Turkistan nach Iran und Indien gelangt sei, sprächen zum Theil dieselben Gründe; doch würde es bei diesem Ansatz, wenn wenigstens für den Osten — wozu ich freilich keinen Anlafs sehe — starke Nachfrage nach Silber vermuthet werden dürfte, nicht weiter auffällig erscheinen, dafs etwa nordpontisches Silber über die iranischen Nomadenstämme hin bis nach Indien gekommen wäre. Schwerer verständlich erschiene bei dieser Voraussetzung eine Wanderung des südarischen Silbernamens zu den Ariern Irans und Indiens — und grade sie beschäftigt uns hier ja in erster Linie. Die viel näher wohnenden Slaven, deren Silber dem Anscheine nach aus *Ἀλύβη* stammt, kennen das Wort argn̥to- nicht. Hier könnte wiederum das Silber und sein alter Name später verloren gegangen sein; — vgl. auch ital. ausom- lit. auksas, o. p. 7 f. 10. 77. 75. Es sind eben Anzeichen, Spuren, — doch führen sie deutlich von hier weg.

53. Resümiren wir. Durch den ganzen arischen Süden geht der gleiche Silbername, in ältester Form etwa argn̥to-. Ein Zufall etwa der Art, daſs die einzelnen Völker oder gesonderte Völkergruppen, jede für sich und von der andern unabhängig, das Silber bei seinem Bekanntwerden nicht allein einmüthig das „hellglänzende Metall" genannt, sondern es auch ebenso einmüthig grade mit dem Adjectivum argn̥to- bezeichnet hätten, — ein solcher Zufall läſst sich kaum annehmen, lieſse sich wenigstens für fast jede frappante sprachlich-kulturhistorische Gleichung mit demselben Rechte voraussetzen. In die Urzeit reicht argn̥to- „Silber" wahrscheinlich nicht zurück; den Indern mag es verhältniſsmäſsig spät — doch noch in der vedischen Zeit — bekannt geworden sein. Wie könnte da Name und Sache nach der „Trennung" doch in sehr alter Zeit, spätestens wohl etwa im neunten Jahrhundert, von den Westariern zu den Iraniern gekommen sein?

Zwei Wege sind denkbar. Auf dem einen Wege, im Norden des Schwarzen Meeres und des Kaspi-Sees, könnte das Silber und seine südeuropäische Bezeichnung durch die Vermittelung iranischer Nomadenstämme oder auf alten Handelswegen nach Turkistan gekommen sein. Nicht unbeträchtliche Bedenken warnten vor diesem Ansatz, auch abgesehen davon daſs im Süden des Kaukasus das Kulturleben ungleich reger war und von vornherein die Annahme näher liegt, daſs vorgeschrittenere Völker als daſs nomadisirende Horden die Kenntniſs des weiſsen Edelmetalls — und das lastbare Maulthier (: Victor Hehn[4] 109, cf. 475) — dem arischen Osten vermittelt hätten. Doch konnten wir es mit keinerlei Bestimmtheit ausmachen, ob im Süden des Kaukasus schon in jener Zeit westarische und iranische Stämme einander benachbart waren oder wenigstens in engen Kulturbeziehungen zu einander gestanden haben.

Leider vermag ich diese augenscheinlich sehr verwickelten Verhältnisse auch nicht mit annähernder Sicherheit zu beurtheilen; doch scheint die alte geographische Lage durch die Völkerwanderungen des siebenten Jahrhunderts in weitem Umfange verwischt worden zu sein, so daſs sich frühere Berührungen zwischen Ost- und Westariern mit Bestimmtheit hier weder bejahen noch verneinen lassen würden (vgl. darüber besonders Eduard Meyer, Geschichte des Alterthums I p. 558 f. 297. 512 f.). Unter diesen Umständen kann ich die Frage, auf welchem dieser Wege der südarische Silbername von Westen nach Osten gedrungen sein mag, nicht entscheiden. M ö g l i c h erscheinen in jener Zeit alte Beziehungen und Berührungen ost- und westarischer Stämme sowohl im Norden als im Süden des Kaukasus; doch scheint mir unsere bisherige Erörterung, zum Mindesten für diesen Fall, deutlich vom Norden weg und in den Süden des Kaukasus zu weisen. Ich würde es daher für richtiger halten, den südlichen Weg zunächst in erster Linie im Auge zu behalten. Im Uebrigen werden wir uns an dem Ergebniſs genügen lassen dürfen, daſs uns in der Reihe a r g e n t u m - a r t s a t h - e r e z a t a - r a j a t a aller Wahrscheinlichkeit nach eine Spur sehr alter Beziehungen zwischen West- und Ostariern aus der Zeit nach der entscheidenden Trennung erhalten ist. —

Die Verbreitung des südarischen Silbernamens über die arischen Völker Süd- und Westeuropas hin macht im Allgemeinen weit weniger Schwierigkeit. Seinen Ausgangspunkt dürfen wir mit groſser Wahrscheinlichkeit an der pontischen Küste Kleinasiens, etwa in jenem Ἀλύβη suchen, wohin der homerische Vers und wohl auch der nordeuropäische Silbername (o. p. 14) weist, — haben wir doch auch sonst, wie ich glaube, guten Grund zur Annahme, daſs dort ein uraltes Handels- und Kulturcentrum

bestanden hat, mit dem besonders die thrakisch-illyrischen Lande durch viele Fäden verbunden waren (vgl. o. p. 37 ff.). Auf dem Wege thrakisch-illyrischer Vermittelung wird argn̥to- nach Italien gekommen sein; die Hellenen könnten ihr ἄργυρος (vgl. o. p. 17 ff.) auf mancherlei Weise abgezweigt haben. In sehr früher Zeit scheint argn̥to- auch zu den keltischen Stämmen gedrungen zu sein, schwerlich durch italische Vermittelung (o. p. 26), — eine Spur alter Beziehungen zu Südost-Europa, die wir hier nicht weiter verfolgen können. —

Werfen wir zum Schlufs unserer Erörterung der arischen Metallbezeichnungen und ihrer historischen Bedeutung noch einen Blick auf die schon mehrfach, wenn auch nur beiläufig, behandelten Namen der unedlen, der Nutzmetalle.

7. Capitel.

Die Nutzmetalle.

54. Auch hier stelle ich die „Anmerkung“ Victor Hehns [4] 462 ff., soweit sie sich auf diese Verhältnisse bezieht, voraus.

„Da die Kenntnifs des Metalles in den Combinationen über die sogenannten Pfahlbauten einen hauptsächlichen Eintheilungsgrund abzugeben pflegt, so benutzen wir den gegebenen Anlafs, um dieser Reste alten Menschendaseins, auf die wir noch hin und wieder werden zurückkommen müssen, in einigen Worten zu gedenken. Da ist nun zuvörderst zu sagen, dafs es nicht gut thut, die Urgeschichte der europäischen Menschheit nach isolirten Gesichtspunkten ergründen zu wollen: haltlose Phantasien sind die Folge. Aber die Gräberforscher mit ihren drei Zeitaltern wufsten oft wenig von alter Ethnographie und überlieferter Geschichte; den reinen Ethnologen mit ihren Menschenracen fehlte das Licht der comparativen Sprachforschung; Sprachvergleicher haben nicht immer die Thatsachen und Möglichkeiten der Kulturgeschichte in Rechnung gezogen; theologisirende Urhistoriker gaben sich nicht die Mühe oder konnten sich nicht entschliefsen, das Gewicht der Urkunden, auf deren Text sie sich bezogen,

vorher historisch-kritisch festzustellen. Was nun die Wohnungen auf Pfählen in Seen und Sümpfen betrifft, so ist es nicht wahr, dafs die Geschichte gänzlich über sie schweigt Dafs . . auch *indoeuropäischen Stämmen diese Bauart nicht fremd war, lehrt der merkwürdige Bericht des Herodot 5, 16 über das Volk der *Päoner in Thrakien, eine Stelle, die der Welt mehr als zweitausend Jahr vorlag, ehe bei Meilen im Zürchersee zum allgemeinen ungeheuren Staunen *alte Pfähle nebst einer „Kulturschicht" entdeckt wurden Dafs nun unter den Resten dieser den verschiedensten Punkten des indoeuropäischen Gebietes angehörenden Bauten sich auch solche finden, die *nur steinerne Werkzeuge enthalten, ist nicht zu verwundern. *Die einwandernden Hirten kannten das Metall (in Gestalt des *Kupfers), wie die Gleichung sanskr. ayas, zend. ayanh, lat. aes, goth. aiz, altirisch îarn für îsarn beweist, aber dafs sie es nicht zu Werkzeugen verarbeiteten, sondern sich der *Steinwaffen bedienten, kann nicht zweifelhaft sein und wird unter vielem Anderen durch Wörter wie hamar und sahs (Grimm DM² 165) bestätigt. Je nach ihrer Stellung in der Völkerreihe erhielten darauf die einzelnen Stämme früher oder später von Süden her *bronzene, d. h. durch Mischung von Kupfer und Zinn gehärtete Messer und Schwerter, aber dafs diese Umwandlung plötzlich geschehen sei, wäre eine aller Erfahrung und der Natur widersprechende Annahme. Es dauerte gewifs Jahrhunderte lang, ehe in Krieg und Jagd, bei Fällung und Spaltung der Baumstämme, beim Schlachten der Thiere u. s. w. *die steinerne Axt der Concurrenz des bronzenen Messers wich und endlich ganz aufser Gebrauch kam. Gewohnheit, ererbte Fertigkeit und Uebung, das Beispiel der Vorfahren, Mythus und religiöser Aberglaube, die natürliche Stumpfheit entlegener Naturvölker, dies Alles entschied für das Stein- und Beingeräth, und die einzelnen bronzenen Schwerter, die in das innere Land drangen, werden lange Zeit nichts als Schmuck und Spielzeug der Häuptlinge gewesen sein. Als Cäsar in Britannien landete, fand er eherne oder eiserne Gewichtstangen statt Geldes in Gebrauch (5, 12 : utuntur aut aere[1]) aut taleis ferreis ad certum pondus examinatis pro nummo), also eine für das gallische Festland, das längst schon Münzen prägte, vorübergegangene Epoche in Kraft; die Insel, reich an Metallen, auch an Zinn, erhielt dennoch ihr Erz nur durch Einfuhr (aere utuntur importato), und die Stämme im Innern, die meistens keinen Ackerbau trieben, von Fleisch und Milch sich nährten und mit Fellen bekleidet waren, werden vom Metall wohl noch gar keinen Gebrauch gemacht haben. Im germanischen und slavischen Norden reicht

* im Druck von mir hervorgehoben.

[1]) cf. ed. Friedrich Kraner [14] (W. Dittenberger) p. 389 f. *v. B.*

das Steinalter bis tief in die eigentlich historische Zeit hinein, ja berührt sich in einzelnen Fällen sogar mit der Epoche des Schiefspulvers. Nach all dem scheint die Vermuthung nicht zu gewagt, dafs *die Bewohner auch derjenigen Schweizer Pfahlbauten, die bisher *nur Steingeräth, dabei aber Beschäftigung mit Ackerbau ergeben haben, *keltischen und speciell helvetischen *Stammes, die der *Pfahldörfer in der Emilia Umbrer, entweder selbständige oder von Etruskern unterjochte, die der *meklenburgischen Seebauten Gothen u. s. w. gewesen seien. Das einzige Neue, das die Aufdeckung der Pfahldörfer geliefert hat, d. h. der einzige Umstand, den die bisherige Geschichte allein vielleicht nicht mit solcher Bestimmtheit hätte constatiren können, ist die *Priorität des Ackerbaues vor den Metallen und zwar eines schon vorgeschrittenen Ackerbaues mit mehreren Varietäten Gerste und Weizen, zierlich in Bündel gebundenem geernteten Flachs, Baumfrüchten u. s. w. Wenn hier keine Beobachtungsfehler vorliegen und wenn nicht etwa spätere Funde das bisherige Resultat wieder umwerfen, so wäre damit erwiesen, dafs die *Metallurgie der Kulturwelt des Mittelmeers erst sehr spät in die Gegend des Bodensees gedrungen ist, jedenfalls später als die feste Ansässigkeit und der Korn- und Flachsbau. Eine bedeutungsvolle Sage bei Plinius 12, 5 scheint ausdrücken zu wollen, *die Schmiedekunst sei den Galliern aus Italien zugekommen und zwar gleichzeitig mit der Kenntnifs des Weines und Öles oder nicht lange vor dem grofsen Bellovesus- und Sigovesuszuge : ein helvetischer Bürger Helico (offenbar ein Repräsentativname) hielt sich der Schmiedekunst wegen — fabrilem ob artem — in Rom auf und brachte von dort eine getrocknete Feige und Weintraube, sowie eine Quantität besten Weines und Öles in die Heimath mit, und dies bewog die Gallier, die Alpen zu übersteigen und in Italien einzubrechen. Da dieser Einbruch gegen das Jahr 400 vor Chr. erfolgte (Zeuss, die Deutschen, S. 165. Contzen, Die Wanderungen der Kelten, S. 102 ff.; der früheren Datirung des Livius, dem Otfr. Müller und M. Duncker, Origines germanicae p. 14 ff., Glauben schenken wollten, steht als entscheidende Instanz Herodot entgegen, der noch von keinen Kelten in Italien weifs), so würde die Einfuhr italischen Metallwerks in das vorausgehende Jahrhundert fallen, seit etwa hundert Jahr nach der Gründung Massilias; die kornbauende Steinzeit läge darüber hinaus. Wir wissen nicht, was sich historisch und kulturgeschichtlich dagegen einwenden liefse. *Die Kelten wurden übrigens, als sie nach ihrem grofsen kriegerischen Wanderzuge nach Osten feste Wohnsitze längs den Alpen gewonnen hatten, *Meister in der Metallarbeit; sie waren die schmiedenden

* im Druck von mir hervorgehoben.

Zwerge, die die Germanen und den ganzen Norden mit Schwertern, Kesseln u. s. w. versorgten. Das norische Eisen wurde berühmt, und es ist nicht auffallend, wenn deutsche Wörter, wie Eisen (goth. eisarn mit dem keltischen Suffix arna, s. Schleicher in Hildebrands Jahrbüchern 1, S. 410) oder Beil (altirisch biail, altcornisch bahell, Zeuss [2] p. 1061) oder ahd. gêr der Speer, folglich gothisch gais (die keltischen *Γαισάτοι* = Speerträger, Zeuss [2] 53; das Wort ist auch iranisch, Justi S. 98, und stammt vielleicht ursprünglich von einem iranischen Volk) oder Brünne (gothisch brunjô, slav. brŭnja, aus altirisch bruinne = Brust, Bauch, Zeuss [2] 1058, brú, Gen. bronn, Stokes ir. gl. no. 647, wie Panzer, ital. panciera, aus pantex Wanst) der Entlehnung aus dem Keltischen verdächtig sind. *Nichts wandert so leicht, wie Waffen und Waffennamen.“ —

55. Dr. Schrader behandelt Kupfer Eisen und Bronze in den Capiteln VI bis VIII seines III. Abschnittes, *p. 266—299.* Wir beschränken uns auch hier auf die frühen arischen Verhältnisse.

Ur-arisch sei skr. ayas - lat. aes, wahrscheinlich „Kupfer“, *p. 267.* Nun ist aes aller Wahrscheinlichkeit nach der alte Name anfangs wohl für alles „metallische“ Gestein, dann besonders für das häufiger gesehene, in der Folge für das, neben dem Stein und an dessen Statt, häufiger verwandte Metall; und dafs jenes Metall zunächst, wie Victor Hehn (vgl. o. p. 91) voraussetzt, in erster Linie das Kupfer gewesen ist, darf, soviel ich sehe, von vornherein für wahrscheinlich gelten. Diesen Gedanken versucht Dr. S. weiter auszuführen. Zuvörderst unternimmt er es, im Wesentlichen auf Grund der Bemerkungen Heinrich Zimmers und Wilhelm Geigers, zu zeigen dafs, wie das arische aes-ayas im Italischen und Germanischen „Kupfer“ und „Erz“ bedeute, es auch im Veda und Avesta in erster Linie nicht „Eisen“ sondern „Erz“ sei. Wir haben bereits oben p. 30 ff. gesehen, dafs skr. ayas = „Erz“ nicht „Eisen“ zum

* im Druck von mir hervorgehoben. *v. B.*

Mindesten nicht genügend gesichert ist; und auch av. ayaṅh = „Erz“ erscheint mir zweifelhaft.

ayaṅh im Avesta.

56. Bei Wilhelm Geiger heiſst es zunächst, Ostīrānische Kultur p. 147 f.: „die Gebirge Centralasiens sind reich an Eisenerzen, und ihr Vorhandensein in der Hara wird von unseren Texten bestätigt.“ Nach Dr. S. *p. 268* bedeuten die neu-iranischen Vertreter des av. ayaṅh „Eisen“. *p. 286* vermuthet Dr. S., unter Berufung auf Lepsius, die Metalle p. 104, für den Südwesten Irans sogar eine sehr frühe Eisenkultur; und erwähnt, daſs die Perser von Herodot 7, 61 f. 84 „durchaus als mit eisernen und ehernen Waffen ausgerüstet geschildert“ werden. Dort gedenkt Dr. S. auch des alten eisernen Schwertes im Areskult der pontischen Skythen Hdt. 4, 62, — als Gegenstand des Kultus immerhin von Bedeutung. Wenn freilich Herodot 4, 71 vom Nichtgebrauch des Erzes spricht, so sind wir schon aus dem Zusammenhange heraus zum Mindesten nicht genöthigt, dies allgemein zu fassen; überdies verweist Heinrich Stein zur Stelle auf Cap. 81. Zu Herodots Bericht über die Massageten, der zum Theil sehr phantastisch aussieht, habe ich weniger Vertrauen (vgl. o. p. 86 und Anm.). — Soviel wir von der Stellung des jüngeren Avesta wissen, erschiene unter diesen Umständen eine dort vorwiegende Bronzekultur einigermaſsen auffällig; nur das über die Massageten Berichtete würde, im Fall daſs der Bericht glaubwürdig sein sollte, mit der Annahme einer avestischen Bronzezeit übereinstimmen. — Auch scheint es, als hätte sich Wilhelm Geiger durch die von ihm betonte Analogie homerischer und vedischer Verhältnisse (vgl. darüber o. p. 35. 30 ff. und 49 f.) und die weitverbreitete Annahme, daſs „die Bearbeitung“ der „Bronze der schwie-

rigeren Bearbeitung des Eisens meistentheils vorhergegangen" sei, mitbestimmen lassen, wenn er ayaṅh = „Bronze, Erz" ansetzt; wenigstens würden die Avesta-Stellen, die der ausgezeichnete Iranist anführt, an sich nicht zum Ansatz nöthigen dafs dasjenige ayaṅh, welches zur Verfertigung von Waffen und Geräthschaften verwandt wurde, in der Regel nicht Eisen sondern Bronze gewesen sei. An diesen Stellen heifse ayaṅh : raocahin yt. 13, 3. zairi yt. 10, 96. 132. zaranya yt. 10, 96. „Blankes" Eisen und „blinkender" (vgl. raocahin) Stahl sind ja auch uns geläufig; vgl. ferner den Versschlufs αἴθωνι σιδήρῳ Il. Δ 485. αἴθωνα σίδηρον Od. α 184 : E. Buchholz, Die Homerischen Realien I, 2, p. 336. Auch fassen Ferdinand Justi, Rudolph Roth (ZDMG. 25, 217 f.) und Karl Geldner (KZ. 25, 533) raocahinô yt. 13, 3 nicht als Genitiv von einem Stamme raocahin, sondern als den Nominativ eines Stammes raocahina und beziehen es auf den Himmel; — vgl. ferner den σιδήρεος (Od. ο 329 = ρ 565) neben dem χάλκεος (Il. P 425 cf. E 504. Od. γ 2) οὐρανός bei Homer, der mit beiden Epitheten wohl die Festigkeit des Himmelsgewölbes bezeichnen will. yt. 10, 96 und 132 (vgl. Karl Geldner : KZ. 25, 484 ff.) sind, soweit sie uns hier interessiren, identisch, im Wesentlichen also ein einziger Beleg, (vazrem zastaya drazhemnô : 96) zarôish ayaṅhô frahikhtem amavatô zaranyêhê. K. Geldner übersetzt § 96, p. 503: „aus gelbem Metall gegossen aus dauerhaftem goldenem"; und § 132, p. 510: „aus gelbem Erze gegossen, aus dauerhaftem goldenem" (besser vielleicht „Golde"?). — Wie yt. 13, 3, so heifst ayaṅh auch einmal in den Gâthâs, y. 32, 7, qaêna (Christian Bartholomae, Die Gâthâs, liest huvaêna). —

57. Auf meine Anfrage war Hr. Prof. Dr. Rudolph

v. Roth so freundlich, mir über diese Verhältnisse das Folgende zu schreiben.

„Ich glaube nicht, daſs ayô im Avesta ein bestimmtes Metall bezeichnet. Wir können die Männer der Stein- Bronze- und anderen Alter nicht befriedigen. Mit ayas im Veda ists ja ebenso. av. ayô und seine Ableitungen erklären, soviel ich weiſs, die Parsen überall mit „Eisen", womit sie schwerlich etwas anderes sagen wollen als „Metall" überhaupt, wie man bei uns „Erz" gebraucht oder gebrauchte zu einer Zeit, wo man den Unterschieden der Metalle noch nicht so gründlich nachfragte, wie in unserem Zeitalter der Naturwissenschaft.

yt. 10, 96 hat Geldner wie ich glaube ganz richtig übersetzt, frahikhta kann nur heiſsen: „gegossen". — ayô zairi „das gelbe Metall" halte ich für Gold.

ayô hvaênem ist das für die Waffe verarbeitete Erz. Uebrigens heiſst das Wort richtig wohl haêna. Im Pahl. Dict. des Jamaspji p. 635 wird hîn (hênŏ) durch „steel" übersetzt. In y. 32, 7 ist Bartholomaes Auflösung huvaêna schwerlich richtig, vielmehr die fehlende Silbe durch Trennung von yâis in yâ âis zu gewinnen; yâ = yêna adverbial, wie z. B. y. 12, 3: „wo sie mit ihren Herden in diesem Lande wohnen". So ist yâis auch an einigen anderen Stellen zu erklären".

58. Ein ostarisches ayas „Erz" werden wir also besser zunächst bei Seite lassen. —

Auf *p. 269 ff.* läſst Dr. S. eine Ausführung über das seit Pictet „fast in der Wissenschaft eingebürgerte (so)" ur-arische „Bronzevolk" folgen, welche zeigen soll, daſs die Arier der Urzeit die Bronze nicht gekannt haben, aes also Rohkupfer sei. Die classische Erörterung Victor Hehns, deren Hauptsätze ich an die Spitze dieses Capitels

gestellt habe, jene Erörterung in der Victor Hehn mehr denn zehn Jahre vor dem Erscheinen der „Sprachvergleichung und Urgeschichte“ Dr. Schraders die Frage nach der Kenntniſs und Verwendung des Nutzmetalls in der arischen Urzeit und während der frühen Kulturentwickelung der arischen Stämme mit wenigen meisterhaften Strichen behandelt und im Wesentlichen entschieden hat, ist auch hier nicht genannt. Dr. Ss Resultat weicht von dem des groſsen Kulturhistorikers insofern ab, als Victor Hehn, an die Besprechung derjenigen Pfahlbauten, in denen man nur steinerne Werkzeuge gefunden hat, anknüpfend, die Ansicht ausspricht, die ältesten Arier hätten das Metall (Kupfer) zwar gekannt, es aber nicht zu Werkzeugen verarbeitet sondern sich der Steinwaffen bedient, was unter vielem Andern durch Wörter wie h a m a r und s a h s bestätigt werde; — während sich Dr. S. an unserer Stelle dahin äuſsert, „daſs, wenn überhaupt von einer Benutzung des Metalles in der indog. Urzeit die Rede war, dieselbe nur in der Weise geschehen sein kann, daſs man, wie es die nordamerikanischen Indianer thaten, das rohe Kupfer durch bloſses Bearbeiten mit dem steinernen Hammer in Ringe, Armbänder, Beile, Aexte etc. umformte“, *p. 270 M.* Es ist, wie wir sehen, kein klaffender Unterschied, und so wird denn auch weder in der hier versprochenen „sorgfältigen Betrachtung der“ arischen „Waffennamen“, die *p. 309 ff.* in die Erscheinung tritt, noch in der zusammenfassenden Uebersicht *p. 297* von der hier gesetzten Möglichkeit kupferner Waffen etc. Gebrauch gemacht, die arische Urzeit vielmehr „dem sogenannten Steinalter“ zugesprochen. Die „triftigen Gründe“, *p. 271u.*, welche Dr. S. *p. 269 ff.* gegen die Annahme ur-arischer Bronze beibringt, besagen freilich nicht, was sie besagen sollen. Die Angabe, daſs das lateinische und germanische Wort

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

aes - aiz (ê r) neben dem Erze dauernd auch das Kupfer bezeichnet habe, *267 uf.* vgl. *271* (Dr. S. formulirt sie auf *p. 270* freilich so: „die von den europäischen Sprachen zäh bewahrte älteste (so) Bedeutung Kupfer"), im Einzelnen nachzuprüfen würde mir im Augenblicke nicht nah genug liegen; denn auch wenn sie den Thatsachen genau entspricht, ließe sichs a priori nicht entscheiden, ob nicht vielleicht (importirte) Bronze die ältere Bedeutung war und erst später deren Hauptbestandtheil mit demselben Namen bezeichnet wurde. Auch das Fehlen eines gemeinsamen Zinn-Namens und gemeinsamer Ausdrücke, die sich auf das Schmiedehandwerk bezögen, beweist nicht, würde zum Mindesten die Frage nach der ur-arischen Verwendung der Bronze *(270 M. 271 u.)* in keiner Weise entscheiden können (vgl. *273 oM.* und u. p. 101). Auf das Fehlen eines gemeinsamen Zinn-Namens legt Dr. S. augenscheinlich besonderes Gewicht; auch auf *p. 297* wird damit der Ansatz begründet, daß die Gleichung ayas-aes nicht die Bronze bezeichnen könne. Lepsius, Die Metalle p. 114, berichtet, daß das Zinn unter den Metallen fehle, die sich auf den ägyptischen Denkmälern bis dahin hätten nachweisen lassen, — obgleich, wie er hinzufügt, es kaum zu bezweifeln sein dürfte, daß den Aegyptern das Zinn bekannt war. Dr. S. giebt, *p. 301 M.*, unter Berufung auf Lepsius dessen Angabe über das Fehlen des Zinnes wieder, ohne einen Zweifel oder Vorbehalt daran zu knüpfen; und bemerkt, *p. 273 o.* (cf. *272*), daß auch die ägyptische Bronzetechnik ursprünglich kaum eine einheimische gewesen sein könne. Doch nimmt er deshalb am Vorhandensein der Bronze in Aegypten keinen Anstoß. Erwägen wir nun daß es sich hier noch dazu für Aegypten um Ueberlieferung — und zwar recht umfangreiche Ueberlieferung —, für die arische Urzeit um die vergleichende

Erschliefsung eines Mangels handelt, so ist leicht ersichtlich, dafs für denjenigen, welcher unter den erwähnten Umständen die ägyptische Bronze gelten läfst, der Mangel eines gemeinsamen Zinn-Namens kein triftiger Grund sein kann, ur-arische Bronze zu läugnen. Vgl. ferner skr. trapu „Zinn", das erst im Atharvaveda, und zwar nur einmal, belegt ist (H. Zimmer, AiL. 53; Dr. Ss Bemerkung *p. 301* ist ungenau), gegenüber *p. 268 f.* (dazu o. p. 93 f. 30. 15); und W. Helbig, Die Italiker p. 115. — Damit ist Dr. Ss Arsenal triftiger Gründe gegen die ur-arische Bronze erschöpft, denn jene sorgfältige Betrachtung der Waffennamen wird uns nur „zu der Frage, ob und wie weit die Indogermanen von dem Kupfer Gebrauch machten, zurückführen", *p. 270 M.* — Die Sache ist nicht allein von methodischem Interesse sondern hat für die Auffassung und Behandlung der alt-arischen Kulturverhältnisse auch sonst nicht ganz geringe Bedeutung. Es sei mir daher gestattet ihr ein wenig näher zu treten.

59. Die Entscheidung der Frage ist, wie ich glaube, für Jeden, der sich eingehender mit kulturgeschichtlichen Dingen beschäftigt hat, durch jene kurzen Sätze Victor Hehns (vgl. o. p. 91 ff.) im Wesentlichen gegeben. Victor Hehn erwähnt dafs bei einigen arischen Stämmen, die in der Kultur zurückgeblieben waren, das Steinalter tief in die historische Zeit hinein währt, dafs andere Stämme die, wie die Kelten Britanniens, Metall auch Zinn im Ueberflufs zu Hause gewinnen konnten, noch zu Caesars Zeiten ihr Erz nur durch Import erhielten. Ferner gäbe es Anzeichen die darauf hinwiesen, dafs auch die Kelten des Festlandes, die hernach Meister in der Metallarbeit wurden und die Germanen und den ganzen Norden mit Schwertern Kesseln u. s. f. versorgten, die Schmiedekunst erst verhältnifsmäfsig spät aus dem Süden erhalten hätten; das

deutsche Wort für Eisen, deutsche Waffennamen seien wiederum der Entlehnung aus dem Keltischen verdächtig. Daran knüpft sich ungezwungen die Vermuthung, dafs auch die Pfahlbauten der Schweiz, Oberitaliens etc. von alt-arischen Völkern bewohnt gewesen sind (vgl. dazu jetzt auch Wolfgang Helbig, Die Italiker in der Poebene, bes. p. 18 ff. 25. 89 ff. 116). In diese kulturgeschichtliche Situation hineingesetzt, beginnen solche Erscheinungen wie die alten Namen steinerner Götterwaffen, Worte wie hamar und sahs (Jacob Grimm DM.[4] 151, vgl. ved. açman, açani-açan), zu reden und von der alt-arischen Steinkultur Zeugnifs abzulegen; in diesem Zusammenhang wird die Gleichung aes-ayas kaum mehr aussagen können, als dafs die Arier der Urzeit „metallisches Gestein" oder etwa das Kupfer gekannt haben. —

Die Darlegung Victor Hehns, augenscheinlich das kurz gefafste Ergebnifs ausgedehntester Forschung, ist in ihrem Zusammenhang für mich überzeugend; die von Dr. S. hierher und dorthin verschleppten Stücke, ungeachtet manches neuen Aufputzes, sind es nicht. Dr. Ss Begründung der Hehnschen Ansicht, dafs das ayas-aes der „Urzeit" (nicht Bronze sondern) Kupfer sei, haben wir bereits geprüft; versprengte Theile der Erörterung Victor Hehns findet man auf *p. 293* — vgl. auch *335 f.*[1]) —, und im „sorgfältigen" Waffencapitel (Cap. X, dessen Wörtersammlung sich bei gehöriger Vorsicht vielleicht benutzen lassen würde), z. B. *p. 323* und *328*, an welch letzterer Stelle Victor Hehn genannt ist; über Steinwaffen vgl. dort *p. 326*, wo zum Citat : Helbig p. 43, auch der Nachtrag bei Helbig p. 135 Berücksichtigung verdient, und *330*. —

Ueber skr. lôha-asl. ruda, *271*, s. o. p. 75; was

[1]) und unten das 10. und 13. Capitel dieser Schrift.

das armenische Lehnwort a r o i r (l. : ZDMG. 36, 133 f.) in diesem Zusammenhange soll, verräth uns Dr. S. nicht.

60. Nachdem uns Dr. S. weiter durch die Mittheilung einer Probe des Akkadischen und Assyrischen, der in freundlicher Berücksichtigung eines dieser Sprachen etwa unkundigen Lesers die französiche Uebersetzung beigefügt ist, überrascht und erfreut hat *p. 272*, auch der ägyptischen Bronze (vgl. o. p. 98 f.) und der Wahrscheinlichkeit gedacht ist, „daſs auch bei den indog. Völkern Bronzegegenstände lange Zeit von Auſsen eingeführt worden sind, ehe man selbst die Herstellung des kostbaren Mischmetalles erlernte", — folgen Namen des Kupfers und Erzes im Sanskrit und Iranischen. Dann eine Ausführung über das höhere Alter des gr. χαλκός gegenüber σίδηρος die sich, soweit methodisch-kritische Erwägung in Betracht kommt, zum Theil bereits durch das, was o. p. 21 f. über das Verhältniſs des Silbers zum Golde bemerkt wurde, erledigt. Auch kann ja der Name wechseln (vgl. dazu o. p. 36 f. 77). Daſs der griechische Silber n a m e jünger als χρυσός ist, läſst sich nicht nur nicht erweisen, sondern wäre sogar, wie ich glaube, der weniger wahrscheinliche Ansatz; so könnte das Wort σίδηρος jünger als χαλκός, das Eisen bei den Hellenen gleichwohl älter als Erz sein. Und sehen wir davon ab, so ist es ja bekannt, daſs das „homerische Zeitalter" ein χαλκός-Zeitalter war; schon daraus dürfte sich die reichlichere Ableitung von und Zusammensetzung mit χαλκός, vgl. *p. 274 f.*, ausreichend erklären. Was in einer bestimmten maſsgebenden Zeit die gröſsere Rolle spielt, braucht deshalb noch nicht älter zu sein.

Auch das Weitere, worin *(p. 275)* selbst „jener alten Ueberlieferung (so) des Hesiod", *Ἔργα* 151, nicht geschont

wird, bringt, wie sich jeder leicht überzeugen kann, ebensowenig als das *p. 288 f.* Hinzugefügte die interessante Frage, ob bei den Hellenen die Kenntnifs des Eisens oder Erzes früher sei, ihrer Lösung näher. An letzterer Stelle wird Il. Ψ 834 f. und das von E. Buchholz, Die Homerischen Realien I, 2, p. 336 f. Bemerkte erwähnt; doch vermag dies Dr. Ss Vertrauen auf die Kraft des sogen. „sprachlichen Verhältnisses von χαλκός : σίδηρος“ nicht zu erschüttern. Im Uebrigen darf ich hier auf die Mittheilung Dr. Ferdinand Dümmlers oben p. 49 f., für σίδηρος auf p. 42 f. verweisen. — Die Gleichung χαλκός-asl. železo wird durch Dr. Ss „ansprechendere“ Erklärung, *p. 277* vgl. *445 Anm.*, um nichts deutlicher. Was über das Eisen bei iranischen Völkern gesagt ist, habe ich im Wesentlichen bereits o. p. 94 mitgetheilt. Den Rest dürfen wir füglich übergehen. Combinationen wie die über die Herkunft des litauischen Kupfernamens, *p. 281 uf.*, schweben, wenigstens bei so dürftiger Motivirung, in der Luft; und eine Nöthigung, im Haufen der „mehr oder weniger“ zuverlässigen Notizen ferner herumzusuchen, ob sich nicht doch noch Brauchbares entdecken liefse, liegt um so weniger vor als das, was alt-arische Zeiten angehen würde, mit dem Besprochenen im Wesentlichen erschöpft sein dürfte. —

8. Capitel.

Allgemeine Uebersicht. Methodische Ergebnisse.

61. Wir sind am Ende unserer Erwägung der altarischen Metallverhältnisse. Da wir einmal Dr. Schraders Schriften dieser Untersuchung zu Grunde gelegt haben, so wäre zunächst zusammenfassend festzustellen wie sich Dr. Ss Leistung zur Geistesarbeit Victor Hehns verhält; daran soll sich eine kurze Uebersicht über das, was Dr. Ss

Bearbeitung der Metalle für die Kenntniſs seiner Methode ergiebt, anreihen. Zum Schluſs recapituliren wir die bisherige Untersuchung. —

62. Victor Hehns Behandlung der alt-arischen Goldbezeichnungen hat Dr. S. in allem Wesentlichen einfach übernommen (o. p. 3 ff.) — Dr. Ss Ausführung über das Silber knüpft an Victor Hehn an, dessen Bemerkung, der nordeuropäische Silbername erinnere lebhaft an das homerische Ἀλύβη am Pontus (ὅθεν ἀργύρου ἐστὶ γενέθλη), Dr. S. citirt und annimmt. Victor Hehn hatte auch der griechisch-römischen Silberbezeichnung gedacht, die ganz wie ein Nachhall aus Asien klinge. Hierzu bringt Dr. S. Neues. Er nennt das armenische artsath und erwähnt den Silberreichthum Armeniens, — nicht fern von da mag Ἀλύβη gelegen haben. In Indien scheint, wie H. Zimmer gezeigt hatte, rajata „Silber" erst während der vedischen Periode gebräuchlich zu werden; auch bemerkt Dr. S., daſs das dem rajata entsprechende erezata sich auf die Sprache des Avesta beschränke, die späteren iranischen Dialekte in der Bezeichnung des Silbers auseinandergehen. Daraus schlieſst er, daſs die Bekanntschaft mit dem Silber bei den Ostariern nicht in ein hohes Alterthum zurückgehen könne, — ein Schluſs den ich wenigstens in Bezug auf die Iranier nicht für zwingend halte (vgl. o. p. 79 ff.); wenn das neupersische sêm, sîm = gr. ἄσημος ist (cf. *p. 257 u.*), so wäre zum Mindesten dies Wort aller Wahrscheinlichkeit nach erst der Ersatz für eine ältere Bezeichnung (vgl. Victor Hehn[4] 462 o.). Von Armenien aus, mit den angrenzenden Gebieten des Pontus einem Hauptherde der Silberverbreitung, könne Wort (und Sache) nach Iran und Indien gekommen sein. ἄργυρος sei selbständig, argentum lehne sich

vielleicht (vgl. *p. 260* und *265*) an ἄργυρος; mit beiden steht die Reihe rajata-erezata-artsath in keinem kulturgeschichtlichen Zusammenhang. Zur Bemerkung Victor Hehns ist also Manches neu hinzugekommen: das armenische artsath, die Erinnerung an das Silber Armeniens, die Namensdifferenz in den iranischen Dialekten und die relative Jugend des Silbers in Indien; das wies auf ostarische Entlehnung aus dem Westen. — Wer mit einem Buche zu thun hat, dem er sonst so wenig Erfreuliches abgewinnen kann, ist besonders gern dazu bereit, es anzuerkennen und zu betonen, wenn er einmal etwas Neues und Gutes darin findet; doch wird er deshalb wenigstens dann, wenn seine Untersuchung wesentlich methodologische Ziele verfolgt, nicht davon Abstand nehmen dürfen, das gern anerkannte Verdienst prüfend zu wägen. Nun ist es zwar möglich aber, wenigstens von vornherein, recht unwahrscheinlich, dafs ἄργυρος oder gar argentum ohne kulturhistorischen Zusammenhang mit der Reihe artsath-rajata sein sollte, auch wenn wir vom keltischen Silbernamen ganz absehen (vgl. o. p. 16 ff. 78 und 22 ff.); — es wäre von vornherein genau ebenso wahrscheinlich oder unwahrscheinlich, als dafs rajata mit artsath nichts zu thun hätte. Dazu kommt aber, dafs der Ansatz einer Wanderung des südarischen Silbernamens etwa von den Armeniern zu den Iraniern nicht ganz unbedeutende Schwierigkeiten macht (o. p. 79 f. 84 ff.); während sich uralte Beziehungen der Griechen etwa zur Nordküste Kleinasiens leicht annehmen lassen — nicht allein fürs Silber weist alte Ueberlieferung dahin —, und zwischen den Armeniern und Italikern aller Wahrscheinlichkeit nach eine Reihe arischer Völker gesessen haben (vgl. o. p. 89 f. 37 ff. 53). Wer argentum von artsath trennt, darf somit rajata nicht leichthin mit artsath verbinden.

So erscheint die hübsche Combination nicht sowohl als das Ergebnifs methodischer Abwägung der sprachlichen und kulturgeschichtlichen Verhältnisse, sondern als die Folge eines Zusammentreffens glücklicher Umstände, wodurch sich zu dem von Victor Hehn herangezogenen homerischen Ἀλύβη und zu dessen Vermuthung über die Herkunft des nordeuropäischen Silbernamens das armenische Wort (vgl. KZ. 23, 19. 23) und eine Notiz aus H. Zimmers Werk über „Altindisches Leben" gesellt hatten. Ebensowenig als der Schwierigkeit ist sich Dr. S. denn auch der methodischen Tragweite dieser Combination bewufst geworden; vgl. das folgende Capitel dieser Untersuchung, bes. § 77, und den Zweiten Abschnitt passim. — Victor Hehns Erörterung über die alt-arische Steinzeit, über Kupfer Bronze und das Aufkommen, den Gebrauch und die Bearbeitung des Nutzmetalls bei den alt-arischen Völkern hat Dr. S. zerstückt und der Beweiskraft beraubt.

Die soeben genannte Erörterung Victor Hehns erwähnt Dr. S. auf *p. 48* seiner „Sprachvergleichung und Urgeschichte". In den drei Capiteln über Kupfer Bronze und Eisen *p. 266—299* habe ich Victor Hehns Namen nicht gefunden; *p. 269 uf.* lesen wir von dem „von Pictet behaupteten und seitdem fast in der Wissenschaft eingebürgerten indogermanischen Bronzevolk" (vgl. auch *p. 335 f.*). Allmählich hat sich Dr. S. auf eine für mich geheimnifsvolle Weise die Meinung gebildet, dafs er in seinem „Buche Sprachvergleichung und Urgeschichte, wie er annehmen dürfe, unter allgemeiner Zustimmung den Nachweis geführt habe, dafs die indogermanische Vorzeit noch dem Steinalter angehörte, und dafs von Metallen nur das Kupfer (skrt. áyas, zend. ayaṅh, lat. aes, got. aiz und skrt. lôhá, pehl. rôd, lat. raudus, altsl. ruda, altn. rauđi) bekannt war, welches aber, wie die verhält-

nifsmäfsig grofse Jugend der Schmiedekunst auf indogermanischem Boden beweist, wahrscheinlich noch nicht zu metallurgischen Zwecken verwendet worden ist" : Handelsgeschichte I 121; vgl. dazu o. bes. p. 96 ff. Auch auf den darauf folgenden Seiten ist wiederholt auf die „Sprachvergleichung" desselben Autors verwiesen. —

63. Für die im Abschnitt über die Metalle von Dr. S. befolgte Methode sind die nachstehenden Punkte characteristisch.

Erstens. Die Gleichung r a j a t a - e r e z a t a - a r t s a t h - ἄργυρος - a r g e n t u m geht nicht auf kulturgeschichtliche Urverwandtschaft zurück, einmal weil das Silber den arischen Indern erst w ä h r e n d der Zeit ihrer ältesten Ueberlieferung bekannt geworden zu sein scheint, sodann weil die iranische Dialekte in der Bezeichnung des Silbers auseinandergehen, *p. 257 f.* vgl. o. p. 15 und 79 ff.

Zweitens. ἄργυρος hat mit r a j a t a - a r t s a t h kulturgeschichtlich nichts zu thun, weil es bei dem Vorhandensein griechischer Wörter auf -ετος nicht abzusehen wäre, warum ein *ἀργετος = a r g ṇ t o s bei den Griechen hätte verloren gehen sollen, *p. 265. 259* vgl. o. p. 16 ff.; ferner spräche auch d e r Umstand, dafs ἀργυρο- in Orts- und Personennamen fast gar nicht vorkomme, während χρυσο- häufig sei, für ein späteres Auftreten des Silbers in Griechenland, *259 uf.* vgl. o. p. 21 f.

Drittens. a r g e n t u m steht mit r a j a t a - a r t s a t h in keinem kulturhistorischen Zusammenhang vgl. *265,* aus nicht ersichtlichem Grunde, es sei denn der, dafs das Silber nicht ur-arisch und ein zufälliges Zusammentreffen „sprachlich wohl möglich ist", *p. 258 o. 181,* — vgl. den ersten und vierten Punkt und o. p. 15 ff. 78; „indessen" will Dr. S. „derartige Ausnahmen nicht als die Regel (so)

betrachtet“ wissen, worüber bei ihm, *p. 181*, nachgelesen werden mag.

Viertens. Dagegen kann erezata-rajata dem armenischen artsath nachgebildet sein, *258. 264* vgl. o. p. 15 f. und 103 ff.

Fünftens. skr. hiraṇya- av. zaranya und asl. zlato-got. gulth deutet nicht auf kulturgeschichliche Urverwandtschaft, doch könnte das iranische Wort die slavisch-deutsche Bezeichnung des Goldes beeinflufst haben, *253 f.* vgl. o. p. 10. 12 ff. und 72 ff. —

64. Suchen wir uns jetzt mit einigen Strichen das Ergebnifs der bisherigen Untersuchung noch einmal vor Augen zu stellen.

Die älteste für uns erreichbare Trennung schied die centum-Gruppe (Germanen Kelten Italiker Hellenen) und die satem-Stämme. Von den etwa im Norden des Schwarzen und Kaspischen Meeres nomadisirenden satem-Stämmen lösten sich dann zunächst südost-europäische — oder wie wir sie vorläufig zusammenfassend nannten : illyrio-armenische — Völkerschaften; während oder nach der „Trennung“ dieser Stämme die litauischen, zuletzt die Slaven, vgl. dazu o. p. 71. Nach einem längeren Zeitraum, in den bei Ost- und Westariern die Anfänge des Ackerbaus oder doch einer ernstlicher betriebenen, obwohl noch sehr primitiven Bodenbestellung fallen würden, drängten iranische Nomadenvölker nach; — wenn wir uns nicht etwa die Sachlage so vorzustellen haben, dafs im Wesentlichen grade diese Steppenvölker, die ja sehr lange Nomaden geblieben sind, auf dem älteren Kulturniveau verharrend während der Zeit des beginnenden Ackerbaus gleichsam die Mauer zwischen dem ostarischen und europäischen Kulturkreise gebildet haben; auch wäre die Mög-

lichkeit zu berücksichtigen, dafs die Anfänge des Ackerbaues bei den westeuropäischen Völkerschaften bereits jener Zeit angehören, da die „Osteuropäer“ mit den Indoiraniern noch zusammen hausten, und die osteuropäischen Stämme es nach ihrer Wiedervereinigung mit den Westeuropäern allmählich von diesen gelernt hätten, den Boden zu bestellen. Thatsache ist eine frühe Scheidung des ost- und westarischen Kulturkreises, die sich besonders auch in den Ausdrücken äufsert, welche ein primitiver Ackerbau erfordert; vgl. o. p. 56 ff. Im Süden des Pontus traten westarische Stämme auf asiatischen Boden über und haben dort den Iraniern die Hand gereicht.

65. Während der Trennungszeit standen die Arier im „Steinalter“ : steinern und beinern war ihr Geräth, waren die Waffen; doch unterschieden sie vom übrigen Gestein das (glänzende?) metallische, vielleicht Kupfer (ayas-aes), o. p. 90 ff. 81 ff. Es wäre möglich, dafs es die Slaven vor ihrer Sonderung von den Indo-iraniern gelernt haben, das prächtigere gelbe und das gemeinere rothe Metall, Gold und Kupfer auseinanderzuhalten (vgl. hiraṇya-zlato, lôha-ruda); doch liefsen sich die slavischen Namen auch auf spätere Berührungen mit iranischen Stämmen zurückführen, o. p. 72 ff. Der uralte Metallname (ayas-aes) wurde da, wo er sich erhielt, zur Bezeichnung insonderheit des ältesten Nutzmetalls, wechselte auch wohl mit dessen Wechsel die Bedeutung, — wie skr. lôha später „Eisen“ hiefs. Die Germanen scheinen ihren Goldnamen früher Berührung mit slavischen Nachbarn, die Hellenen den ihrigen semitischem Einflusse zu verdanken. Das italische Wort wäre in sehr alter Zeit (ausom) an die litauische Bernsteinküste, in späterer (aurum) zu den Kelten gedrungen.

66. Die nordeuropäische Silberbezeichnung mag an

die pontische Stadt *Ἀλύβη* anknüpfen. Von entscheidender Bedeutung ist die Auffassung der südarischen Reihe skr. rajata, av. erezata, armen. artsath, gr. *ἄργυρος*, lat. argentum, brit. argant. Sie sieht vom rein sprachwissenschaftlichen Gesichtspunkt genau so aus als ginge sie auf eine Silberbezeichnung der Urzeit, etwa argn̥to-, zurück, o. p. 78 ff. Gleichwohl werden wir die Kenntnifs des Silbers für die Urzeit nicht ansetzen dürfen, o. p. 81 ff. Ein Zufall etwa der Art, dafs sich die südarischen Stämme, einzeln oder gruppenweise, selbständig ein Adjectivum argn̥to- „hellglänzend" zur Bezeichnung des Silbers erwählt hätten, ist, wie wir sahen, unwahrscheinlich, o. p. 78. 88. 16 ff. So wurden wir zur Annahme gedrängt, das Adjectivum argn̥to- habe sich nach vollzogener „Trennung" an einem Punkt des südarischen Gebietes in der Bedeutung „Silber" festgesetzt, und sich von da aus — in der Regel wohl an die entsprechende heimische Form oder das in der Sprache bewahrte Bedeutungselement anknüpfend — über die südarischen Völker hin verbreitet; und zwar würde die Wanderung des arischen Silbernamens durchaus in vorhistorische Zeit fallen, nur nach Indien scheint er während der ältesten Ueberlieferung gekommen zu sein.

Diese Verbreitung liefs sich aber ohne die Voraussetzung einer gewissen geographischen Continuität der südarischen Völker nicht wohl begreifen. Der Ausgangspunkt der Silberbezeichnung mag der Nordrand Kleinasiens gewesen sein, vgl. dazu bes. o. p. 37 ff. Vorhistorische Beziehungen und Zusammenhänge mit Griechenland und Italien lassen sich leicht denken, der keltische Stamm hat in früher Zeit mehr abseits gewohnt, o. p. 89 f.; grofse Schwierigkeit macht der Uebergang des Wortes zu den Iraniern, der sich dem Anscheine nach südlich vom Kau-

kasus vollzogen haben würde, o. p. 84 ff. Gleichwohl werden wir über die Voraussetzung früh wiederhergestellter Kulturbeziehungen zwischen Ost- und Westariern kaum hinwegkommen; vgl. auch o. p. 40 f. Im Norden des Schwarzen Meeres würde ich mir ungeachtet dessen, dafs dort die Berührungen zwischen Iraniern und europäischen Ariern in sehr alte Zeiten zurückgehen mögen, die Anknüpfung neuer Kulturbeziehung solcher Art zwischen Ost und West schwerer vorstellen können, o. p. 86 ff. Im Süden des Kaukasus fehlen deutliche Anzeichen von einer alten geographischen Continuität östlicher und westlicher Arier; doch dürfte auch die Möglichkeit, dafs zwischen ihnen wohnende stammfremde Völker kräftig genug von den Ariern beeinflufst gewesen wären, um die Vermittelung übernehmen zu können, immerhin Berücksichtigung verdienen, o. p. 85. 88 f. —

67. Wie dem nun auch sein mag : so werden wir nicht umhin können, der Reihe r a j a t a - a r g e n t u m die Lehre zu entnehmen, dafs auch da, wo die sprachlichen Verhältnisse auf Urverwandtschaft der west- und ostarischen Worte deuten und zugleich die zufällige Festsetzung urverwandter Worte in der gleichen Kulturfunction unwahrscheinlich ist, doch nicht ohne Weiteres auf Urverwandtschaft des Kulturbegriffs geschlossen werden darf sondern mit der Möglichkeit alter und event. vorhistorischer Entlehnung gerechnet werden mufs; wobei insonderheit auch die kulturhistorische Gesammtlage in Betracht zu ziehen sein würde. Das Schwierige und Ermüdende dieser Untersuchungen liegt ja wesentlich in der Nöthigung, sich die geschichtlichen Möglichkeiten stets gegenwärtig zu halten und das Einzelne an der kulturhistorischen Gesammtvorstellung, diese wiederum immer von Neuem am Einzelnen zu messen, sie am und im Einzelnen gleichsam auf ihre

Stichhaltigkeit zu prüfen: — auf diesem Gebiete, wo der unanfechtbaren und eindeutigen Thatsachen so wenige sind, mufs neben der Uebereinstimmung der deutlicheren Thatsachen unter einander in höherem Grade, als wohl sonst, die allgemeine kulturgeschichtliche Wahrscheinlichkeit einer Entwickelung in jedem einzelnen Falle von Neuem in Betracht gezogen und gewogen werden. — Für die Reihe r a j a t a - a r g e n t u m waren wir im Wesentlichen auf die Alternative: kulturgeschichtliche Urverwandtschaft oder alte resp. vorhistorische Entlehnung beschränkt. Der Zufall erschien hier nahezu ausgeschlossen, da es schwer denkbar wäre dafs die südarischen Völker zur Bezeichnung des Silbers unabhängig von einander nicht allein das gleiche Bedeutungselement, sondern fast überall auch dasselbe W o r t — ein und dasselbe Adjectivum mit der Bedeutung „hellglänzend" — verwandt hätten. Und einige Thatsachen, auf den Boden der kulturgeschichtlichen Gesammtlage gestellt und von ihr getragen, machten die Urverwandtschaft des Kulturbegriffs unwahrscheinlich und wiesen auf Entlehnung.

68. Noch schwieriger wird die Entscheidung da, wo die Wahrscheinlichkeit oder Möglichkeit vorliegt dafs das alte Wort, welches in den historischen Einzelsprachen den gleichen Kulturbegriff ausdrückt, in der ur-arischen Zeit kulturgeschichtlich nicht mehr indifferent gewesen ist sondern das bezeichnet hat, was wir etwa „kulturgeschichtliches Halbfabrikat" nennen könnten. Fürs Edelmetall käme diese Möglichkeit verhältnifsmäfsig wenig in Betracht; — beim gemeinen, beim Nutzmetall haben wir bereits darauf achten müssen. Denn es ist nicht allein möglich sondern wahrscheinlich, dafs a e s schon in der Urzeit kein kulturgeschichtlich indifferentes Wort, etwa ein farbenbezeichnendes Adjectiv wie a r g ŋ t o -, sondern die feste Be-

zeichnung eines bestimmten Stoffes gewesen ist und zum Mindesten das metallische Gestein im Gegensatz zum unmetallischen, — oder etwa das Kupfer bezeichnet hat. Setzen wir nun den Fall dafs aes überall, wo sich das Wort erhalten hat, in der ältesten Ueberlieferung des Ostens wie des Westens, „Bronze" bedeutet hätte; so käme zu den beiden Möglichkeiten der Urverwandtschaft und der vorhistorischen Entlehnung des Kulturbegriffs „Bronze" eine dritte hinzu: dafs nämlich die einzelnen Sprachen unabhängig von einander oder wenigstens ohne dafs eine fortlaufende Reihe von Entlehnungen anzunehmen wäre, beim Aufkommen des ersten eigentlichen Nutzmetalls, der Bronze, das neue Metall mit dem alten Metallnamen bezeichnet hätten (vgl. dazu o. p. 90 ff. 37). — Aehnlich könnte es z. B. mit arischen Getreidenamen stehen. Wenn sich derselbe Name für die gleiche Getreideart in Ost und West findet, so würde auch hier aufser den beiden Möglichkeiten der Urverwandtschaft des Kulturbegriffs und dessen alter resp. vorhistorischer Entlehnung die fernere Möglichkeit zu berücksichtigen sein, dafs der gleiche Kulturbegriff hier und dort in selbständiger Weise an ein solches „kulturgeschichtliches Halbfabrikat" angeknüpft habe. Denn einem Volke, das wie das arische Urvolk zum Mindesten in weitem Umfang von Viehzucht lebte, werden Bezeichnungen für verschiedene Gräserarten, zum Theil „vielleicht mit efsbarem Korn in der Aehre", nicht gefehlt haben (Victor Hehn [4] 54 f.): da hätten beim Aufkommen des Getreidebaues wohl einmal verschiedene Stämme unabhängig von einander auf den Gedanken kommen können die gleiche Grasart, deren Korn sie als geniefsbar kannten, auszusäen, — mag auch vielleicht die Aehnlichkeit einer neuen Getreideart mit einer bestimmten Gräserform es einmal *bewirkt* haben, dafs jenes Getreide in mehreren Sprachen,

ohne dafs eine von der anderen beeinflufst worden wäre, den Namen desselben Grases erhielt[1]). — In solchen und ähnlichen Fällen würden natürlich schon recht geringfügige Kulturbeziehungen zwischen den verwandten Völkern dazu hinreichen können, um unter ihnen die gleichmäfsige Benennung eines neu erworbenen Kulturbegriffes durchzusetzen. Je früher die Kultur zweier Völker begonnen hat, um so gröfser — insonderheit wenn sie keiner bedeutenderen alten Beeinflussung durch stammfremde Völker verdächtig sind — ist von vornherein die Wahrscheinlichkeit, dafs ihnen zur Zeit, da sie gewisse einfache Kulturbegriffe kennen lernten, die ur-arischen Namen der „kulturgeschichtlichen Halbfabrikate", an die jene Kulturbegriffe hätten anknüpfen können, noch geläufig waren; und um so schärfer müfste auch die Möglichkeit einer zufällig gleichmäfsigen Anknüpfung desselben Kulturbegriffs an das gleiche ur-arische Wort — und, wo irgend ein Kulturzusammenhang denkbar erscheint, die Möglichkeit, dafs jene Anknüpfung durch einen wenn auch noch so leisen Anstofs von Aufsen gefördert worden sei — im Auge behalten werden. —

69. In methodischer Hinsicht dürfen wir das Ergebnifs unserer Besprechung der alt-arischen Metallnamen kurz dahin feststellen: dafs die Möglichkeit früher resp. vorhistorischer Beziehungen zwischen den Ost- und Westariern nach der entscheidenden Trennung einerseits (zu: zaranya-zlato; für eine spätere Zeit vgl. z. B. sobaka: Müllenhoff, Monatsber. d. Berl. Akad. 1866, 576. Miklosich, Etymologisches Wörterbuch s. v.) zwischen Iraniern

[1]) Hier ist u. A. zu beachten, dafs auch nomadisirende Horden die Vegetation ihrer Wohnplätze, durch die Verschleppung von Pflanzensamen aus den alten Sitzen, nicht unbedeutend beeinflussen können.

und Slaven im Auge behalten werden mufs, — und slavische Stämme (zu : zlato, ruda) die letzten Westarier gewesen sein mögen, die sich von den Indo-iraniern gelöst haben; dafs andrerseits deutliche Spuren auch auf frühe Beziehungen zwischen den Südariern des Ostens und Westens hinweisen, die dem Anscheine nach durch die kleinasiatischen und armenischen Westarier vermittelt worden wären, — Beziehungen, die nach West und Ost bis zu den Kelten und den Indern hin gereicht haben würden (argant-artsath-rajata); dafs endlich (zu : ayas-aes) besonders bei solchen Völkern, die eine alte Kultur besitzen, in erster Linie also bei den Griechen und Ind(o-irani)ern, auch die Möglichkeit einer — seis durch entferntere Kulturbeziehung leise geförderten seis ganz — zufälligen Anknüpfung desselben späteren Kulturbegriffs an das gleiche „kulturgeschichtliche Halbfabrikat" und dessen aus der Urzeit ererbte Bezeichnung berücksichtigt werden mufs.

Eine nicht wohl zu vermeidende Erörterung

9. Capitel.

über griechisch-ostarische Kulturbeziehungen

wird, wie ich glaube, besser hier angereiht und dem Zweiten Abschnitt vorangeschickt.

70. Dr. S. bespricht die kulturhistorischen Beziehungen zwischen den Indo-iraniern einerseits und den Griechen andrerseits besonders im IV. Capitel seiner II. Abtheilung, *p. 182 f.*, ferner *p. 315.* Bei der ihm eigenen Undeutlichkeit ist es nicht sicher auszumachen, wie weit er die von ihm beigebrachten ostarisch-griechischen und ostarisch-litu-slavischen Gleichungen aus der Zeit vor der „Trennung"

herleitet, wie weit er sie auf spätere Entlehnung zurückführt. Gegen die Beweiskraft des „pers. ni-pis schreiben = ksl. pisi-ti schreiben“ für die Zeit vor der Trennung hatte August Fick, Spracheinheit p. 57, eingewandt, die Schreibekunst könne nicht wohl in jene frühe Zeit hinaufreichen; wenn die beiden Worte überhaupt zusammengehörten, so möge die Gleichung auf spätere Beziehungen zwischen Slaven und Persern — etwa durch die Vermittelung skythisch-iranischer Stämme — hinweisen. Dem gegenüber bemerkt Dr. S., *p. 182 Anm.*: „Fick Spracheinheit p. 57 wendet ein, es sei unmöglich, den „Besitz der edlen Schreibkunst bei [Ost-] Ariern und Slaven in eine so ferne Periode sprachlichen Zusammenhangs beider Völker zurückzudatiren.“ Dies will aber wenig sagen (so), wenn wir bedenken, dafs ja dieser Zusammenhang, durch medopersische Stämme wie Skythen und Sauromaten vermittelt, bis tief in unsere Aera angenommen werden kann (so), oder dafs wir es hier mit den ersten Anfängen schriftlicher Fixirung zu thun haben werden.“ Das letztere Argument lassen wir auf sich beruhen; das andere ist eine Wiederholung des von Fick Gesagten und zeigt in diesem Zusammenhang, dafs Dr. S. August Ficks Gedankengang nicht verstanden hat. Oder ist er der Ansicht, dafs „dieser Zusammenhang“, der „bis tief in unsere Aera angenommen werden kann“, noch immer zur arischen Urzeit (vgl. *p. 155 o.* und *336 Mf.*, und dazu unten das 10. Capitel dieser Untersuchung) gerechnet werden darf? Doch vgl. wiederum den „Begriff der *d e r U r z e i t d o c h k e i n e s f a l l s b e k a n n t e n S c h r e i b k u n s t“, der im Slavisch-litauischen und im Iranischen durch dasselbe Verbum ausgedrückt ist, *p. 180 M.*, ferner *p. 281 uf.* und unten

* im Druck von mir hervorgehoben. *v. B.*

§ 71. — Auf *p. 185 f.* führt Dr. S. die betreffenden partiellen Entsprechungen kulturgeschichtlicher Art anf arischem Gebiet, zu denen ja in erster Linie die ostarisch-griechischen und ostarisch-lituslavischen Gleichungen gehören, auf die „Zeit der geographischen Einheit des indog. Sprachgebietes“ zurück, welches „sich über verhältnifsmäfsig sehr weite Flächen erstreckt hat, ohne dafs dadurch mehr als dialektische Differenzen erzeugt“ wurden (vgl. zur „Wahrscheinlichkeit“ des soeben erwähnten Absatzes die „Möglichkeit“ *p. 155* und unten § 83); — auch wird eine Reihe der ostarisch-griechischen Gleichungen von *p. 182* später zur Eruirung des Kulturstandes der arischen Urzeit verwandt. Zwar würde zu den Gleichungen, die z. B. auf *p. 399. 432. 435* in dieser Weise benutzt sind, die Mittheilung auf *p. 336 Mf.* (worüber Näheres im 10. Capitel dieser Schrift) zu vergleichen sein; aber auf *p. 359 M.* heifst es, augenscheinlich im Anschlufs an die *p. 356 f.* zur Feststellung eines ur-arischen Ackerbaues gegebenen Gleichungen, deren einige auf *p. 182* die griechisch-ostarischen Beziehungen hatten erweisen helfen: „Ist es somit wahrscheinlich, dafs die Indogermanen bereits *in den ältesten erreichbaren Zeiten (so) einen primitiven Feldbau gekannt haben, der vielleicht an einigen Stellen (wie bei den *Gräco-[ost-]ariern) einen ernsthafteren Character annahm, so ist es, unserer Meinung nach, unzweifelhaft, dafs die Indogermanen Europas sprachlich und geographisch sich noch sehr nahe gestanden haben müssen, als sie wesentliche Fortschritte in der Agricultur machten.“ — Hier die „ältesten erreichbaren Zeiten“, dort „der Urzeit . . keinesfalls bekannt“, o. p. 115. Auf einer der ersten

* im Druck von mir hervorgehoben. *v. B.*

Seiten des IV. Capitels, das von den „gruppenweisen Uebereinstimmungen“ handelt [1]), lesen wir, *p. 177 M.* :

„Nun ist es allerdings nicht möglich, dafs alle partiellen Übereinstimmungen des indog. Sprachgebietes durch den Verlust alten Sprachgutes seitens der an den einzelnen Gleichungen nicht teil habenden Sprachen entstanden sein sollten Es ist daher allerdings sehr wahrscheinlich, dafs *ein grofser Teil (so) der in Frage stehenden Gleichungen in der That *local oder zeitlich ganz verschiedene Schöpfungsakte des Sprachgeistes darstellt, und wir stehen nunmehr vor der Frage, in welcher Weise wir dieselben *im einzelnen Falle [2]) uns entstanden denken können.

Es ist schon oben [3]) darauf hingewiesen worden, dafs *die indog. Z. 11 v. u.] Ursprache, sobald wir dieselbe nicht als sprachwissenschaftliche Abstraction, sondern als etwas Ganzes, als die wirklich gesprochene Sprache eines wirklich existierenden Volkes auffassen, nach allen sprachlichen Analogien eine dialektisch differenzierte gewesen sein müsse, und wie man neuerdings geneigt ist (vgl. oben *p. 154*), gewisse Übereinstimmungen innerhalb der indog. Sprachen hinsichtlich der Form auf jene dialektischen Differenzen *der Ursprache zurückzuführen, ebenso wäre es denkbar, dafs auch der gruppenweise Besitz gewisser Culturwörter sich in gleicher Weise erklären liefse.“

Sodann, *p. 178 M.* :

„Wenn somit seitens der Sprach- und Culturgeschichte die Möglichkeit vorhanden ist, dafs ein Teil der partiellen Entsprechungen des indog. Wortschatzes bis auf die dialektischen Differenzen *der ältesten Ursprache [4]) zurückgehe, so verdankt *offenbar ein gröfserer Teil derselben der weiteren Entwicklung des indog. Sprach- und Culturlebens sein Dasein. Wie wir uns nun auch immer, sei es an der Hand des Stammbaumes, sei es mit Hilfe der Wellen-

* im Druck von mir hervorgehoben.

[1]) Der Titel des IV. Capitels, *p. 175*, lautet: „Geographische Verbreitung der indog. Gleichungen“; die Inhaltsangabe: „Die partiellen Uebereinstimmungen des indog. Wortschatzes können beruhen: a) auf Zufall, b) auf dialektischen Differenzen der Ursprache, c) auf gemeinsamen Neubildungen einzelner Sprachgruppen. Stammbaums- oder Uebergangstheorie? Gräco-arische und slavo-arische Culturbegriffe im Vergleich mit germano-arischen und italo-arischen Culturberührungen“, etc.

[2]) leider erhalten wir über die einzelnen Fälle der ostarisch-griechischen und ostarisch-lituslavischen Uebereinstimmung nur zufällige Auskunft.

[3]) *p. 154 f.* : vgl. unten § 83.

[4]) die augenscheinlich mit der einfachen „indog. Ursprache“ *p. 177, Z. 11 v. u.*, identisch ist. *v. B.*

theorie (vgl. oben *p. 97 f.*), die Ausbreitung der indog. Völker vorstellen, so viel steht doch aufser Zweifel, dafs den indog. Stämmen im Laufe der Zeit eine immer gröfsere Masse neuer Culturbegriffe und Culturobjecte entgegentrat, für welche die alte Sprache der Urheimat eine genügende Bezeichnung nicht mehr bieten konnte", etc.

Vgl. die folgenden Seiten, zumal „altsl. pišą, pisati = altp. ni-pis" (pish: Fr. Spiegel, Altpers. Keilinschr.[2] 1881) und *Ϝέτος*-saṃvatsam, *p. 180 M.*, und dazu oben p. 115 f. und unten p. 119 f.; aufserdem verweise ich besonders auf *p. 186 Mf.*[1]), *336 Mf.* und dazu auf das folgende Capitel dieser Schrift. —

Somit kann ein Theil der „partiellen Entsprechungen" Dr. Ss, also auch seiner Uebereinstimmungen zwischen dem Ostarischen einerseits, dem Griechischen und Lituslavischen andrerseits, auf die dialektischen Differenzen der Ursprache resp. ältesten Ursprache — mithin in die Urzeit resp. älteste Urzeit — zurückgehen, ein anderer (gröfserer) Theil gehört der weiteren Entwickelung an: welche von ihnen hierher, welche dorthin gehören, läfst sich in einigen Fällen aus der Art erschliefsen, wie sie in anderem Zusammenhange verwandt sind; in den übrigen Fällen bleibt es ganz zweifelhaft. Unter diesen Umständen werden wir darauf verzichten müssen, aus Dr. Ss Werken eine irgend deutliche Vorstellung von seiner Auffassung jener Gleichungen und der ostarisch-griechischen und ostarisch-lituslavischen Beziehungen, auf die sie hinweisen würden, zu gewinnen. Die Beweiskraft und Tragweite der lituslavisch-ostarischen Uebereinstimmungen im Einzelnen zu erwägen haben wir hier keine Veranlassung; wir werden uns also wesentlich darauf beschränken dürfen, Dr. Ss griechisch-

[1]) „Vor Allem fehlt jede (so) Möglichkeit einer chronologischen Bestimmung der Gleichzeitigkeit oder Nichtgleichzeitigkeit (so) der einzelnen Gleichungen." Und *Ϝέτος*-saṃvatsam (s. den Text): *ἄρουρα*-urvarâ, *p. 182. 356 u. 359* (vgl. oben p. 116 und unten p. 120 f.)?

ostarische Gleichungen auf ihre Bedeutung für die arische Urzeit, der unsere Untersuchung ja in erster Linie gewidmet ist, zu prüfen.

Sehen wir uns zunächst einmal die ersten dieser Gleichungen etwas genauer an.

71. Dr. S. beginnt, *p. 182*, seine Herzählung mit „der schon erwähnten gemeinsamen Ausbildung eines Wortes für den Begriff des Jahres im Griechischen und [Ost-] Arischen“. *p. 180* wird mit Beziehung auf desselben Autors „Aelteste Zeitteilung“, p. 37 f. — wo vom arischen Volke „vor seiner Trennung“ die Rede ist —, bemerkt, daſs der Begriff des Jahres „der ältesten indog. Völkerwelt noch nicht aufgegangen war.“ Wir lassen diese Mittheilung im Uebrigen dahingestellt sein. Danach würde aber die Gleichung ἔτος-saṃvatsara[1]) in Dr. Ss Sinn jedenfalls auf griechisch-ostarische Beziehungen nach der Trennung gedeutet werden müssen, da ja nach *p. 181 uf.* die hier gegebenen griechisch-ostarischen Gleichungen nicht sowohl mit Rücksicht auf die „wenig beweisende Quantität als vielmehr auf ihre Qualität, d. h. ihre culturhistorische Bedeutung und Wichtigkeit“ ausgesucht sind und, wenigstens im Allgemeinen, nicht „auf einem Spiel des Zufalls beruhen“ können; auch „wird man“ es „für sehr unwahrscheinlich halten“, daſs „alle Uebereinstimmungen des [Ost-] Arischen mit dem Griechischen einer-, mit dem Litu-slavischen andererseits in culturhistorischer Beziehung . . . aus der Urzeit bewahrt und darum von den übrigen Sprachen verloren“ sein sollten[2]). — Wie

[1]) Jetzt ist dazu auch R. Thurneysen, KZ. 30, 485 f., zu vergleichen.

[2]) vgl. ferner *p. 181 Mu.*: „Indessen wird man derartige Ausnahmen“ (die auf ein „Spiel des Zufalles“ zurückgehen) „nicht als die Regel (so) betrachten wollen und trotz ihnen der Meinung sein, daſs

wir uns jene Beziehungen der Griechen und Ostarier nach der „Trennung“ etwa vorzustellen haben würden, darüber wird uns auch hier nichts verrathen. —

Es folgen drei Gleichungen, die nach *p. 356 f.*, vgl. *359 M.* und oben p. 116, in die arische Urzeit führen würden; nach Dr. S. sind es „gemeinsame Ausdrücke aus der Ackerbausprache“ (so), *182.*

72. Erstens: griech. ἄρουρα : skrt. urvárâ „Ackerland“, wozu auch av. urvara gehört. Ob das vedische urvarâ von Alters her „Saatfeld“ heiſst oder diese Bedeutung erst während der Rigveda-Periode erhalten hat, ist meiner Meinung nach nicht völlig deutlich. Wenn wir uns z. B. für RV. 5, 33, 4 der Uebersetzung Hermann Graſsmanns, Rig-Veda 387, anschlieſsen: „so wirkst für Herden du um Fluren (urvárâsu; ebenso das PW. s. 1. yudh) kämpfend“, so werden wir die urvárâḥ kaum anders denn als „Weideplätze“ auffassen dürfen. Alfred Ludwig, Der Rigveda 534, übersetzt: „hast du auf den Fluren kämpfend dich thätig gezeigt für die Rinder“, bemerkt aber dazu, Bd. V: „urvarâsu : S. nimittabhûtâsu“; — ich gestehe daſs ich, abgesehen zunächst von den Bedenken, die die Uebersetzung von urvárâḥ mit „Weideplätze“ erregen könnte, der Auffassung Sâyaṇas, des PW. und Graſsmanns beitreten möchte. 8, 21, 3 würde „Weide“ zum Mindesten ebenso gut, als „Saatfeld“, passen. An anderen Stellen scheint es freilich, als kämen wir um die Bedeutung „bebauter Acker“ nicht herum : H. Zimmer, AiL. 236. Ob urvarî AV. 10, 4, 21 (vgl. dazu das PW. s. v. Fick WB [3] I 291. Ludwig, Der Rigveda III 503) hierher gehört, vermag ich nicht zu entscheiden; es scheint

durch Gleichungen wie die oben angeführten thatsächlich ein örtlicher und im Verhältniſs zu der späteren Ausbreitung der Indogermanen engerer Zusammenhang der betroffenen (so) Sprachen bewiesen werde.“

ein Pflanzenbestandtheil zu sein. urvârû, urvâruka bezeichnet den Kürbis und seine Frucht : Zimmer 242. — av. urvara ist deutlich zum Mindesten auch „Kraut, Pflanze“ (Justi s. v. sqq.; cf. z. B. yt. 3, 6 : karetô-baêṣhazô urvarô-baêṣhazô māthrô-baêṣhazô; doch vgl. auch Wilhelm Geiger, Ostīrānische Kultur p. 150), „meist collectiv und mit Einschränkung auf die Nutzpflanzen“: August Fick, BB. 1, 63. Fick trennt denn auch skr. urvarâ vom gr. ἄρουρα, das zu ἀρόω, einem europäischen Verbum — einer speciell westarischen Ackerbaubezeichnung — gehöre und stellt urvarâ zu gr. ὄλυρα „Dinkel, Spelt“. Zimmer 436 stimmt dem bei, — mit Recht, wie ich glaube; zum Mindesten erschiene es schon wegen der iranischen Bedeutungsentwickelung des ostarischen Wortes rathsam, urvarâ von ἄρουρα zu lösen. Wenn wir für urvarâ als ältere Bedeutung „Kraut, Gras, Weide“ ansetzen dürfen, so würde es sich zu ὄλυρα etwa so, wie yavasa „Gras, Futter, Weide“ zu yava, ζειά (Victor Hehn [4] 54), verhalten.

73. Der zweite „gemeinsame Ausdruck aus der Ackerbausprache“ ist: lak. εὐλάκα „Pflugschar“ : skrt. vṛka „Pflug“. Diese Zusammenstellung, die, wie ich anmerken will, von August Fick, KZ. 21, 14 f. stammt, hat mir lange als Musteretymologie gegolten: Laute und Bedeutung scheinen frappant übereinzustimmen — und doch lag die Zusammenstellung nicht gleichsam an der Heerstraſse —, die Bedeutung des einen Wortes stützte die des andern; erst als ich sie auf ihre kulturgeschichtliche Tragkraft prüfen muſste, kam der Zweifel. — Das philologische Material ist, soviel ich sehe, folgendes. Im Griechischen haben wir das Orakel bei Thuk. 5, 16, wo es heiſst: wenn die Lakedämonier ihren König Pleistoanax nicht zurückriefen, so würden sie ἀργυρέᾳ εὐλάκᾳ εὐλάξειν. Der all-

gemeine Sinn der Stelle ist klar, — sehr wahrscheinlich, daſs mit dem Scholiasten die Drohung auf eine Hungersnoth bezogen und ε ὐ λ ά κ α als Ackergeräth, wohl als Pflug oder pflugartiges Werkzeug gefaſst werden darf (vgl. Krüger zur Stelle). Ferner αὐλάχα· ἡ ὕννις Hesych, wozu Moritz Schmidt in der groſsen Ausgabe auf die Gl. ἀργυρέα ὕνις· ἢ ἀργυρέα αὖλαξ· παρὰ Θουκυδίδῃ (s. dort), in der ed. min. auf Thuk. 5, 16, 2 verweist. Wenn auf Εὐλάκεια· Ἄρτεμις (ed. min.; vgl. die groſse Ausgabe zu εὐλάκᾳ· ἀρότρῳ) etwas zu geben ist, so wäre an den Apollon L y k e i o s, vgl. die Artemis L y k e i a in Trözen bei Welcker, Griechische Götterlehre II 388, zu erinnern; über λυ = εὐλα, ἐϝλα, arisch l u = v l̥ cf. Sophus Bugge, KZ. 20, 2 ff. und meine Bemerkungen, ZDMG. 40, 351 ff.

Damit ist das erschöpft, was ich für ein griechisches ε ὐ λ ά κ α „Pflug“ beizubringen wüſste, und wenn das A l l e s sein und bleiben sollte, was sich dafür anführen läſst, so würde ein solches ε ὐ λ ά κ α „Pflug“ der Stütze recht bedürftig sein. Diese Stütze scheint sich in skr. v ṛ k a „Pflug“ wirklich gefunden zu haben. Das PW. (s. v., 1. h.) kennt v ṝ k a in dieser Bedeutung auſser Nir. 6, 26 nur zwei Mal im Rigveda : 1, 117, 21. 8, 22, 6; ebenso Graſsmann, WB. Nach dem Nirukta würde v ṛ k a auch die folgenden Bedeutungen haben: PW. 1. b. H u n d, Nir. 5, 21; k. d e r M o n d, nach einer Deutung RV. 1, 105, 18. Nir. 5, 20. 21; l. d i e S o n n e, nach einer Deutung des Mythus von der aus einem Wolfsrachen befreiten Wachtel, Nir. 5, 21. Ferner nach dem Nâigh. PW. 1. f. = s t ê n a D i e b 3, 24; i = v a j r a 2, 20 (vgl. Nirukta, ed. Rudolph Roth : Verbesserungen). G e w ö h n l i c h ist v ṛ k a „d e r W o l f“. Rudolph Roth hat sich in den „Erläuterungen“ zu Nir. 6, 26 unter Heranziehung der anderen Rigveda-Stelle über v ṛ k a RV.

1, 117, 21 dahin ausgesprochen, „die Erklärung des vṛka durch Pflug, obwohl an sich möglich“, ... scheine ihm „gleichwohl eine rationalistische, und hier vielmehr die Erinnerung an irgend welche Mythe enthalten zu sein“; und übersetzt RV. 8, 22, 6 : „Dem Manne zu Gefallen habt ihr vor Zeiten am Himmel mit dem Wolfe Gerste gepflügt.“ Als Lexikograph hat Rudolph Roth neben die gewöhnliche und sichere Bedeutung „Wolf“ auch die mögliche Bedeutung „Pflug“ gestellt. — Das yávaṃ vṛ́kêṇâçvinâ vápantâ 1, 117, 21 und yávaṃ vṛ́kêṇa karshathaḥ 8, 22, 6 sieht so aus, als handle es sich um die halb formelhafte Anspielung etwa auf eine mythologische Vorstellung, die bereits den Sängern dieser Lieder nicht mehr recht deutlich gewesen sein mag. In ihrem gegenwärtigen Zusammenhang reden unsere Pâdas von einer der vielen Wunderthaten der Açvins, und wir haben, soviel ich sehe, keinen Grund zu vermuthen, daſs sie früher eine andere Beziehung gehabt haben. Unter jenen Wunderthaten würde aber ein gelegentliches „Pflügen oder Säen mit dem Wolfe“, das ja überdies 8, 22, 6 ausdrücklich an den Himmel gesetzt wird, nicht viel auffallender als ein „Pflügen oder Säen mit dem Pfluge“ erscheinen; vgl. auch die vṛkî 1, 117, 17 f. Auſserdem verweise ich auf Alfred Ludwig, Der Rigveda, zu 63, 6. 28, 21 und besonders auf Abel Bergaigne, der in seinem Werke „La Religion Védique III 8 f., vgl. 5 ff., unser vṛka „Wolf“ geistvoll in kultisch-mythologischem Sinne deutet. Die weitere Verfolgung dieser Frage würde uns vom Gegenstande unserer Untersuchung abführen; denn soviel dürfte schon jetzt deutlich sein, daſs das skr. vṛka „Pflug“, weit davon entfernt, das gr. εὐλάκα „Pflug“ stützen zu können, selbst recht zweifelhaft ist. So sehr uns demnach die etymologische Gleichung immer anmuthen mag, — zu irgend welchen

Schlüssen auf den Stand der alt-arischen Kultur ist sie durchaus ungeeignet.

74. Die nächste Gleichung, „griech. τέλσον „Grenzfurche" : skrt. karshû, zend. karsha „Furche" (vgl. Curtius Grundzüge [5] p. 487)" stimmt in ihrer Formulirung nicht sowohl zu Curtius [5], als zur Formulirung in Johannes Schmidts Schrift über „Die Verwantschaftsverhältnisse", p. 64: „τέλσον Grenzfurche, abaktr. karsha Furche, skr. karsh ziehen, furchen, pflügen, karshû Furche, C(urtius [3]) S. 444," ohne dafs jedoch Johannes Schmidt die Gleichung für irgend einen griechisch-ostarischen Ackerbau in Anspruch nähme. — Diese Zusammenstellung ist allem Anscheine nach richtig, es ist aber deutlich dafs sie mit einem griechisch-ostarischen oder etwa ur-arischen (vgl. o. p. 120) Ackerbau nichts zu thun hat. An der von Dr. S. citirten Stelle bringt Georg Curtius τέλσον auch nicht mit skr. karshû, sondern zweifelnd mit skr. kârshman „Grenze, Ziel" [vgl. das PW. s. v.: „Ziel des Wettlaufs (eine gezogene Furche)"] zusammen, dem es dem Sinne nach in der That am Nächsten stehen würde. τέλσον ἀρούρης, am Versschlufs, Il. *N* 707. *Σ* 544, τέλσον 547 ist, wie Dr. S. es ja selbst notirt hat, die Grenzfurche, nicht die Ackerfurche; av. karsha scheint zum Mindesten auch allgemein „Furche, Kreis" zu sein [Justi s. v.; vgl. zu yt. 4, 5. 7 (ed. Geldner : 4. 6) auch Karl Geldner, Studien zum Avesta I 109]; und für skr. karshû „Furche, Graben, Einschnitt" PW. hätte Dr. S. nur gleich die erste Belegstelle, Çat. Br. 1, 8, 1, 3, nachschlagen dürfen, um sich wenigstens davon zu überzeugen, dafs auch dies Wort nicht nothwendig die „Ackerfurche" bedeutet. — Was bleibt da für die alte Ackerbausprache übrig?

75. Es folgt ein „identisches Wort für die Kunst des

Beschneidens [1]) (ἔθρις Hesych. : vádhri)". Im vedischen Volke scheint das Verschneiden des Nutzviehs in der That vielfach geübt worden zu sein: H. Zimmer, AiL. 226. 229. 231; vadhri heifst „verschnitten", auch der Eigenname vadhry-açva (açva : equus „Besitzer solcher Rosse") kommt vor. Die Zusammenstellung dieses vadhri mit dem hesychischen ἐθρίς, vgl. ἴθρις stammt von Theodor Benfey (bei August Fick, Spracheinheit 278; cf. Benfey, Griechisches Wurzellexikon I. Berlin 1839, p. 256), und ist an sich — rein als etymologische Zusammenstellung betrachtet — von grofser Feinheit; für die arische Urzeit aber, wie ich glaube, nicht verwendbar. Vielleicht könnte schon die kulturgeschichtliche Gesammtlage der „Urzeit", zumal da die Gleichung nur griechisch-indisch zu sein scheint, vor rascher Ansetzung ur-arischer Verschneidung warnen; doch vermag ich die hier in Betracht kommenden Verhältnisse nicht genügend zu beurtheilen um mit irgend welcher Sicherheit sagen zu können, ob die Castration für die Urzeit von vornherein unwahrscheinlich wäre. — Was mich einer kulturgeschichtlichen Benutzung jener Gleichung abgeneigt machen würde, wäre in erster Linie die Sachlage auf griechischem Boden. Im Homer scheint das Verschneiden zum Mindesten keine Rolle zu spielen; Il. Ψ 147 (vgl. E. Buchholz, Die Homerischen Realien I, 2, p. 157) könnte für das Vorkommmen sprechen. ἐκτέμνω, später in diesem Sinne ganz gewöhnlich, scheint bei Homer in der technischen Bedeutung nicht belegt zu sein; τέμνω (τάμνω) in dieser Bedeutung bei Hesiod, Ἔργα 786. 790 f. Die Vermuthung liegt nahe, dafs der Gebrauch von vorderasiatischen Völkern zu Griechen und Indern gekommen sei; vgl. z. B. μνᾶ, und o. p. 85. 41 [2]). — Wie dem aber

[1]) l. : Verschneidens.

[2]) und Strabo 7, 4, 8 (C. 312) : Victor Hehn [4] 448.

auch sei : auch wenn wir davon absehen, dafs ein gr. ἐϑρίς oder gar ἴϑρις auf manche andere arische Form als grade *vedhri- zurückgehen könnte, so würde ἐϑρίς: vadhri – ur-arisch *vedhri „verschnitten" immer noch auf gar schwachen Füfsen stehen. Erst bei Hesych, – und nur bei Hesych : auf wie viel Wegen, auf wie mannigfache Art und Weise könnte das Wort in jene Sammlung gekommen sein! Und nun sehe man sich einmal die Glossen an: ἐϑρίς scheint ganz unsicher zu sein, – und bei ἴϑρις würde schon der anlautende Vocal Schwierigkeit machen. Wenn also ein gr. ἐϑρίς durch die geistvolle Zusammenstellung mit skr. vadhri immerhin gestützt erscheinen mag, so darf es seinerseits doch keinesfalls für den starken Pfeiler gelten, auf dem ein kulturgeschichtlicher Ansatz für die arische Urzeit sicher ruhen könnte. —

76. Blicken wir auf die bisherige Erörterung zurück. Dr. S. verspricht uns sprachliche Gleichungen, die specielle ostarisch-griechische Kulturbeziehungen (vgl. auch *p. 454 o.*) erweisen sollen; und zwar will er nicht auf die Quantität der Gleichungen, die wenig beweise, den Ton legen, sondern mit Rücksicht auf deren „Qualität, d. h. ihre culturhistorische Bedeutung und Wichtigkeit", seine Auswahl treffen. Auch wer gegen das, was Dr. S. : „eine, wie uns scheint, zuverlässige Methode" *(p. 339)* nennt, recht abgehärtet ist, kann die Qualität dieser Gleichungen von beweisender Qualität nicht ohne gelindes Schaudern ansehn. — Ich bemerkte bereits oben, p. 118, dafs eine irgend deutliche Vorstellung von Dr. Ss Auffassung dieser Verhältnisse nicht erreichbar ist. Der Grund liegt, wenn ich nicht irre, einerseits darin, dafs Dr. S. die Formulirung

seiner Hauptquelle, der Schrift Johannes Schmidts über „Die Verwantschaftsverhältnisse der Indogermanischen Sprachen. Weimar 1872“, ohne Weiteres auf Verhältnisse übertragen hat, für die jene Formulirung nicht bestimmt war und nicht bestimmt sein konnte, andererseits in dem Umstande, dafs gelegentlich und ohne dafs unser Culturforscher sich des Widerspruchs bewufst zu werden scheint, die mehr oder minder deutliche Erinnerung an eine Anschauungsweise hineinspielt, mit der sich zwar der Grundgedanke Johannes Schmidts, nicht aber Dr. Ss Verwendung seiner Formulirung vermitteln läfst.

In der genannten Schrift, deren Auffassungsart auf die Entwickelung der Sprachwissenschaft grofsen Einflufs ausgeübt hat — und, wie ich oben p. 51 ff. und in den „Beiträgen“ darzulegen versucht habe, mit Modificationen, wie sie insonderheit von A. Leskien in der „Einleitung“ zu seiner Schrift über „Die Declination im Slavisch-litauischen und Germanischen. Leipzig 1876“ erörtert worden sind, auch für die arische Kulturforschung fruchtbar werden kann —, wies Johannes Schmidt darauf hin, dafs die einander zunächst wohnenden arischen Stämme auch gemeinsame Eigenheiten der Sprache (und Kultur) zeigen, brach mit der Vorstellung von einer europäischen, nordeuropäischen u. s. f. „Grundsprache“ (p. 28 u.), deutete auf die Schwierigkeiten hin, die daraus der Reconstruction einer (einheitlichen) „Ursprache“ erwüchsen, und macht den Vorschlag, die arische Sprache als eine continuirliche Reihe dialektischer Varietäten, deren jede ursprünglich die Vermittelung zwischen ihren Nachbarn bildete, zu denken; daraus wären im Laufe der Zeit, gleichsam durch Aufsaugung der Zwischendialekte von gewissen centralen Punkten aus, die Einzelsprachen hervorgegangen (p. 27 ff.). — Dafs Dr. S. nicht den leisesten Versuch gemacht hat, diese im

Wesentlichen aus der Betrachtung sprachlicher Erscheinungen hervorgegangene und in sprachwissenschaftlichem Sinne formulirte Auffassung kulturhistorisch zu durchdenken, dafs er auch die feine historische Erörterung A. Leskiens nicht zu verwerthen gewufst hat, kann uns nicht Wunder nehmen; es würde sich da ja nicht sowohl um seine sprachlichen Thatsachen d. h. im Wesentlichen, um Notizen aus etymologischen Sammlungen und Wörterbüchern, als um den Versuch gehandelt haben, eine Vorstellung von den kulturgeschichtlichen Zuständen zu gewinnen, in die sich solche Thatsachen ungezwungen einordnen lassen würden, — und seiner Verachtung solcher Thätigkeit der Phantasie hat Dr. S. noch kürzlich (vgl. unten den Anhang) drastischen Ausdruck gegeben.

Doch, — so grofs ist die Inconsequenz menschlicher Natur — selbst Dr. S. kann davon nicht freigesprochen werden, einmal wenigstens einen ähnlichen Versuch unternommen zu haben. *p. 154 o.* hat er sich nämlich auf irgend eine Weise die Meinung gebildet, dafs „während . . für den Grammatiker die Erschliefsung“ der arischen Ursprache „nichts als eine wissenschaftliche Hülfsconstruction ist und sein wird“, der Kulturforscher genöthigt sei, sich „mit dieser indog. Ursprache . . wie mit etwas Lebendigem und Wirklichem zu beschäftigen.“ Indem er nun, dieser Nöthigung gehorchend, daran geht, die arische Ursprache als etwas Lebendiges und Wirkliches aufzufassen, macht Dr. S. — wie wir weiter unten, § 83, genauer sehen werden — die Entdeckung, dafs die Grundsprache auf jeden Fall Dialekte gehabt haben müsse, da sich eine lebendige und wirkliche Sprache ohne Differenzirung schlechterdings nicht behelfen könne, — „wie es in der Natur des Menschen begründet liegt, dafs nicht zwei Individuen weder in der Qualität der Sprachlaute, noch im Gebrauche des Wortschatzes sich

völlig gleich sind.“ Der Ansatz Johannes Schmidts, dafs sich uns die arische Sprache als eine Reihe dialektischer Varietäten darstelle, unter denen die einander geographisch zunächst gelegenen sich auch sprachlich am Nächsten stünden, und gemeinsame Eigenheiten zeigten die von den ihnen geographisch ferner liegenden Dialekten nicht getheilt würden: — dieser Gedanke erschien Dr. S. als die willkommene Bestätigung seiner „allgemeinen Erwägungen“ *(155 o.)*; und er gesteht, dafs ihm dadurch dafs „gewisse partielle Uebereinstimmungen der indog. Sprachen als dialektische Differenzen bereits in die Urzeit verlegt“ würden, „das Bild derselben ein viel lebendigeres und concreteres“ werde, *p. 154 M.* So war ihm denn die Sprache der Urzeit, „das kann nach“ seiner „Auffassung nur heifsen, . . der Zeit, in welcher die einzelnen Theile“ des arischen Sprachgebietes „noch durch das Bewufstsein sprachlichen Zusammenhangs oder die Möglichkeit gegenseitigen Verständnisses verbunden wurden“ *(155 o.)*, — so war ihm von nun an die Ursprache im unanfechtbaren Besitz des Kriteriums ihrer Lebendigkeit und Wirklichkeit, der dialektischen Differenzirung. — Johannes Schmidt hatte in seiner Besprechung des Leskienschen Werkes, in der „Jenaer Literaturzeitung“ IV 1877 p. 272 — vgl. bei Dr. S. *p. 108* —, betont, dafs er über die geschichtliche Entwickelung, welche die von ihm erörterten sprachlichen Erscheinungen hervorgerufen haben möge und die verschieden gedacht werden könne, mit seinem Ansatz nichts habe aussagen wollen; er schreibt: „Es ist . . sehr wohl möglich, dafs die Slavo-letten etwa in frühester Zeit mit den [Ost-] Ariern gemeinsam die betreffenden Veränderungen ihrer Sprache erlitten, später den Zusammenhang mit den [Ost-] Ariern verloren, sich näher an die Europäer angeschlossen und nun die bei diesen eintretenden sprachlichen

Umgestaltungen mitgemacht haben. Worauf es mir wesentlich ankam, war zu zeigen, dafs eine einheitliche europäische Grundsprache im Gegensatze zur [ost-] arischen nie existirt hat, dafs, als die specifisch europäischen Characterzüge sich entwickelten, die Sprachen, über welche sie sich erstreckten, schon nicht mehr in allen Punkten gleich waren". Was für Johannes Schmidt der schematisch kurze Ausdruck für seine Auffassung bestimmter insonderheit sprachlicher Erscheinungen war, wurde für Dr. S. zur Grundlage einer ganzen culturhistorischen Construction, — und mit jener Entdeckung, dafs die Ursprache, wenn anders sie sich mit den Gesetzen sprachlichen Wesens und Werdens nicht in Widerspruch setzen wolle, dialektisch differenzirt sein müsse, beginnt und endet sein Versuch, sie als etwas Lebendiges und Wirkliches aufzufassen. Obwohl Dr. S. davon ausgeht, dafs die Ursprache dem Grammatiker eine wissenschaftliche Hülfsconstruction sein darf, dem Kulturforscher etwas Lebendiges und Wirkliches sein mufs, ist seine culturgeschichtliche Auffassung von dem in sprachwissenschaftlichem Sinne formulirten Ansatz Johannes Schmidts bis zu dem Grade abhängig, dafs Johannes Schmidts Ablehnung einer einheitlichen europäischen im Gegensatz zur ostarischen Grundsprache ihn — soviel sich wenigstens beim steten Schwanken seiner Ausdrucksweise erkennen läfst — zur Läugnung einer engeren europäischen Kulturgemeinschaft im Gegensatz zur ostarischen zu bestimmen scheint[1]), — dafs, wenn „man

[1]) Vgl. aufser dem hier besprochenen Capitel bes. *p. 453 uf.*: „Eine scharfe Scheidung zwischen einer europäischen und einer [ost-] arischen Abtheilung des indog. Stammes läfst sich weder linguistisch noch culturhistorisch wahrscheinlich machen (vgl. oben *p. 97 f.* und *175 f.*). Einzelne Völker und Sprachen Europas hängen vielmehr in höherem Grade mit Asien zusammen als die übrigen. Besonders deut-

neuerdings geneigt ist . . . , gewisse Uebereinstimmungen innerhalb der indog. Sprachen hinsichtlich der Form auf jene dialektischen Differenzen der Ursprache zurückzuführen", es ihm ohne Weiteres ebenso denkbar ist, „dafs auch der gruppenweise Besitz gewisser Culturwörter sich in gleicher Weise erklären liefse", *p. 177 u.* (vgl. o. p. 117). Wie leicht Kulturübertragung und wie vergleichungsweise schwer die Uebertragung sprachlicher Eigenheit vor sich geht, — das sind Phantasiefragen, um die sich der „Culturforscher", nachdem er sich in der skizzirten Weise mit der „Ursprache wie mit etwas Lebendigem und Wirklichem beschäftigt" hat, doch nicht sorgen wird. — Die Möglichkeit, „dafs ein Theil der partiellen Entsprechungen des indog. Wortschatzes bis auf die dialektischen Differenzen der ältesten Ursprache" — als welche sich die simple „Ursprache" *p. 177 u.* jetzt entpuppt (vgl. o. p. 117 A. 4) — „zurückgehe", gilt für den geringeren Theil jener Entsprechungen : „ein gröfserer Theil derselben verdankt

lich tritt dieses engere Verhältnifs zwischen Griechen und [Ost-] Ariern in culturhistorischer Beziehung auf den Gebieten der Religion, des Ackerbaus *(p. 182, p. 359)*, der Waffennamen *(p. 315)* etc. hervor." Man vgl. dazu etwa einen Satz wie : „Eine scharfe Scheidung zwischen einer deutschen und englischen Abtheilung des westgermanischen Stammes läfst sich weder linguistisch noch kulturhistorisch wahrscheinlich machen. Einzelne Stämme und Dialekte Deutschlands hängen vielmehr in höherem Grade mit England zusammen als die übrigen". Der erste Theil einer solchen Aufstellung kann falsch und der letzte gleichwohl richtig sein : dieser würde auch das stricte Gegentheil von dem, was jener aussagt, nicht ausschliefsen; etwa so : „Eine scharfe Scheidung zwischen einer deutschen und englischen Abtheilung des westgermanischen Stammes ist sehr wahrscheinlich. Einzelne Stämme und Dialekte Deutschlands hängen gleichwohl in höherem Grade mit England zusammen als die übrigen." Wenn der Satz auch in dieser Form nicht grade erfreulich aussieht, so bitte ich es damit zu entschuldigen, dafs ich mich dem Original möglichst nahe halten mufste. — Vgl. andrerseits etwa *p. 359 M.* (cf. oben p. 116) : „so ist es, unserer Meinung nach, unzweifelhaft, dafs die Indogermanen Europas sprachlich und geographisch sich noch sehr nahe gestanden haben müssen, als sie wesentliche Fortschritte in der Agricultur machten", etc. Hier scheint wieder eine engere europäische Kulturgemeinschaft angenommen zu werden. —

offenbar der weiteren Entwicklung des indog. Sprach- und Culturlebens sein Dasein“, *178 Mu.* Wo diese „weitere Entwicklung“ anfängt oder aufhört, läſst sich nur soweit feststellen, als sie jünger denn die Zeit der „alten Sprache der Urheimath“ zu sein scheint. Ob während dieser „weiteren Entwicklung“ irgend eine — im Gegensatz zur „ältesten Ursprache“ — jüngere „Ursprache“ mit obligaten dialektischen Differenzen gesprochen wurde, wie weit diese jüngere event. herabreichen könnte und ob die weitere Entwicklung mit der jüngeren Ursprache zeitlich zusammenfallen oder über diese hinausgehen würde, läſst sich schlechterdings nicht ermitteln; wenn wir nicht etwa dem, was wir oben, p. 115, über „altsl. pišą, pisati = altp. ni-pis“ erfahren haben, entnehmen müssen, daſs wenigstens die weitere Entwicklung „bis tief in unsere Aera angenommen werden kann“ [1]). Doch schlieſst sich an die Beispiele, welche für die „weitere Entwicklung“ gegeben werden, ein Satzcomplex an, der wenigstens dem ersten Blick einigen Aufschluſs zu versprechen scheint, *p. 180 M.*

„Was nun die Entstehung derartiger gruppenweiser Übereinstimmungen anbetrifft, so können wir uns dieselbe offenbar doch nicht anders denken als so, daſs an einem bestimmten Punkte des indog. Sprachgebietes, also nicht, wie V. Hehn Culturpflanzen [3] p. 487 bemerkt (so), von fremden Völkern entlehnt, sondern durch eigenen Fortschritt erworben, der neue Culturbegriff sich sprachlich fixierte und sich

[1]) Obwohl der Wortlaut es verlangen würde, so wage ichs doch nicht, einem Satz auf *p. 155 M.* (er lautet : „so können wir uns kaum der Annahme verschlieſsen, daſs die divergirende Entwicklung der Ursprache in der vorhistorischen Zeit eine langsamere als in der historischen war“, vgl. u. § 83) die Meinung zu entnehmen, daſs die „Ursprache“ auch noch in der historischen Zeit gesprochen wurde; ich merke nur an, daſs dieser Satz und Dr. Ss Behandlung von „pis — ni-pis“ vielleicht auf die gleiche — für mich ganz dunkle — Auffassung zurückgehen könnte. Die historische Sprache ist in gewissem Sinne allerdings dieselbe Sprache wie die Ursprache, mutatis mutandis etwa in ähnlichem Sinne wie Kind und Mann derselbe Mensch sind; doch würde es miſsverstanden werden, wenn Jemand vom Kinde im Jünglings- oder Mannesalter spräche.

von da in weiterer oder geringerer Ausdehnung zu den Umwohnenden verbreitete, gerade so, wie nach J. Schmidts Anschauung (vgl. oben *p. 97 f.*) sprachliche Neubildungen gruppenweis über das indog. Sprachgebiet sich ausdehnten.

Die Annahme einer völligen Spracheinheit der gemeinsam einen neuen Culturbegriff benennenden Völker ist hierbei nicht notwendig“, etc. (vgl. u. p. 137).

Da ist zuvörderst dreierlei anzumerken :

1. „Die Annahme einer völligen Spracheinheit“ mehrerer Völker, die hier in einem bestimmten Zusammenhang ausdrücklich als „nicht nothwendig“, mithin als eine immerhin beachtenswerthe Möglichkeit hingestellt wird, widerspricht auf *p. 154* (vgl. u. § 83) den Gesetzen des sprachlichen Wesens und Werdens und ist für die Grundsprache unzulässig : — wie wir sahen und sehen werden, ein Fundamentalsatz der Culturforschung Dr. Ss.

2. Ist Dr. S. der Ansicht, dafs auch die Kunst des Schreibens, welche kurz vorher erwähnt wird, von den Persern „durch eigenen Fortschritt erworben“ ist?

3. Der Satz : „also nicht, wie V. Hehn etc. bemerkt, von fremden Völkern entlehnt, sondern durch eigenen Fortschritt erworben“, würde sich, wenn wir ihn seinem Wortlaut nach construirten : Victor Hehn habe a. a. O. bemerkt, dafs die neuen Kulturbegriffe von fremden Völkern entlehnt seien, auf keine Weise mit dem Thatbestand vereinigen lassen, — es steht dort nichts, was einer solchen Bemerkung auch nur von ferne ähnlich sähe; construiren wir : also, wie Victor Hehn etc. bemerkt, nicht von fremden Völkern entlehnt etc., so erschiene Victor Hehns Gedanke wenigstens nicht nahezu umgekehrt, doch wäre er schief wiedergegeben. Einige Hauptsätze der wichtigen Erörterung [1]), die vom alt-arischen, insonderheit vom westarischen Ackerbau handelt, stelle ich her :

[1]) Anm. 17 : p. 451 der 4. Auflage. Die betreffende Stelle ist bei Dr. S. *p. 46 f.* gegeben; eine Verweisung auf diese Seiten würde ein Mifsverständnifs wenigstens erschwert haben.

„Denn sind nicht alle europäischen Stämme als ein ungetrenntes Ganzes und zu gleicher Zeit in Europa eingewandert, so kann auch ἄροτρον, slavisch radlo u. s. w. nur entweder von dem einen zum andern übergegangen oder von den einzelnen, vielleicht in sehr verschiedener Zeit, analog gebildet worden sein. Man bedenke, daſs in jener frühen Epoche die Sprachen sich noch sehr nahe standen und daſs, wenn eine Technik, ein Werkzeug u. s. w. von dem Nachbarvolke übernommen wurde, der Name, den es bei diesem hatte, leicht und schnell in die Lautart der eigenen Sprache übertragen werden konnte. Wenn z. B. ein Verbum molere in der Bedeutung zerreiben, zerstückeln, ein anderes serere in der Bedeutung streuen in allen Sprachen der bisherigen Hirtenstämme bestand und der eine von dem andern allmählig die Kunst des Säens und Mahlens lernte, so muſste er auch von den verschiedenen Wortstämmen ähnlicher, aber allgemeinerer Bedeutung gerade denjenigen für die neue Verrichtung individuell fixiren, mit dem der lehrende Theil dieselbe bezeichnete. Die Gleichheit der Ausdrücke beweist also nur, daſs z. B. die Kenntniſs des Pfluges innerhalb der indoeuropäischen Familie in Europa *von Glied zu Glied sich weiter verbreitet hat, und daſs *nicht etwa der eine Theil sie südöstlich aus Asien, durch Vermittelung der Semiten aus Aegypten, der andere südwestlich von den Iberern an den Pyrenäen und am Rhoneflufs, ein dritter von einem dritten unbekannten Urvolke u. s. w. erhalten hat“. —

Betrachten wir nach diesen Vorbemerkungen den Inhalt der jüngst citirten Äuſserung Dr. Ss, so finden wir auch darin nichts, was zu einer deutlicheren Unterscheidung der „weiteren Entwicklung“ von der Zeit der „Ursprache“ resp. „ältesten Ursprache“ — also von der „Urzeit“ resp. „ältesten Urzeit“ — führen könnte. War die Ursprache oder älteste Ursprache geziemendermaſsen dialektisch differenzirt, so ist für die weitere Entwicklung „die Annahme einer völligen Spracheinheit der gemeinsam einen neuen Culturbegriff benennenden Völker . . . nicht nothwendig“; dem entsprechend würden beide „lebendig und wirklich“ sein, beide — Urzeit und w. E. — zeigen, wenn auch mit gröſserer oder geringerer (vgl. o. p. 132 f. 117) Bestimmtheit, die Neigung, sich in der Verwendung der

* im Druck von mir hervorgehoben. *v. B.*

Culturbegriffe grade so zu differenziren und gruppenweise übereinzustimmen, wie sie sprachlich sich zu differenziren etc. ermächtigt waren resp. zu sprachlicher Differenzirung durch die Gesetze sprachlichen Wesens und Werdens angehalten wurden. Nach wie vor liegt, vom höheren Alter der „Urzeit“ resp. „ältesten Urzeit“ abgesehen, der Unterschied wesentlich im Namen. Auf Grund des Satzes *p. 178 Mu.*, vgl. o. p. 117 f., in dem die „Ausbreitung der indog. Völker“ der „alten Sprache der Urheimath“ gegenüber steht, könnte man meinen, daſs die „Urzeit“ resp. „älteste Urzeit“ geographisch weniger ausgedehnt als die „w. E.“ gedacht sei. Andrerseits hängt aber für Dr. S. auf irgend eine nicht aufklärbare Weise mit seiner dialektischen Differenzirung der Ursprache die Frage eng zusammen, ob das Sprachgebiet der Urzeit „in geographischer Beziehung ein verhältniſsmäſsig weites oder enges gewesen sei“, und zwar ergiebt sich ihm aus einer in ihrer Art recht merkwürdigen Erwägung die Möglichkeit *(p. 155)* oder Wahrscheinlichkeit *(p. 185 M.)*, daſs die Arier zu einer Zeit, da sie bei obligater dialektischer Differenzirung durch das Gefühl sprachlicher Einheit verbunden waren — nach *p. 155 o.* also p. p. in der „Urzeit“, vgl. o. p. 129 —, über verhältniſsmäſsig sehr weite Flächen verbreitet gewesen seien; den Maſsstab für die verhältniſsmäſsige Weite dieser Flächen scheint die jedesmal wieder *(p. 155 Mf. 185 M. 453 u.)* vergleichungsweise herangezogene und von Neuem betonte Ausdehnung des turkotatarischen Stammes (vom „Bosporus bis zur Lena“, *185*) zu geben; Näheres darüber unten § 83 und im 14. Capitel dieser Untersuchung. Auſserdem lieſse sich allenfalls vermuthen, daſs für die „weitere Entwicklung“ nicht mehr die Möglichkeit gegenseitigen Verständnisses unter allen arischen Stämmen vorauszusetzen wäre; doch fehlt auch

dafür ein sicherer Anhaltspunkt. — Wie dem nun auch sei : irgend welche Kriterien, nach denen eine gegebene Gleichung hierher oder dorthin gehören würde, giebt es nicht. So stellt sich uns in Dr. Ss Auffassung zum Mindesten die ganze vorgeschichtliche Zeit als eine verschwommene Masse dar, nicht einheitlich aber für unser Auge gleichförmig, die Ingredienzien lassen sich nicht irgend deutlich unterscheiden, — eine Vorstellung, die am Schlusse des von uns besprochenen Capitels ganz deutlich hervortritt : „Immerhin aber wird man zugestehen müssen, dafs, wie vom rein grammatischen, so auch vom culturhistorischen Standpunkt aus, innerhalb der Urzeit der indog. Völker sich ethnographisch (so) geschlossene Stufen der Entwicklung kaum unterscheiden lassen, obwohl sie wahrscheinlicher Weise vorhanden gewesen sind. Doch werden wir uns mit dieser negativen Erkenntnifs (so) insofern leichter aussöhnen können, als nach Allem, was wir wissen, die vorgeschichtliche Cultur- [und Sprach- *p. 155 M.?* vgl. *336 u.*] entfaltung der Indogermanen eine langsame und stabile gewesen ist“, *p. 187.* Damit ist bereits der Urbrei der „indog. Urzeit! Wir werden unter diesem Ausdrucke die gesammte vorgeschichtliche Entwicklung der indog. Völker zusammenfassen“, *p. 336 M.,* im Wesentlichen gegeben, aus welchem — der III. Abschnitt über die Metalle, in dem Dr. S., wie wir sahen, einer ganz und gar abweichenden Auffassung folgt, dient als Intermezzo — das „Gesammtbild der Cultur der indog. Urzeit nach ihren wichtigsten Seiten“ (so), *p. 336 M.,* emporsteigen soll. Ueber besagte „indog. Urzeit! “ und Dr. Ss Trostmittel für „diese negative Erkenntnifs“ s. das nächste Capitel dieser Untersuchung.

Es liegt auf der Hand, dafs die dogmatische Parallelisirung der Ausdehnung sprachlicher und kultureller Neue-

rungen über ihr Entstehungsgebiet hinaus zu anderen Stämmen und Völkern auf einer unglücklichen Fiction beruht, die in diesem Falle durch die zufällige Anlehnung an eine von Dr. S. schiefgedachte Formulirung Johannes Schmidts verursacht ist. Dafs die Verbreitung einer Eigenheit der Sprache unendlich viel engere Beziehungen zwischen den Stämmen oder Völkern, die an jener Eigenheit Theil nehmen, zur Voraussetzung hat, als sie für die Ausdehnung einer neuen Kulturerrungenschaft erforderlich sind, ist in der That so klar und deutlich, dafs man es ungern wiederholt. Im Abschnitt über die Metalle, wo Dr. S. Victor Hehns Spuren folgt, leitet er denn auch χρυσός aus dem Semitischen, lit. auksas aus dem Italischen her : und ist „die geographische Continuität“ auch der an der Gleichung ausom-auksas „Theil habenden Sprachen . . . vorauszusetzen, wenn man nicht Gründe hat, die Uebereinstimmung derselben in“ dieser „Bedeutungsentwicklung für ein Spiel des Zufalles zu erklären“, *181 M.?* vgl. o. p. 7 f. Im Anschlufs an die o. p. 132 f. wiedergegebene Stelle, *180 Mf.*, und unmittelbar vor dem letzten Citat schreibt Dr. S. :

„(Die Annahme einer völligen Spracheinheit der gemeinsam einen neuen Culturbegriff benennenden Völker ist hierbei nicht notwendig.) Niemand wird glauben, dafs zu der Zeit, da die Germanen mit den Römern in Berührung traten, erstere nicht dialektisch differenziert gewesen seien, und doch verbreiten sich die römischen Namen wichtiger Culturbegriffe zu allen Stämmen, und noch dazu in den den einzelnen Mundarten angemessenen Formen (vgl. z. B. lat. caseus = ahd. châsi, alts. kâsi, agls. cêse (engl. cheese), so dafs man, wenn das lateinische Original nicht zu deutlich vorläge, zuweilen an Urverwandtschaft [scil. der germanischen Wörter ?] glauben könnte. (Die geographische Continuität der an einer der oben aufgeführten Gleichungen teil habenden Sprachen ist dagegen vorauszusetzen, wenn man nicht Gründe hat“, etc.).

Doch kommt es auch hier zu keiner deutlichen Erinnerung an den Begriff des alt-arischen Lehnwortes, das denjenigen,

der allein auf dessen lautlichen Habitus Acht gäbe, leicht in die — oder in eine — Periode sprachlicher Gemeinschaft der betheiligten Volksstämme weisen könnte und gleichwohl nicht einmal deren geographische Continuität zur Voraussetzung zu haben brauchte, — wie diese ja auch von Dr. S. für a u s o m - a u k s a s nicht angenommen wird. — Im VII. Capitel seines II. Abschnittes, *p. 201 ff.*, handelt Dr. S. vom „Lehnwort", und da lesen wir denn, daſs „die Begriffe der Urverwandtschaft und der Entlehnung in den älteren Sprachperioden in einander übergehen" und daſs „diese Möglichkeit . . , daſs das urverwandt Scheinende erst später von Stamm zu Stamm gewandert sein kann, . . zuweilen ihre historische Bedeutung" habe, *203 oM.*; das Beispiel für diese Möglichkeit ist nicht glücklich gewählt, vgl. dazu o. p. 22. 12 f. Im Uebrigen scheint Dr. S. die erwähnte Möglichkeit fast ausschlieſslich für seinen Abschnitt über die Metalle reservirt zu haben.

In der zeitlich ununterscheidbaren Urmasse der „gesammten vorgeschichtlichen Zeit" hätten specielle Kulturbeziehungen aller Art ohne anzustoſsen, und ohne daſs sich ihre geschichtliche Vorstellbarkeit behaupten oder bestreiten oder vielleicht auch nur beanspruchen lassen würde, umherschwimmen können. Wie aber Dr. S. das Periodisiren der „Urzeit" — so sehr dem auch die ganze Auffassungsweise jenes Capitels entgegen ist — im Allgemeinen nicht hat lassen mögen, und die vorgeschichtliche Urmasse in eine „Urzeit" resp. „älteste Urzeit" und eine „weitere Entwicklung" eintheilt — in die dann die „Gleichungen" mit vollendeter Willkür hineingestopft oder nicht hineingestopft werden —, so fanden wir auch in den griechisch-ostarischen und lituslavisch-ostarischen Beziehungen Ansätze zur Periodisirung; da gabs 1) eine älteste Urzeit : jene „Ausdrücke aus der Ackerbausprache" o. p.

116. 120 ff., 2) ein gröſserer Theil ist doch wohl auch hier, wie im Allgemeinen „weitere Entwicklung“ vgl. *p. 178 M.*, o. p. 117 — und 3) haben wir den „Begriff der der Urzeit doch keinesfalls bekannten Schreibkunst im Slavisch-litauischen und im Iranischen“, sowie „die Benennung des Jahres, eines Begriffes, welcher der ältesten indog. Völkerwelt [alias dem arischen Volke „vor seiner Trennung“] noch nicht aufgegangen war“, *p. 180 M.*, o. p. 115. 119 f. vgl. 131 ff. Dabei hausen all diese Gleichungen in den griechisch-ostarischen und lituslavisch-ostarischen Culturbeziehungen friedlich und fröhlich beisammen, und merkens nicht daſs sie ja gar nicht zusammen gehören. — In Bezug auf die griechisch-ostarischen Gleichungen hatte bereits Johannes Schmidt, Verwantschaftsverhältnisse p. 23 uf., die einschränkende Erwägung angestellt : „Man darf jedoch nicht auſser Acht lassen, daſs das Griechische mehrere Jahrhunderte früher als das Lateinische zur Schriftsprache wurde, und daſs dadurch vielleicht mehrere Worte, welche ursprünglich allen Indogermanen gemeinsam waren, und welche damals auch in Italien noch leben mochten, im Griechischen erhalten sind, während sie uns in den italischen Sprachen nur deshalb fehlen, weil diese erst später schriftlich fixirt sind“ [1]). August Fick schlieſst sich, Spracheinheit p. 159, dem an und bemerkt dazu : „Ferner bedenke man, wie viel ärmer der italische Sprachschatz überhaupt ist als der griechische. Wer sich der Mühe unterziehen wollte, einmal alle diejenigen Wörter im Griechischen und Italischen zu sammeln, welche nicht offenbar auf griechischem und italischem Boden gewachsen sind, also alle die, deren Ausprägung älteren Sprachperioden

[1]) Vgl. fürs Indische z. B. vṛka „Pflug“, das — wenn überhaupt — nur im Rigveda zweimal vorkommen würde, o. p. 122.

zugeschrieben werden darf, wird sicher im griechischen Sprachschatze noch einmal so viel vorgriechische Wörter (man gestatte den Ausdruck) finden, als er in Italien voritalischer Wörter habhaft werden wird". Ueber diese Ansicht habe ich kein eigenes Urtheil; darf aber vielleicht darauf hinweisen, dafs die Italiker durch stammfremde Elemente wahrscheinlich recht bedeutend beeinflufst worden sind während die vorhellenischen Bewohner Griechenlands dem Anscheine nach wesentlich arischer Herkunft waren. Auch diese Erwägungen, die gleichwohl dazu geeignet waren die geschichtliche Tragweite der speciell griechisch-ostarischen Gleichungen einigermafsen zu verringern, haben von Seiten Dr. Ss. keine Berücksichtigung gefunden. — Doch ist es nicht das gewesen, was mich im ersten Augenblick — ja gradezu verblüfft hat. Johannes Schmidt hatte mit grofser Sorgfalt die Züge zusammengestellt, die, besonders in sprachlicher Hinsicht, allein den Griechen und Ostariern eigenthümlich schienen. Er war sich, wie schon die citirte Erwägung zeigt, dessen bewufst, dafs seine Listen Verschiedenartiges enthalten können: die grofse Anzahl, zum Theil die Bedeutung der speciell griechisch-ostarischen Entsprechungen schien auf engere Beziehungen auch zwischen Ostariern und Hellenen hinzuweisen. Dr. S. lehnt für kulturhistorische Zwecke das statistische Verfahren ab, und will die Qualität der partiellen Uebereinstimmungen, d. h. ihre kulturhistorische Bedeutung und Wichtigkeit, in erster Linie berücksichtigt wissen. Und dann wird — von der geschichtlichen Tragweite der Gleichungen ganz abgesehen — nicht einmal ihre Beschaffenheit auch nur ganz oberflächlich geprüft. Was kann der „gemeinsame Ausdruck aus der Ackerbausprache", griech. τέλσον „Grenzfurche" : skrt. karshū, zend. karsha „Furche" auch im günstigsten

Fall für die griechisch-ostarische Ackerbausprache bedeuten, wenn in den Einzelsprachen die Bedeutung „Furche, Grenzfurche, Grube" allein oder zum Mindesten auch vorliegt? oder mufs wirklich ein jedes Volk, das etwa von Gruben, Wagenfurchen, Grenzfurchen oder einem kummerdurchfurchten Antlitz spricht, schon deshalb auch den Acker bauen? Für *ἄρουρα*-urvarâ hätte wenigstens die Berücksichtigung der Fickschen Etymologie, für *ἐθρίς*-vadhri eine Erwägung der Beschaffenheit des hesychischen Wortes erwartet werden können. — Die ganze Arbeit mufs eben neu gethan werden; und wenn wir daran denken, dafs Dr. S. die von ihm gegebenen Entsprechungen ihrem weitaus gröfsten Theile nach nicht einmal selbst aus etymologischen Wörterbüchern zu sammeln brauchte, sondern sie fertig den Sammlungen Johannes Schmidts und August Ficks entnehmen durfte, so werden wir der aufserordentlichen Bescheidenheit dieses Culturforschers in den Anforderungen, die er an ein auserlesenes Beweismaterial und an die eigene Leistung stellt, die gebührende Bewunderung nicht versagen können. —

77. Die griechisch-ostarischen Entsprechungen (vgl. besonders Johannes Schmidt, Die Verwantschaftsverhältnisse p. 21 ff. 59 ff.) geben der arischen Alterthumswissenschaft so manches Räthsel auf, das sich vielleicht nie ganz lösen lassen wird: der Möglichkeiten, mit denen hier gerechnet werden mufs, sind zu viele, die Thatsachen lassen in der Regel mehrfache Deutung zu. Zunächst sind die bereits erwähnten Momente in Betracht zu ziehen: das hohe Alter und die Reichlichkeit der griechischen und indischen Ueberlieferung, und die Wahrscheinlichkeit, dafs das Griechische und Sanskrit durch stammfremde Sprachen in verhältnifsmäfsig geringem Grade beeinflufst worden

sind (vgl. dazu auch o. p. 112 ff.). Darauf könnten in weitem Umfange z. B. specielle Uebereinstimmungen der Sprache zurückgehen. Die Frage, ob und wie weit für diese mit der Möglichkeit engerer urzeitlicher Beziehungen zu rechnen wäre, liegt aufserhalb des Rahmens dieser Untersuchung. Für die Behandlung der Religion und Kultur würde diese Möglichkeit, wie ich glaube, sehr zurücktreten. In den Dingen der äufseren Kultur, in Allem was etwa unter die Titel „Erwerb“ und — man entschuldige den scheinbaren Anachronismus — „Comfort“ fiele, würde die Beurtheilung der Gleichung ἄργυρος-rajata (vgl. o. p. 109 ff.) nicht selten Mafs und Vorbild sein müssen : wer ἄργυρος kulturgeschichtlich von rajata trennt, darf z. B. ἄτρακτος-tarkú (*p. 399. 182,* cf. o. p. 106) nicht so wohlgemuth zur Erschliefsung der Urzeit oder specieller griechisch-ostarischer Beziehungen verwenden. Einer jeden Behandlung arischer Waffennamen, besonders in Hinsicht auf die Urzeit, möchte ich als Warnungstafel vor Allem den Satz, mit dem Victor Hehn eine seiner schönsten und fruchtbarsten „Anmerkungen“ schliefst, voranstellen : „Nichts wandert so leicht, wie Waffen und Waffennamen“ ([4]464, vgl. o. p. 93); ein genaueres Eingehen auf die griechisch-ostarischen Waffenbezeichnungen bei Dr. S., *p. 315,* deren einige augenscheinlich in die „Urzeit“, wenn auch kaum in eine Zeit specieller „ostarisch-griechischer“ Beziehungen weisen, würde uns zu weit ablenken. Dafs Manches durch jene Völker, die wir „illyrio-armenische“ genannt haben, zwischen Ost und West und nach Ost und West vermittelt sein kann, mufs stetig erwogen werden; auch darf die Möglichkeit, dafs die vorhellenische Bevölkerung Griechenlands diesen Völkerschaften angehört oder zu ihnen wenigstens in den engsten Beziehungen gestanden habe, nicht aus den Augen

gelassen werden (vgl. u. A. o. p. 40 f. 62 f.). Eigenthümliche Schwierigkeiten macht neben den, zum Theil freilich zweifelhaften, Uebereinstimmungen in Mythus und Kult insonderheit die Bezeichnung der Zahl „tausend", skr. sahasra, av. ha-zaṅra: gr. χίλιοι, χέλλιοι, cf. ἑκατόν : skr. çatam, av. satem (Johannes Schmidt, Verwantschaftsverhältnisse p. 22; vgl. ferner zu χίλιοι Gustav Meyer, Griechische Grammatik [2] p. 380. R. Thurneysen, KZ. 30, 353. August Fick, Spracheinheit p. 143. Victor Hehn [4] 446). Wenn sonst die leiseste Spur davon zu entdecken wäre dafs sich etwa eine der nicht-iranischen Völkerschaften, die später in Vorderasien und Südost-Europa hausten, besonders lange mit ostarischen Stämmen berührt hätte und endlich durch Iran nach Westen gezogen wäre; so würde es nahe liegen, Gleichungen wie die zuletzt genannte auf eine Vermittelung solcher Art zurückzuführen. —

Zweiter Abschnitt.

Ueber die ur-arische Kultur.

78. In diesem Abschnitt werden wir uns vielfach kürzer fassen dürfen, kürzer fassen müssen: dürfen weil wenigstens die methodisch wichtigsten Fragen der alt-arischen Kulturgeschichte im Vorhergehenden bereits erwogen worden sind; müssen weil die ausführliche Besprechung einer jeden Einzelheit in eine Untersuchung, die in erster Linie methodologische Ziele verfolgt, nicht hineingehören würde. Auf umfangreichere Citate aus Victor Hehns Schriften verzichte ich von jetzt an aus Rücksicht auf den Raum, — doch auch in der Hoffnung daſs der Leser, wenn er diese Ueberzeugung noch nicht mitbrachte, aus dem Vorhergehenden die Ueberzeugung gewonnen hat, daſs auf diesem Gebiete häufiges Lesen und sorgfältiges Durchdenken der Geistesarbeit Victor Hehns die nothwendige Grundlage der Forschung ist. Die Hauptstellen insonderheit der „Kulturpflanzen und Hausthiere“ merke ich im Folgenden vor der betreffenden Erörterung an; — auch soll auf die Sammlung August Ficks in seinem Werk über die „Spracheinheit“ (vgl. dazu o. p. 81 f.) verwiesen werden. — Im Uebrigen folge ich ebenso wie bisher im Wesentlichen der Anordnung Dr. Schraders, der „die Urzeit“ in seinem IV. Abschnitt, *p. 335 ff.*, behandelt.

79. Einleitend weist Dr. S. zunächst auf die Pfahlbauten der Schweiz hin, deren älteste Ueberreste bis in die Steinzeit hinaufreichen, und wirft die Frage auf, ob sich nicht auch positive Berührungen zwischen der arischen Urzeit und den ältesten Pfahlbauten ermitteln lassen. Victor Hehns grundlegende Erörterung dieser Frage

[4] 462 ff., die ich o. p. 90 ff. zum Theil abgedruckt habe, wird nicht erwähnt; dafür ist sorgfältig auf Äufserungen anderer Forscher, insonderheit aus der Zeit vor dem Erscheinen der „Kulturpflanzen und Hausthiere“, verwiesen, „welche“ Forscher „aus sprachlichen Gründen die Bekanntschaft der ungetrennten Indogermanen mit den Metallen behaupteten“ und daher „nothwendiger Weise der Meinung sein mufsten (vgl. oben *p. 39)*, dafs die Bewohner der Schweizer Pfahlbauten, wenigstens die der Steinzeit, nichtindogermanischen Stammes gewesen seien“ *(336 o.)*. — Von der Unterscheidung bestimmter Entwickelungsphasen innerhalb der arischen Vorgeschichte glaubt Dr. S. in seiner Darstellung der Urzeit im Allgemeinen besser absehen zu sollen, und wird daher von nun an unter dem Ausdruck „indog. Urzeit“ „die gesammte vorgeschichtliche Entwicklung“ (so) der arischen Völker zusammenfassen; — auch hält er es für sehr wahrscheinlich, dafs die Arier, „wenn auch nicht in allem Einzelnen, so doch im Grofsen und Ganzen, bei ihrem Eintreten in die Geschichte dieselben gewesen“ seien, „welche sie vor vielleicht tausend Jahren waren“. Ueber seine Methode könne „nach dem früher Ausgeführten kein Zweifel walten“, etc. *(336 f.)*.

Es ist, wie wir sehen, ein neuer Begriff, der hier in das Wort „Urzeit“ hineingetragen wird. Wir werden uns damit, bevor wir weiter gehen, näher beschäftigen müssen; und da hier des Unerwarteten nicht ganz wenig zu Tage kommt und das Unerwartete dem, der es nicht gleichsam leibhaftig vor Augen hat, leicht unglaubhaft erscheint, so bin ich im Folgenden genöthigt, einige Partien aus Dr. Ss „Sprachvergleichung und Urgeschichte“ wörtlich abzudrucken.

10. Capitel.

„Die indog. Urzeit!“ II G.

80. Wir beginnen mit der soeben erwähnten Stelle, *p. 336 f.* :

„Die indog. Urzeit! Wir werden unter diesem Ausdrucke die gesamte vorgeschichtliche Entwicklung der indog. Völker zusammenfassen; denn wenn es auch nach dem, was wir oben (vgl. oben *p 175*[1]) auseinandergesetzt haben, wahrscheinlich war, dafs die Indogermanen im Verlaufe ihrer allmählichen Ausbreitung in gewissen Gruppen neue Culturerwerbungen gemacht haben, ja wenn dies auch auf einigen Punkten, wie bei den Fortschritten des Ackerbaues (vgl. unten Cap. II), sich bis zu einer gewissen Sicherheit erheben läfst, so sahen wir doch, dafs es der Möglichkeiten, die partiellen Übereinstimmungen des indog. Wortschatzes, auf denen ja die Erforschung jener Gruppenculturen beruhen würde, zu erklären, so viele giebt, dafs wir besser thun, in dieser Darstellung im allgemeinen von der Unterscheidung bestimmter Entwicklungsphasen innerhalb der indog. Vorgeschichte abzusehen.

Auch haben wir schon bemerkt (vgl. oben *p. 187*), dafs in vorgeschichtlichen Zeiten, in denen ein Volk ohne (oder doch bei geringer) Anregung von Aufsen im wesentlichen auf seine eigenen Mittel ange-
337] wiesen ist, wie die Sprachentwicklung (vgl. oben *p. 155*), so auch die Culturentwicklung eine langsame und stetige sein mufste, und dafs alle Wahrscheinlichkeit dafür spricht, die Indogermanen seien, wenn auch nicht in allem Einzelnen, so doch im grofsen und ganzen, bei ihrem Eintreten in die Geschichte dieselben gewesen, welche sie vor vielleicht tausend Jahren waren. Über die *Methode, welche wir bei unseren Untersuchungen einzuschlagen haben, kann nach dem früher Ausgeführten kein Zweifel walten“ (so).

Also : Was die Arier „bei ihrem Eintreten in die Geschichte“ mitbringen, ist etwa dasselbe was sie vor vielleicht tausend Jahren hatten; und das soll wiederum p. p. als gleichbedeutend mit ur-arischem Besitz gelten. Anders kann ich diese Stelle nicht verstehen; es bedurfte freilich mehrmaliger aufmerksamer Lektüre, ehe ich mich davon überzeugen konnte, dafs meine Augen mich anfangs nicht getäuscht hatten.

* im Druck von mir hervorgehoben; vgl. u. p. 148 und Anm. 1.

[1]) und dazu das 9. Capitel dieser Schrift p. 114 ff., bes. 126 ff.

81. Wirklich eine ganz prächtige und fast geniale Erfindung, „die indog. Urzeit!“; denn ist das Einfache auch nicht immer genial, so ist es wenigstens eines der Kennzeichen des Genialen. Da plagen wir uns ab, in die arische Urzeit vorzudringen, — und unterdessen setzt Dr. S. in aller Stille und fast unbeachtet das Ei des Columbus auf; fast unbeachtet, denn während andere Entdeckungen dieses Culturforschers von weit geringerer Neuheit und Tragweite genugsam besprochen und citirt sind, entsinne ich mich wenigstens nicht der gebührenden Würdigung seiner „indog. Urzeit!“ begegnet zu sein. Aber — auch das Herrlichste entgeht ja dem Aber nicht, und was gar in der Wissenschaft Bestand haben soll, muſs durch das Feuer des Zweifels hindurchgegangen sein — aber: wie kommen wir, und unser Culturforscher fehlt hier nicht, — wie kommen wir dann dazu, der „Urzeit“ die Metalle abzusprechen?

„Bei ihrem Eintreten in die Geschichte“ mögen ja die Arier, wenigstens zum Theil, von den Metallen noch nicht viel Gebrauch gemacht haben, — aber die Namen der Metalle waren doch im Wesentlichen fertig geprägt, alle arischen Stämme kannten, in höherem oder geringerem Maſse, Edel- und Nutzmetall; und „das Auftreten der Metalle und die allmählich fortschreitende Kenntniſs ihrer Verarbeitung“ eröffnet ja dem Menschen „gleichsam eine neue Kulturwelt“, *p. 335* und ähnlich sonst (vgl. bes. *p. 213 ff.*). Gleichwohl hat uns „die voraufgehende Abhandlung Ueber das Auftreten der Metalle, besonders bei den indog. Völkern [vgl. darüber den Ersten Abschnitt dieser Schrift], . . so hoffen wir, . . die Wege geebnet zu einer *richtigen

* im Druck von mir hervorgehoben. *v. B.*

und *m e t h o d i s c h e n [1]) Auffassung der *i n d o g. U r - z e i t“; und wir müssen, „nachdem nachgewiesen worden ist, dafs die *ä l t e s t e n I n d o g e r m a n e n die Kenntnifs der Metalle und der Metallurgie noch nicht besafsen, unsere Vorstellung von der kulturgeschichtlichen Entwicklung des *U r v o l k s von vornherein auf dasjenige Mafs zurückführen, welches einer jene Hebel der Gesittung *e n t b e h r e n d e n (so) Kultur entspricht“, *p. 335;* gleichwohl liegt grade im Mangel an Metall „eine wichtige Uebereinstimmung zwischen jenen zwei primitiven Kulturen (der *v o r g e s c h i c h t l i c h e n Civilisation der *I n d o g e r m a n e n und der ältesten Kultur der Pfahlbauten)“, — und augenscheinlich ist es nicht zum Wenigsten diese „wichtige Uebereinstimmung zwischen jenen zwei primitiven Kulturen in negativer Beziehung“, was Dr. S. dazu bestimmt hat „die Frage aufzuwerfen, ob nicht sich auch p o s i t i v e B e r ü h r u n g e n derselben ermitteln lassen“; ein „Gegenstand“, der ihn „nicht am Wenigsten auf den folgenden Blättern beschäftigen“ soll, „auf welchen“ er „ein Gesammtbild (so) der Cultur der indog. Urzeit nach ihren wichtigsten Seiten (so) zu entwerfen“ gedenkt, *p. 336.* Und unmittelbar darauf folgt: „Die indog. Urzeit! Wir werden unter diesem Ausdrucke die gesammte vorgeschichtliche Entwicklung der indog. Völker zusammenfassen“, also bis zu deren „Eintreten in die Geschichte“, wo sie „im Grofsen und Ganzen dieselben gewesen“ sind, „welche sie vor vielleicht tausend Jahren waren“, und doch das Nutz- und Edelmetall zweifellos gekannt und verwandt haben. — Das sieht ja grade so aus, als liefse sich die „Urzeit“ verschieden serviren,

* im Druck von mir hervorgehoben.

[1]) vgl. dazu o. p. 146 und Anm. * *v. B.*

ohne Metall und mit Metall, und bliebe dabei doch immer dieselbe „Urzeit“; — oder liegt vielleicht irgend ein Grund vor, die Metalle „methodisch“ (vgl. *p. 335 o.* und *337 o.*, und oben p. 146 und A.* 148 und A. 1) anders als alle anderen Kulturgegenstände zu behandeln? und worin bestünde dieser Grund? Eine Antwort auf diese, vielleicht indiscrete, aber immerhin naheliegende und wissenschaftlich nicht leicht zu umgehende Frage wird man in Dr. Ss Werken vergeblich suchen, — sofern nicht etwa das an unserer Stelle Gebotene die Antwort darauf vertreten soll. Eine Definition der Urzeit finden wir auf *p. 155 o.* : die „Urzeit, das kann nach unserer Auffassung nur (so) heifsen“, d i e „Zeit, in welcher die einzelnen Theile“ des arischen Sprachgebietes „noch durch das Bewufstsein sprachlichen Zusammenhangs oder die Möglichkeit gegenseitigen Verständnisses verbunden wurden“. Wurden nun die arischen Völker bis zu „ihrem Eintreten in die Geschichte“, wurden etwa die „Urinder“ und „Urgriechen“ mit den vorgeschichtlichen Italikern oder gar den litauischen Stämmen kurz vor deren „Eintreten in die Geschichte“ „noch durch das Bewufstsein sprachlichen Zusammenhangs u. s. w. verbunden“? — Wer sich durch solche Zweifel und Fragen davon abschrecken läfst die neue vereinfachte „Urzeit!“ freudig anzunehmen, könnte leicht auf den Gedanken kommen sie und ihre Schilderung zunächst einfach bei Seite zu legen; — doch ist dies deshalb nicht recht thunlich weil, wie Dr. S. ja auch hier andeutet, im Folgenden ältere Perioden der „Urzeit“ mitberücksichtigt werden, und die sprachlichen Notizen (vgl. auch *p. 337 M.*) nach wie vor die Hauptrolle spielen. Es hilft also nichts, wir müssen heran. —

82. Die im ersten Absatze gegebene Begründung der neuen „Urzeit!“ besagt eigentlich nur, daſs es ganz auſserordentlich schwer ist vom arischen „Urvolk“ im Sinne eines Volksstammes, der wirklich einmal eigenes Leben gehabt hat, eine einigermaſsen deutliche geschichtliche Vorstellung (wenn wir das Wort „Geschichte“ in diesem weiten Sinne brauchen dürfen) zu gewinnen, — eine Einsicht die gewiſs gebilligt werden darf; nur möchte ich mich deshalb nicht auch Dr. Ss Folgerung aus dieser Einsicht anschlieſsen, die dahin geht daſs — können wir eine geschichtliche Vorstellung vom „Urvolk“, so wie es auf Erden gelebt hat, nur schwer und ganz vielleicht nie erreichen, wir besser thun auch gar nicht weiter daraut auszugehn, vielmehr das Urvolk, das doch einmal existirt haben muſs, Urvolk sein zu lassen und uns fürderhin mit einem beliebigen Surrogat zu behelfen, einer zufälligen Fiction, einem Unding das nie gelebt hat, nicht gelebt haben kann und durch etliche „mehr oder weniger“ sichere sprachliche „Gleichungen“ kaum zum Anschein einer bedauerlichen Existenz herangeputzt werden konnte. Doch — da kommen weitere Gründe.

„In vorgeschichtlichen Zeiten“, so hat Dr. S. „schon bemerkt“, „in denen ein Volk ohne (oder doch bei (so) geringer) Anregung von Auſsen im Wesentlichen auf seine eigenen Mittel angewiesen ist“, „muſste“ (so) seine Sprach- und Kulturentwickelung „eine langsame und stetige sein“. Lassen wir die Sprachentwickelung zunächst bei Seite. Daſs in solchen „Zeiten, in denen ein Volk ohne (oder doch bei geringer) Anregung etc. auf seine eigenen Mittel angewiesen ist“, seine Kulturentwickelung im Allgemeinen eine langsamere sein wird, als wenn es in lebhaftem Austausch mit in der Kultur vorgeschritteneren Völkern steht, wäre ein Ansatz der unbedenklich gebilligt werden könnte.

Aber ist es denn gleichsam als die unabänderliche Gewohnheit „vorgeschichtlicher Zeiten“, ohne die man sie sich schlechterdings nicht denken kann, — oder wenigstens der vorgeschichtlichen Zeiten arischer Völker zu erachten, dafs in ihnen keine (oder doch geringe) Anregung von Aufsen in das Volk dringt und dieses daher „im Wesentlichen auf seine eigenen Mittel angewiesen ist“? Dr. S. scheint es hier zu glauben. Im vorigen Absatze war es „wahrscheinlich, dafs die Indogermanen im Verlaufe ihrer allmählichen Ausbreitung in gewissen Gruppen neue Kulturerwerbungen gemacht haben, ja liefs sich dies „auf einigen Punkten, wie bei den Fortschritten des Ackerbaues, . . . bis zu einer gewissen Sicherheit erheben“; auch haben die Arier in jener Periode ihrer Entwickelung, die „ihrem Eintreten in die Geschichte“ vorherging, die Edel- und Nutzmetalle kennen und brauchen gelernt, — und das Auftreten der Metalle etc. eröffnet ja dem Menschen „gleichsam eine neue Kulturwelt“, *p. 335* (vgl. oben p. 147 f.). Aber halt, — hier ist auf *p. 187* und *155* verwiesen. Auf *p. 187* finden wir in der That „bemerkt“, dafs „nach Allem, was wir wissen, die vorgeschichtliche Kulturentfaltung der Indogermanen eine langsame und stabile gewesen ist“, — aber wirklich auch n u r „bemerkt“, ohne Begründung wie hier, ein Nothbehelf wie hier (vgl. o. p. 136); die Bemerkung auf *p. 187* scheint durch blofses Ablagern bis zu *p. 336* für Dr. S. eine Art von autoritativer Geltung erhalten zu haben (vgl. dazu u. p. 156 f.). — Mit der Langsamkeit und Stetigkeit der vorgeschichtlichen Sprachentwickelung, *p. 155,* stehts nicht viel besser. Dr. S. scheint auf diese Stelle Gewicht zu legen, und wir müfsten sie, wenn wirs hier nicht thun, in anderem Zusammenhange besprechen. Thun wirs lieber gleich.

83. Dr. S. geht, *p. 154 o.,* davon aus dafs, während

„für den Grammatiker die Erschliefsung“ der Ursprache „nichts als eine wissenschaftliche Hülfsconstruction ist und sein wird“, der Kulturforscher genöthigt ist, sich „mit dieser indog. Ursprache . . wie mit etwas Lebendigem und Wirklichem zu beschäftigen. Hieraus folgt aber, dafs die Vorstellungen, welche“ er sich „von derselben bilden“ darf, „den Gesetzen entsprechen müssen, auf welche die Beobachtung sprachlichen Wesens und Werdens überhaupt führt“. — Der Kulturhistoriker wird dagegen nichts einwenden; ob der Grammatiker mit der ihm hier zugewiesenen Rolle durchaus zufrieden sein kann, braucht uns in diesem Zusammenhange nicht zu beschäftigen.

„Im Widerspruch mit diesen Gesetzen“, fährt Dr. S. fort,

„würde nun zunächst die Idee einer *völlig einheitlichen, *dialektlosen Grundsprache stehen; denn unsere Erfahrung lehrt uns, dafs *jede sprachliche Gemeinschaft, *ob klein oder grofs, in sich *differenziert ist, wie es in der Natur des Menschen begründet liegt, dafs *nicht zwei Individuen weder in der Qualität der Sprachlaute, noch im Gebrauche des Wortschatzes sich *völlig gleich sind.“

Ich stelle von vornherein fest, dafs diese dialektische Differenzirung von dem, was man gemeiniglich „dialektische Verschiedenheit“ nennt, sehr bedeutend abweicht; auch das Einzelindividuum ist sich in den verschiedenen Zeiten seines Lebens „weder in der Qualität der Sprachlaute, noch im Gebrauche des Wortschatzes . . völlig gleich“.

„Wir haben gesehen, dafs die oben (vgl. *p. 97 f.*) entwickelte Theorie J. Schmidts dahin führte, gewisse partielle Übereinstimmungen der indog. Sprachen als dialektische Differenzen bereits in die Urzeit zu verlegen, und ich gestehe, dafs mir durch diese Auffassung das Bild derselben ein viel lebendigeres und concreteres wird.“

Vgl. dazu das vorige Capitel dieser Untersuchung, besonders p. 126 ff. — Die im Folgenden gegebene Auffassung von γένυς : hanu etc., die heute wenigstens in dieser

* von mir im Druck hervorgehoben.

Form kaum die Zustimmung eines Sprachforschers finden wird, darf übergangen werden.

155] „Wenn somit *allgemeine Erwägungen und specielle Sprachbeobachtungen darauf hinweisen, daſs die indog. *Ursprache eine *dialektisch differenzierte gewesen sei, so hängt hiermit die öfters aufgeworfene Frage eng zusammen, ob man sich das indogermanische Sprachgebiet in der *Urzeit, das kann nach unserer Auffassung nur heiſsen, in der Zeit, in welcher *die einzelnen Teile desselben *noch durch das Bewuſstsein sprachlichen Zusammenhangs oder die Möglichkeit gegenseitigen Verständnisses verbunden wurden, in geographischer Beziehung ein verhältnismäſsig weites oder enges gewesen sei."

Allgemeine Erwägungen der Art, wie Dr. S. sie soeben angestellt hat, würden freilich darauf hinweisen, daſs die Ursprache in dem Sinn, wie es jede Familie, wie es selbst das Einzelindividuum ist, dialektisch differenzirt gewesen sei; was dies mit der verhältniſsmäſsigen oder unverhältniſsmäſsigen Weite oder Enge des ur-arischen Sprachgebietes zu thun haben könnte, das wissen die Götter — yadi vâ na viduḥ. Die „speciellen Sprachbeobachtungen" lassen sich in diesem Zusammenhang nicht so ohne Weiteres verwerthen, — doch würde ich von vornherein, und von Dr. Ss Raisonnement ganz abgesehen, den Ansatz für unbedenklich halten, daſs in einer Zeit da die arische Sprache „eine dialektisch differenzirte" war, die einzelnen Theile des arischen Sprachgebietes aber „noch durch das Bewuſstsein sprachlichen Zusammenhangs oder die Möglichkeit gegenseitigen Verständnisses verbunden wurden", das arische Sprachgebiet „in geographischer Beziehung" seis „ein verhältniſsmäſsig weites", seis ein verhältniſsmäſsig „enges gewesen" ist. —

„*Selbstverständlich", heiſst es weiter, „*sind hier nur Vermutungen möglich; aber, wenn wir bedenken, wie gerade neuerdings auf den einzelnen Sprachgebieten, auf denen

* von mir im Druck hervorgehoben. *v. B.*

die betreffenden Zweige der Ursprache doch noch vor jeder schriftlichen Fixierung ein viele Jahrhunderte langes Leben führen mufsten, oft die subtilsten Verhältnisse der Ursprache noch erkannt und Formen nachgewiesen werden, welche mit den postulierten Urformen nahezu identisch sind *), so können wir uns kaum der Annahme verschliefsen, dafs die divergierende Entwicklung der * Ursprache (so) in der vorhistorischen Zeit eine langsamere als in der historischen (so) war. Damit ist aber zugleich auch die * Möglichkeit gegeben, die indogermanische * Ursprache, wenn auch dialektisch differenziert, * könne doch auf einem * verhältnismäfsig grofsen Gebiete gegolten haben, ohne dafs dadurch das Gefühl sprachlicher Einheit * unmöglich gemacht wurde. Das instructivste * Beispiel eines solchen stabilen Charakters bieten nach H. Vámbéry * die noch wenig in die Geschichte eingetretenen (so) Sprachen der turko-tatarischen Völker; denn „trotz einer immensen geographischen Ausdehnung vom eisigen Norden bis zum tiefen Süden, vom Drachensee bis zur Adria, ja trotz einer zeitlichen Entfernung von historisch nachweisbaren anderthalbtausend Jahren“ kann man auf diesem Sprachgebiet nur von „Dialekten“, nicht von „Sprachen“ reden, und der Türke aus Anatolien versteht den Jakuten an der Lena besser als der Schweizer den Siebenbürger Sachsen“ (vgl. Primitive Cultur p. 14 f.). * Ähnlich könnte es in der indog. Urzeit gewesen sein.“

Die Mittheilung Dr. Ss, dafs er sich auf jene Erwägung hin der Annahme, „dafs die divergirende Entwicklung der Ursprache in der vorhistorischen Zeit eine langsamere als in der historischen war“, kaum verschliefsen könne, wird, wie ich nicht bezweifle, das lebhafte Interesse seines künftigen Biographen erregen. In wissenschaftlicher Hinsicht ist die Mittheilung, wenigstens in dieser allgemeinen und nicht durchaus deutlichen Form, gleichgültig; im gegebenen Zusammenhange um so gleichgültiger, als die Möglichkeit, dafs „die indogermanische Ursprache, wenn auch

* von mir im Druck hervorgehoben. *v. B.*

*) Man denke hier z. B. daran, dafs neuerdings der Beweis dafür geführt worden ist, dafs der urindogermanische Accent noch während und nach der ersten Lautverschiebung auf germanischem Boden lebendig gewesen ist, dafs es brŏthar, aber môdár, fadár, dafs es téhan aber sebán, báit aber bitúm u. s. w. hiefs; vgl. Karl Verner K.Z. XXIII p. 97 f. Oder man vergegenwärtige sich griechische Dialektformen wie cyprisch δόϝεναι (δοῦναι) = skrt. dâvánê, dorisch ἦς (ἦν) = skrt. âs und vieles andere.

dialektisch differenzirt, doch auf einem verhältnifsmäfsig grofsen Gebiete gegolten haben könne, ohne dafs dadurch das Gefühl sprachlicher Einheit unmöglich gemacht wurde", wohl auch sonst zugestanden werden könnte. Wie weit freilich eine solche Möglichkeit auf Wahrscheinlichkeit Anspruch hat, wäre eine weitere Frage, die Dr. S. hier nicht aufgeworfen hat; einem Versuche sie zu beantworten würde natürlich die genauere Bestimmung der betreffenden Begriffe vorhergehen müssen (vgl. dazu o. p. 135). — Es ist bekannt, dafs noch z. B. unser heutiges Neuhochdeutsch sehr „subtile Verhältnisse der Ursprache" bewahrt hat, dafs wir noch heute Bru*d*er aber Va*t*er, schnei*d*en aber geschni*tt*en, zie*h*en aber gezo*g*en (vgl. got. tiu*h*a-taú*h*ans), und b*i*nde-b*a*nd-geb*u*nden sagen; und wenn die Formen vor ein paar tausend Jahren noch um ein Stück alterthümlicher ausgesehen haben, so braucht deshalb doch „die divergirende Entwicklung der Ursprache in der vorhistorischen Zeit" noch nicht „eine langsamere als in der historischen" gewesen zu sein, — wenn anders ich den von seinem Verfasser gewollten Sinn des Satzes (vgl. dazu oben p. 132 Anm. und bei Dr. S. *p. 336 u.* cf. o. p. 146) getroffen habe: die Formulirung wäre freilich gar putzig. Vamberys Angabe über die turko-tatarischen Völker vermag ich nicht zu beurtheilen, — auch habe ichs nicht ausreichend in der Empfindung, wie weit „der Schweizer den Siebenbürger Sachsen" versteht. Ist jene Angabe richtig, so wäre damit noch nicht gesagt dafs grade die verhältnifsmäfsige Geschichtslosigkeit der turko-tatarischen Sprachen auch nur einer der wichtigeren unter den Factoren, die die erwähnte Erscheinung hervorgerufen haben, gewesen sei; viel weniger dafs die Geschichtslosigkeit unter allen Umständen und in allen Sprachen dieselbe Erscheinung hervorbringen müsse. Die Grofsrussen leben

auf weiter Ebene — der Bauer noch heute mit halb nomadischer Gewohnheit —, und viele Millionen sprechen fast denselben Dialekt; die Rätoromanen, einige Hunderttausende — vom Friaul abgesehen, Zehntausende (Theodor Gartner in Gustav Gröbers Grundriſs der Roman. Philol. I 461 ff.) —, haben in ihren Alpenthälern eine Menge Dialekte : und erwägen wir, daſs die Sprache in erster Linie ein Mittel des Verkehrs ist und sich im Verkehr entwickelt, so wird uns das nur natürlich dünken. Wenn die Differenzirung der arischen Dialekte und Sprachen — was erst zu erweisen wäre — in vorhistorischer Zeit langsamer als in der historischen vorgeschritten sein sollte, so würde vielleicht eher vermuthet werden dürfen daſs die alten Arier lange auf weiter Ebene als Nomaden gelebt haben, — und dies würde mit dem Wenigen, was wir von diesen Verhältnissen sonst wissen, auch ganz wohl übereinstimmen.

Als liebenswürdige Mittheilung, anmuthiges Tändeln mit Worten, oder was es hier immer vorstellen mag — die Sätze verlaufen sich in eine harmlose Möglichkeit —, wäre Dr. Ss soeben besprochene Darlegung gewiſs ganz unbedenklich; so hätten wir uns deren Besprechung denn auch ersparen dürfen und, denk ich, gern erspart, wenn nicht dieselbe Darlegung später mit sehr viel höheren Ansprüchen aufträte, ohne sich ihrem innern Wesen und Werthe nach verändert zu haben. Die Verweisung darauf an unserer Stelle, *p. 336,* ist schon nicht mehr ganz unbedenklich, — bedenklicher als sie ist der Umstand, daſs die auf *p. 155* gesetzte Möglichkeit dreiſsig Seiten weiter, *p. 185,* unversehens zur Wahrscheinlichkeit befördert auftritt, ohne daſs ein Grund zu dieser Beförderung ersichtlich wäre; die „culturhistorischen Gründe“ der Anmerkung stehen für sich. Dies will ich hier nur festge-

stellt haben; unten zu *p. 453 M.*, im 14. Capitel dieser Schrift, werden wir weiter sehen, zu welch einem Ungeheuer der gute nachsichtige Zwischenraum die harmlose Möglichkeit der jüngst besprochenen Stelle sich hat auswachsen lassen (vgl. dazu auch o. p. 151). —

84. Kehren wir zu *p. 336 f.* zurück. Dafs die Sprach- und Kulturentwickelung in vorgeschichtlichen Zeiten „eine langsame und stetige sein mufste" kann auf Grund unserer bisherigen Erörterung als nicht mehr denn eine haltlose Forderung der Verlegenheit gelten. Gewifs giebt es Zeiten — und hat es immer Zeiten gegeben —, in denen sich Sprache und Kultur langsamer als in anderen entwickeln : dafs aber die Arier grade vor „ihrem Eintreten in die Geschichte" solche Zeiten durchlebt haben, dafs sie „bei ihrem Eintreten in die Geschichte dieselben gewesen" sind, „welche sie vor vielleicht tausend Jahren waren", ist nicht nur unerwiesen und im Widerspruch mit dem, was Dr. S. an anderen Stellen desselben Buches, und insonderheit über die Metalle, berichtet, sondern in hohem Grade unwahrscheinlich. — Dr. S. scheint sich das „Eintreten in die Geschichte" ähnlich vorzustellen, wie das Verlassen des Elternhauses, etwa das Beziehen der Universität : der Grund der Ausbildung ist gelegt, und jetzt beginnen neue Bilder, neue Anstöfse, Anregung und Versuchung auf den bisher sorglich behüteten, „langsam und stetig" von Classe zu Classe fortschreitenden Knaben einzuwirken. Im Völkerleben geht es doch ein wenig anders zu, — und die Arier bewohnten ja vor „ihrem Eintreten in die Geschichte" keine weltferne Insel etwa des Stillen Oceans, sondern den gewaltigen Welttheil Asien-Europa, stammfremde Völker umspannend und von stammfremden Völkern rings umgeben. Auch ist der Zeitpunkt des Be-

ziehens der Universität im Allgemeinen klar und bestimmt, und auch im einzelnen Falle meistens leicht festzustellen; — welchen Zeitpunkt im Völkerleben bezeichnet aber Dr. Ss „Eintreten in die Geschichte“? Ists die erste uns bewahrte Kunde von einem Volk, ists die älteste erhaltene Ueberlieferung oder die erste schriftliche Aufzeichnung des Volkes, — der Beginn einer festen Chronologie würde ja hier, wo es sich um alte Kulturgeschichte handelt, wohl kaum mit in Frage kommen? Auch das Aelteste, was uns die Ueberlieferung der arischen Völker bietet, geht gewiſs nicht in den Beginn der Entwickelung des Einzelvolkes zurück, und steht in der Regel dem Ende einer vielbewegten Periode, in der das Volk hart gekämpft gelitten und gelernt hat, näher als ihrem Anfang; sicher bestimmbar ist die Zeit jener ältesten Stücke der Ueberlieferung ohne Zweifel sehr selten, — und von welchen Zufälligkeiten hängt es ab, aus wie alter Zeit sich Reste in die uns erhaltene Ueberlieferung hinein gerettet haben! — Die erste Aufzeichnung in der Sprache eines Volkes würde freilich in gewissem Sinne einen neuen Abschnitt in seiner Entwickelung bedeuten, — aber wie spät ist sie und oft wie ungewiſs! Und wie zufällig kann gar die erste Kunde von einem Volke sein! oft mag die Anknüpfung neuer Handelsbeziehungen sie veranlaſst, mögen sich gleichzeitig mit ihr neue Einflüsse von Auſsen im Volke geltend gemacht haben: daſs aber das Volk bis dahin still und harmlos gelebt, sich langsam und stetig ohne Anregung von Auſsen entwickelt habe, wäre eine Annahme, die erst wenn sie für ein bestimmtes Volk wahrscheinlich gemacht ist, und auch dann nur für eben dieses Volk, ernstlich in Betracht kommen würde. —

85. Auf *p. 154 o.* (vgl. o. p. 151 f.) fordert Dr. S. mit Recht, daſs sich der Kulturforscher mit der arischen Ur-

sprache als mit einem Sein beschäftige, das einst wirklich und lebendig gewesen ist; mit dieser Forderung ist die ja eigentlich selbstverständliche weitere Forderung gegeben, dafs er es versuchen müsse sich von dem „Urvolk“, dessen Kultur er erschliefsen will, ein lebendiges Bild zu machen, — sich von ihm eine Vorstellung als von einem Volke, das einmal wirklich und wahrhaftig auf unserem Planeten gewohnt hat, herauszubilden. Diese Forderung ist die dringendste, mitten in jede Beschäftigung mit urarischen Problemen hinein schreit sie nach Befriedigung, — sie zu befriedigen gehört freilich auch zu den schwierigsten Aufgaben der arischen Alterthumswissenschaft. Dr. S. hat ihren Ruf nicht vernommen, — oder verschliefst der unbequemen Mahnung sein Ohr. Wie könnte er sonst zur eignen vollen Zufriedenheit eine „indog. Urzeit!“ ansetzen, die, wie man sie auch immer wenden mag, überhaupt nicht vorgestellt, nicht angeschaut werden kann! man versuche einmal sich ein Volk vorzustellen, das aus Indern und Hellenen — sagen wir des fünfzehnten, aus Italikern des zehnten, Slaven des fünften, Litauern des ersten Jahrhunderts bestünde, — die Ansätze sind einander thunlichst genähert; wollten wir etwa von den ersten uns überlieferten Aufzeichnungen der arischen Völker ausgehen, so würde die Schwankung weit über zwei Jahrtausende betragen. Und nehmen wir — gegen den Wortlaut — an, dafs Dr. S. unter der „gesammten vorgeschichtlichen Entwicklung der indog. Völker“ etwa die arische Entwickelung vor dem „Eintreten“ derjenigen arischen Völker „in die Geschichte“ verstanden wissen will, von denen uns die früheste Kunde, die älteste Ueberlieferung aufbewahrt ist, — der Hellenen und Inder: so unterscheidet sich zuvörderst „die indog. Urzeit!“ *p. 336 M.* immer noch sehr erheblich von „der Urzeit, das kann nach

unserer Auffassung nur heifsen, .. d e r Zeit“ etc. *p. 155 o.* (vgl. oben p. 153) — auch Dr. S. wird doch wohl kaum annehmen wollen, dafs die vorgeschichtlichen Inder und Hellenen noch im Jahrtausend vor „ihrem Eintreten“ „durch das Bewufstsein sprachlichen Zusammenhangs oder die Möglichkeit gegenseitigen Verständnisses verbunden wurden“; — insonderheit ist es aber unzweifelhaft, dafs diese Völker grade in dem Jahrtausend, das „ihrem Eintreten in die Geschichte“ vorherging, unendlich viel gelernt haben, dafs sie „bei ihrem Eintreten“ nicht nur nicht „dieselben gewesen“ sind, „welche sie vor vielleicht tausend Jahren waren“, sondern in diesen tausend Jahren eine der folgenreichsten Perioden ihres Volkslebens, gewaltige Wandlungen durchlebt haben, — Hrn. Dr. Schrader darf ich auf die Metalle verweisen, die den Griechen und Indern ja auch nach seiner Meinung etwa in jener Zeit bekannt geworden sein müssen und ihnen „gleichsam eine neue Kulturwelt eröffnet“ haben. —

86. Dr. S. kennt also — um unsere bisherige Erörterung kurz zusammenzufassen — zwei Arten der Urzeit; wogegen sich nichts einwenden liefse, wenn die Begriffsbestimmung einigermafsen präcis wäre und beide „Urzeiten“, statt durcheinandergemengt, sauber auseinandergehalten würden. Eine „Urzeit“ auf *p. 155 o.,* „das kann nach“ seiner „Auffassung nur (so) heifsen“, d i e „Zeit, in welcher die einzelnen Theile“ des arischen Sprachgebietes „noch durch das Bewufstsein sprachlichen Zusammenhangs oder die Möglichkeit gegenseitigen Verständnisses verbunden wurden“, ist allem Anscheine nach diejenige Urzeit, die auch kein Metall aufser dem Kupfer, das man nicht zu verarbeiten weifs, gekannt hat. Die andere Urzeit umfafst „die gesammte vorgeschichtliche Entwicklung der indog. Völker“, *p. 336 M.* : d i e s e Urzeit mufs in ihren

späteren Perioden die Metalle in ziemlich weitem Umfange gekannt und vielfach verwandt haben; dafür wurden die einzelnen Theile des arischen Sprachgebietes in den späteren Perioden dieser Urzeit gewiſs nicht mehr „durch das Bewuſstsein sprachlichen Zusammenhangs oder die Möglichkeit gegenseitigen Verständnisses verbunden“, — es sei denn eine „Möglichkeit gegenseitigen Verständnisses“ die z. B. darauf beruhen würde, daſs Glieder des einen Volkes die Sprache des anderen Volkes lernten, oder Aehnliches mehr. — Die erste „Urzeit“ Dr. Ss ist eine der frühesten Perioden der zweiten : wer in der Art, wie es Dr. S. thut, mit beiden „Urzeiten“ als mit einem wesentlich einheitlichen Begriff operirt, verfährt also etwa so, als wenn Jemand zunächst feststellte, daſs die früheste deutsche Kultur die Kunst des Schreibens so gut wie nicht gekannt habe [1]), dann unter dem Begriffe der alten deutschen Geschichte die gesammte deutsche Entwickelung etwa bis zur Reformation zusammenfaſste und uns auf Grund dessen eine altdeutsche Kultur vorsetzte, die die Schreibkunst noch nicht gekannt habe, wohl aber etwa das Schieſspulver die Gothik den Humanismus, und auch im Uebrigen zwischen dem Kulturstande etwa des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung und dem von 1500 freundlich hin- und herpendeln würde. Dr. Ss erste „Urzeit“ könnten wir allenfalls, wenn auch nur unter der Bedingung, daſs keine weitergehenden Forderungen daran geknüpft werden, also gleichsam cum beneficio inventarii antreten; seine zweite „urzeitliche“ Garnitur unter keiner Bedingung. Im Folgenden ist bei Dr. S. überwiegend die zweite „Urzeit“ in Gebrauch; doch wird auch die erste mitunter — und,

[1]) Die ältesten Deutschen mögen mit dem Schreiben etwa in derselben Weise bekannt gewesen sein wie es nach Victor Hehn, dem darin Dr. Schrader folgt, die „Ur-arier“ mit dem Metall waren.

wie es scheint, nicht ungern — hervorgeholt. Beide wechseln oft mit erstaunlicher Geschwindigkeit oder gehen vielmehr in einander über, so dafs es schwer halten würde sie immer auseinanderzuhalten. Wir werden uns den mühevollen und, wie ich glaube, unfruchtbaren Versuch sparen dürfen zu eruiren, welche „Urzeit" jedesmal gemeint ist, — zumal da auch die erste, wenngleich in der Allgemeinheit der gegebenen Begriffsbestimmung nicht unrichtig, nichts weniger als scharf oder klar gedacht ist; und beschränken uns darauf zu untersuchen, ob die jedesmal gegebene Gleichung einen Schlufs auf die Kultur der Urzeit, wie ich sie oben im 4. Capitel (p. 50 ff., vgl. § 64 : p. 107) zu bestimmen versucht habe, d. h. im Wesentlichen der Zeit vor der entscheidenden Sonderung des ost- und westarischen Kulturkreises rechtfertigen würde. Wo eine Gleichung so, wie sie von Dr. S. gegeben ist, mit dieser Urzeit jedenfalls nichts zu thun hat, — also auch von Dr. Ss Standpunkt aus, soweit dieser deutlich ist, seiner zweiten „urzeitlichen" Garnitur angehören würde, werde ich im Folgenden in der Regel von vornherein mit „Dr. Ss „indog. Urzeit!" II G." auf diese Seite verweisen. —

87. Auf *p. 340—454* gedenkt Dr. S. „ein Gesammtbild der Cultur der indog. Urzeit nach ihren wichtigsten Seiten (Viehzucht, Ackerbau, Speise und Trank, Sittlichkeit, Familie und Staat, Kenntnisse und Fertigkeiten, Sprache, Religion, Heimath) zu entwerfen", *p. 336 M.* Ich beabsichtige natürlich nicht den ganzen Entwurf kritisch durchzugehen; auch wenn meine Geduld dieser Aufgabe gewachsen wäre — und ich möchte sie auf die Probe nicht stellen —, so würde mich die Rücksicht auf den Leser

von einem solchen Unterfangen abhalten. — Von vornherein werden wir das V., VII. und VIII. Capitel, die der Reihe nach von Familie Sittlichkeit Staat, Sprache, Religion handeln, ausscheiden dürfen. Einige wichtigere Einzelheiten aus dem IV. und VI. Capitel : Speise und Trank, Fertigkeiten Künste Kenntnisse, finden leicht anderswo Unterkunft. So bleiben uns das II. Capitel : Viehzucht, das III. : Ackerbau, und das IX. : Heimath, an die ich im 11., 12. und 14. Capitel dieser Untersuchung — Hausthiere und Viehzucht, Kulturpflanzen und Bodenbestellung, Ueber die „Urheimath" — anknüpfen will. Im 12. Capitel werde ich im Anschluſs an die Behandlung des Flachses auch die Frage, ob das Spinnen und Weben (bei Dr. S. im VI. Capitel) den „Ur-ariern" bekannt war, berühren und weiter die Ausbreitung des Weines unter den Westariern (vgl. das IV. Capitel Dr. Ss) kurz besprechen. Das 13. Capitel soll von den „Pfahlbauten der Schweiz und der arischen Urzeit" handeln, woran sich eine gedrängte Uebersicht über die Methode Dr. Ss anschlieſsen wird.

11. Capitel.

Hausthiere und Viehzucht.

Dr. S. : II. Capitel „Viehzucht", *p. 340.*

Vgl. August Fick, Spracheinheit p. 277 ff. 288.

88. I. Das Rind. Victor Hehn [4] 38 f. 384 f. — Der beste Besitz der arischen Nomaden war das Rind, dessen Fell sie zur Kleidung gebraucht, zu Riemen (vgl. *βοεύς* und das PW. s. gô 3. c., H. Zimmer, AiL. p. 228) geschnitten und sonst mannigfach verwandt haben mögen, dessen Fleisch ihnen zur Nahrung diente und das sie vor den Karren, später auch vor den Pflug spannten. Wer

die lange Reihe von Zusammensetzungen mit gô- im Petersburger Sanskrit-Wörterbuch durchsieht : gav-ishṭi (eigentlich „Begehr nach Rindern") = „Kampf", gô-pati „Herr", cf. yṓ áçvânâṃ yṓ gávâṃ gṓpatir vaçī́ : RV. 1, 101, 4, etc. (vgl. auch H. Zimmer, AiL. 222), der Verhältnisse im Avesta gedenkt, sich an Wendungen wie das homerische *ἵπποι βουκολέοντο* (Il. *Υ* 221; vgl. *ἱπποβουκόλος* „Rofshirt", La Roches Schulausgabe zur Stelle, und E. Buchholz, Die Homerischen Realien II, 1, 140) erinnert und etwa die Herkunft unseres Wortes Kalb („das Junge" *κατ' ἐξ.*; vgl. skr. vatsa - lat. vitulus „der Jährling" Fick, l. c., und dazu R. Thurneysen, KZ. 30, 486 f.) erwägt, wird schwerlich daran zweifeln, dafs das Rind eines der höchstgeschätzten wenn nicht das höchstgeschätzte Hausthier der alten Arier gewesen ist; — und die vielfachen Bezeichnungen des Rindes, die Namen für Stier Kuh und Kalb welche ost- und westarischen Stämmen gemeinsam sind, sprechen dafür, dafs die Zähmung des Rindes zum Mindesten in die Zeit vor der entscheidenden Trennung, wahrscheinlich viel höher hinauf reicht. Auch bei den Ariern mag Sefshaftigkeit und Ackerbau mit an die Pflege des Rindes angeknüpft haben, der Pflugstier ward der treue Gefährte des Bauern; vgl. dazu Heinrich Zimmer, AiL. 226. Wilhelm Geiger, Ostīrānische Kultur p. 344 f., — und zu Eduard Meyer, Geschichte des alten Aegyptens p. 25 u., cf. Adolf Erman, Aegypten II 579 ff., etwa y. 29 : Rudolph Roth, ZDMG. 25, 7. Chr. Bartholomae, Arische Forschungen III. —

89. II. Schaf und III. Ziege; — die Wolle. Victor Hehn [4] 15. 434 f. und 107. 110. 476 uf. — Schaf und Ziege (das „Kleinvieh") werden wohl auch unter einem Gesammtnamen zusammengefafst, vgl. *μῆλα* z. B. Il. *K* 485 f. Od. *ι* 184; so mag mitunter dasselbe Wort in der

einen Sprache das Schaf, in der anderen die Ziege bezeichnen, vgl. skr. châga, chagala, nach dem PW. und H. Zimmer, AiL. 230 „Bock, Ziegenbock“, gegenüber nhd. Schaf : August Fick, BB. 5, 169. Friedrich Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache [4] s. v. — Für das Schaf giebt es eine Bezeichnung, die fast über das ganze alt-arische Sprachgebiet hin geht; ovis ist indisch griechisch italisch keltisch deutsch litauisch slavisch: Curtius, Grundzüge [5] 390 f. Fick I [3] 25. Kluge WB. [4] s. Schaf; zu lat. ovis, avilla vgl. F. Fröhde, BB. 1, 327. Brugmann, Grundriſs I p. 324. Osthoff bei H. Hübschmann, Das Indogermanische Vocalsystem p. 190. R. Thurneysen, KZ. 28, 159. 30, 487. — Der Ziegenbock heiſst av. bûza vgl. buzya - nhd. Bock : Fick I [3] 162. Justi und Kluge [4] s. vv.; dazu armen. buts „Lamm“: H. Hübschmann, KZ. 23, 23 o. Armenische Studien I, 1, p. 23, N. 60, vgl. p. 24, N. 64 und oben die Gleichung châga-Schaf. Ferner haben wir alt-arische Benennungen der Ziege, die auf eine alte Doppelform aĝ- und aiĝ- zurückgehen könnten, skr. aja „Ziegenbock“ ajâ „Ziege“, lit. ožỹs „Geiſsbock“, alban. δi „Ziege“, air. ag allaid „cervus“ (wilder Bock), Brugmann, Grundriss I p. 304 uf. cf. 307 M., vgl. Ernst Windisch, Irische Texte mit Wörterbuch, s. ag: gr. αἰγ- cf. ἄγριος αἴξ, armen. aits „Ziege“, Hübschmann KZ. 23, 23 o. Armenische Studien I, 1, p. 18. Brugmann, Grundriſs I p. 304 o. skr. aja etc. gehört augenscheinlich mit dem lat. agilis, skr. ajira „rasch, beweglich“, Wurzel aĝ zusammen, PW. s. 1. aja 1. c. A. Fick, Spracheinheit 278; daneben steht eine Wurzel skr. êj mit ähnlicher Bedeutung, die auf ein ur-arisches aiĝ zurückgehen könnte: zu ihr würde sich das griechisch-armenische Wort stellen, H. D. Müller, BB. 13, 311 vgl. H. Osthoff in Paul und Braunes „Beiträgen“

13, 395. 14, 379. Solche ur-arische „Doppelformen" — ich verstehe darunter Bedeutungselemente von gleicher oder ähnlicher Function, die sich auch in der Form sehr nahe kommen ohne sich doch völlig zu decken — sind, wie ich glaube, nicht selten; ob dabei das eine Bedeutungselement aus dem anderen entstanden ist, ob sich zwei Bedeutungselemente von ähnlicher Form und nicht gar verschiedener Function in Folge der formalen Aehnlichkeit einander auch in der Bedeutung angeglichen haben, ob hier die eine dort die andere Entwickelung zum gleichen Ergebnifs geführt hat oder wie immer solche Doppelformen sonst entstanden sein mögen, das braucht uns hier nicht zu beschäftigen: — diejenige Sprache, die wir die „arische Ursprache" nennen, setzt ja eine unendlich lange Geschichte voraus, in deren Verlauf alle mögliche Lautwandlung und Lautverschiebung, und wiederum Aus- und Angleichung stattgefunden haben kann. Alte Doppelformen der erwähnten Art behandelt z. B. Karl Brugmann, Grundrifs I p. 345. 348 f., vgl. auch meine Bemerkungen, ZDMG. 40, 665 ff. Hierher mag auch der Wechsel von A-Vocal und A-Vocal + i gehören, wie er in einer Reihe von Formen vorzuliegen scheint; vgl. Hermann Möller, KZ. 24 bes. p. 482 ff. 512 f. K. F. Johansson in Paul und Braunes „Beiträgen" 14, 315 ff. 325. F. Kluge, WB.[4] z. B. s. bleichen-Blitz, feil, gleiten. Möller, l. c., p. 482 vergleicht skr. êj auch mit gr. *ἐπ-είγω;* Jacob Wackernagel, KZ. 30, 296 vgl. Johannes Schmidt 25, 100, stellt êj zu gr. *εἴβω*, W. ur-arisch eig mit velarem Guttural. Ob mit Recht, läfst sich für beide Ansätze, soviel ich im Augenblick sehe, ebensowenig als das Gegentheil beweisen; doch würde schon die Möglichkeit anderer Auffassung des skr. êj dazu hinreichen, die ur-arische Doppelform aĝ-aiĝ „sich bewegen, treiben",

die ohnehin nicht gar fest steht, zu erschüttern, wenn auch das Verhältnifs von aĝ zu aiĝ „Ziege" neben der W. aĝ „treiben, sich bewegen" immerhin zu Gunsten der Ansetzung einer ur-arischen Wurzel aiĝ „sich rasch bewegen" spräche. Sehen wir aber auch davon ab, dafs das griech.-armen. aiĝ „Ziege" in alter und enger Beziehung zur Reihe skr. aja stehen kann — und, wie ich glauben möchte, wahrscheinlich steht —, so würde schon durch die Uebereinstimmung des altindischen litauischen albanesischen und altirischen Wortes ein ur-arisches aĝ, „Ziege" oder „ziegenähnliches Thier", ausreichend gestützt erscheinen, wenn das Wort in all diesen Sprachen „Ziege" bedeutete; über die ur-arische Zähmung der Ziege könnte das blofse Vorhandensein eines ur-arischen Wortes für „Ziege" natürlich nichts aussagen. ir. ag allaid erinnert zunächst an den hom. *ἄγριος αἴξ* vgl. E. Buchholz, Die Homerischen Realien I, 2, p. 163, für den sich vielleicht auch daran denken lassen würde, dafs Ziegen leicht verwildern: Victor Hehn⁴ 477. ag allaid scheint aber nicht die wilde „Ziege", ag nicht die „Ziege" zu bezeichnen, vgl. W. Stokes, KB. 8, 318. Ernst Windisch, l. c., s. v.; Hr. Prof. R. Thurneysen schreibt mir: „ir. ag, nach Stokes KZ. 28, 292 ein neutraler S-Stamm, bedeutet sicher ein „Rind"; ob nach Alter und Geschlecht specialisirt, scheint bis jetzt nicht sicher zu sein. ag allaid, eigentlich „wildes Hornvieh", heifst der „Hirsch" [1]). Demnach würde es keineswegs unmöglich erscheinen, dafs ein ur-arisches *aĝ- von Hause aus nicht ausschliefslich ziegenartige Thiere bezeichnet, sondern diese Bedeutung erst in den späteren Perioden der Trennung, nach der Ab-

[1]) Zu ag allaid vgl. ir. cú „canis", cu allaid „lupus": Windisch, l. c., s. cú.

sonderung der westeuropäischen Arier, unter den satem-Stämmen erhalten hätte; aĝ- und aiĝ- „Ziege“ sind, soviel ich sehe, auch dem Italischen und Germanischen fremd, — unter den westeuropäischen Stämmen würden die Hellenen also (vgl. dazu o. p. 62 f. 142) mit ihrem *αἴξ* vgl. armen. aits „Ziege“ allein stehen. Ist vielleicht auch av. azî, dem Sinne nach s. v. a. skr. dhênu Karl Geldner KZ. 27, 253 f. cf. BB. 14, 28, — neben *iza vgl. u. p. 175 f. — zu aĝ-, vgl. das ir. ag „Rind“ o. p. 167, zu stellen (H. Hübschmann, KZ. 23, 23 o.)? — Fassen wir zusammen. Die Reihe skr. aja - lit. ožys - alban. *δ*i vgl. armen. aits - gr. *αἴξ* weist darauf hin, dafs wenigstens die satem-Stämme vor ihrer Trennung die Ziege oder ein ziegenartiges Thier gekannt haben. Die ursprüngliche Bedeutung der Reihe iran. bûza - armen. buts - nhd. Bock läfst sich nicht mit Sicherheit bestimmen; das iranische Wort benennt die Ziege, das armenische das Lamm, und unser deutsches Wort beschränkt sich ja nicht auf die Benennung des Ziegenbocks, sondern bezeichnet auch den Schafbock, den Rehbock, — vgl. dazu o. p. 165 und u. p. 170 f. [1]). Doch mag das der Reihe zu Grunde liegende bhuĝo-[2]) die Bezeichnung kleinerer behender Jagdthiere gewesen sein : ein Wort dieser Bedeutung konnte auf die zahme Ziege mit ihrer scheuen Beweglichkeit, ihrem Springen und Klettern leichter als auf irgend ein anderes Hausthier der alten Arier übertragen werden; vgl. auch o. p. 111 ff. und u. p. 175 f. Wir würden

[1]) und gr. *κάπρος* „Eber“ cf. Buchholz l. c. I 2 p. 185 ff.: lat. caper, capra „Bock, Ziege“ cf. Franz Buecheler, Lex. Ital. s. kapro, vgl. caprea, Curtius [5] 142. Fick I [3] 519. Kluge [4] s. Habergeifs.

[2]) zu *φεύγω*? cf. aja-agilis o. p. 165 f.; doch vgl. Johannes Schmidt, KZ. 25, 101. Kluge, WB. [4] s. biegen. Hier scheinen sich Bedeutungselemente von ähnlicher Form und verwandter Function zu kreuzen.

also, soweit sprachliche Kriterien maſsgebend sind, die Kenntniſs der Ziege oder eines ziegenartigen (vgl. ἄγριος αἴξ : E. Buchholz, Die Homerischen Realien I, 2, p. 163) Thieres unbedenklich in die Zeit vor der entscheidenden Trennung, vielleicht bereits in die Zeit der beginnenden Trennung der satem-Stämme setzen dürfen[1]). Ueber die Zähmung der Ziege sagt die Sprache nichts aus, — und wenn die Ziege bei denjenigen Ariern, von denen die Ueberlieferung berichtet, früh in gezähmtem Zustande erscheint, so kann das für die Zeit vor der „Trennung" natürlich nichts beweisen. —

Anders steht es mit dem Schaf. Hier ist zunächst zu erwägen daſs der Name ovis — und zwar überall in der Bedeutung „Schaf" — über den weitaus gröſsten Theil des alt-arischen Gebietes hin reicht, o. p. 165; dazu kommt der Umstand daſs dasselbe Wort für Wolle einer Reihe ost- und westarischer Sprachen gemeinsam ist, vgl. Fick I [3] 212. Curtius [5] 344 cf. F. Kluge KZ. 26, 86. Gustav Meyer, Griechische Grammatik [2] p. 177 cf. Felix Solmsen KZ. 29, 70. Brugmann, Grundriſs I p. 245. Hübschmann, Armenische Studien I, 1, p. 24: — skr. ûrṇâ - asl. vlŭna - lit. vilna - got. vulla - lat. vellus cf. lâna, Kluge WB. [4] s. Wolle; es scheinen sich verschiedene Bezeichnungen zum Theil gekreuzt zu haben. Die alte Ueberlieferung weist auf frühe Verwendung der Schafwolle. Zwar finden wir bei arischen Stämmen hie und da auch das Haar der Ziege auf ähnliche Weise wie

[1]) air. boc, bocc, nach einer freundlichen Mittheilung Hrn. Prof. Dr. R. Thurneysens nur „Ziegenbock" — aus *bŭcco-, vgl. Rudolf Thurneysen, Keltoromanisches. Halle 1884, p. 91. Friedrich Kluge WB. [4] s. Bock —, könnte das in der Literatur nicht belegte skr. bukka „Ziege, Bock" stützen; bis zur Aufhellung der dunkeln Herkunft des indischen Wortes würde aber dessen Verwendung zur Erschlieſsung der ur-arischen Fauna nicht zulässig sein.

Schafwolle verwandt; doch hat in der Regel, soweit wir sehen können, die Schafwolle seit den ältesten Zeiten wenn nicht allein geherrscht so doch weitaus das Uebergewicht gehabt, und so liegt es, insonderheit wenn wir die alte und ausgebreitete Benennung des Schafes berücksichtigen, näher, für die Urzeit die Verwendung der Wolle des — domesticirten — Schafes anzusetzen. Auch die — seis natürliche seis zur Natur gewordene — sprüchwörtliche Geduld des Schafes könnte in die gleiche Richtung weisen: ist sie ursprünglich, so erschiene es leicht verständlich, dafs man früh dazu kam und dabei blieb, dem Thier die Wolle abzurupfen; ist jene Eigenschaft erst erworben, so würde sie für die Annahme ur-alter Zähmung des Schafes ins Gewicht fallen. Vergleichen wir das Schaf mit dem Rinde und der Ziege, so erscheint es hülfloser und des Schutzes, der Leitung in besonderem Mafse bedürftig; — u. A. könnte auch dies die Frage nahe legen, ob nicht vielleicht das Schaf unser ältestes Hausthier ist. Der Ansatz, dafs die Arier als Viehzüchter ihre ersten Proben am Rinde, am gewaltig furchtbaren (cf. z. B. RV. 5, 56, 3 f.) Stier, dem Bild unbändiger Kraft abgelegt haben sollten, würde wenigstens dem der, wie ich, in diese Dingen Laie ist, schwierig erscheinen. Auch scheint das Rind aufmerksamere Pflege zu fordern; vgl. dazu Wilhelm Geiger, Ostīrānische Kultur p. 362 u. 344 f., und oben p. 164. — Wie dem nun auch sei: soviel werden wir, wie ich glaube, der bisherigen Erörterung entnehmen dürfen, dafs das Schaf wahrscheinlich bereits in ur-arischer Zeit, und zwar lange vor der entscheidenden, vielleicht selbst schon vor der beginnenden Trennung domesticirt war und seine Wolle geduldig dem Arier hergegeben hat. — Wenn A. Fick, BB. 1, 333, lett. a i t a „Schaf“ („Schaf, Mutterschaf“ neben a w s = o v i s : Ulmann WB.) mit Recht zu

skr. êtâ stellt und dieses etwa die Hirschkuh (vielleicht das asiatische Wildschaf: Fick) bezeichnet (vgl. H. Zimmer, AiL. 82 f. 262, und das PW. und Grassmann WB. s. v.), so würde wohl spätere Uebertragung des Wortes auf den Begriff des zahmen Schafes anzunehmen sein [vgl. dazu skr. êtaça (cf. auch Zimmer 231) : êta].

90. Aufser dem Rinde und Schafe mag IV. der Hund, dessen alt-arischer Name von Indien bis nach Irland reicht (Curtius [5] 159. Fick I [3] 59 f. Kluge [4] s. Hund; vgl. Zimmer 233. Buchholz Realien I, 2, p. 191 ff. W. Geiger 368 ff. Victor Hehn [4] 14. 261 f. 374.), zu den ur-arischen Hausthieren gehören; doch läfst sichs aus der Sprache nicht erweisen.

Auch der Name V. des Rosses (açva-equus) geht vom äufsersten Osten bis zum äufsersten Westen des alt-arischen Gebietes. Nach Victor Hehn [4] 18 ff. war es in der arischen Urzeit bekannt, doch nicht gezähmt; zum alten Namen des Rosses vgl. skr. âçu - gr. ὠκύς „schnell" cf. Fick I [3] 5 f., und unser „Renner", skr. atya.

VI. Das Schwein erscheint im Veda und Avesta (vgl. Zimmer 81 f., cf. o. p. 30. W. Geiger 157 f.) ungezähmt; der westarische Name des zahmen Schweines, sûs (Curtius [5] 381 f. Kluge [4] s. Sau, Schwein), wird ursprünglich die Bezeichnung des Wildschweines gewesen sein (vgl. dazu Buchholz, Hom. Real. I, 2, p. 185 ff.). —

Ueber Esel und Maulthier vgl. Victor Hehn [4] 107 ff. 475 f. Zimmer 232 f. W. Geiger 361 f. cf. o. p. 40 f. 86 ff.

Als Haus- resp. Herdenthiere der arischen „Urzeit" werden wir also mit grofser Wahrscheinlichkeit das Rind und das Schaf ansetzen dürfen, deren Zähmung vielleicht selbst in die Zeit vor der beginnenden Trennung

hinein reicht; — früh mag auch der Hund die arischen Nomaden begleitet haben. Die ur-arische Zähmung des Rosses, der Ziege, des Schweines hat sich bisher nicht wahrscheinlich machen lassen.

91. Wenden wir uns jetzt zu den Aufstellungen Dr. Schraders, der zum „ältesten Bestand der indog. Hausthiere nicht mehr und nicht weniger[1]) als Rind, Schaf und Ziege“ rechnet, „zu denen wir noch unbedenklich das älteste menschliche Hausthier den Hund (skr. çván, zend. spâ, griech. κύων, lat. canis, ir. cú, germ. hun-d, lit. szů) als Wächter der Herden stellen“ dürften, *p. 348 u.*

Ueber das Schaf und die Ziege heifst es, *p. 342 uf.*:

„Unter dem Kleinvieh waren ohne Zweifel Schafe und Ziegen *der Urzeit bekannt, von denen letztere mehr in den gebirgigen Teilen der Urheimat *gepflegt werden mochten. Die *Bekanntschaft der Urzeit mit diesen beiden Tieren beweist erstens ihre übereinstimmende Benennung in zahlreichen indog. Sprachen (vgl. skrt. ávi, griech. ὄϊς, lat. ovis, ir. ói, ahd. auwi, lit. awìs, altsl. ovĭca und skrt. ajá, arm. ayts, griech. αἴξ, lit. ożỹs, vielleicht auch zend. iza in izaêna = skrt. ajína, altsl. jazĭno „Fell“ (vgl. ferner oben *p. 178* [2]), zweitens aber ihre Domestication in allen ältesten Epochen der indog. Culturgeschichte, bei den Indern des Rigveda, bei den Iraniern des Avesta, bei den Griechen des Homer, bei den alten Römern etc.

Wenn die genannten drei Tiergattungen [scil. die beiden jüngst genannten und das Rind] somit unbedenklich zu dem *ältesten, nur

* im Druck von mir hervorgehoben. *v. B.*

[1]) „Kehren wir nunmehr zu dem ältesten Bestand der indog. Hausthiere zurück, so umfafste derselbe nicht mehr und nicht weniger (so) als Rind, Schaf und Ziege, zu denen wir noch unbedenklich stellen dürfen“. — Wenn Hrn. Dr. S. ein Lehrbuch für angehende Nomaden aus der ältesten Zeit arischer Viehzucht vorgelegen hätte, so würde er seiner Sache nicht sicherer sein können.

[2]) „skrt. mêshá = zend. maêsha: skrt. úraṇa = griech. ἀρήν für Widder, Schafbock; skrt. bukka = zend. bûza = agls. bucca(?): (griech. κάπρος „Eber“) lat. caper = ir. gabor = altn. hafr für Ziegenbock“.

irgend erreichbaren Bestand der Urzeit an Haustieren gerechnet werden dürfen, so ist hingegen den übrigen Vierfüſslern gegenüber, welche heut zu Tage die Ställe und Höfe des Landwirts bevölkern, berechtigter Zweifel am Platze", etc.

Die plötzliche Verwandlung der der Urzeit bekannten Thiere in sehr alte Hausthiere der Urzeit mag in das Gebiet der Hrn. Dr. S. eigenthümlichen zuverlässigen Methode gehören, vgl. z. B. oben p. 156 f. und 126; der Schluſs von der Domestication eines Thieres in den ältesten Zeiten arischer Ueberlieferung auf die Bekanntschaft der Urzeit mit diesem Thiere oder gar auf dessen ur-arische Domestication würde für Dr. Ss „indog. Urzeit!" II G. vgl. o. p. 162 zulässig sein. — Wenn wir das gezähmte Schaf für die arische Urzeit ansetzten, so war es neben anderen Erwägungen insonderheit auch das altarische Wort für Wolle, was uns zu diesem Ansatze bestimmte. Ueber die Wolle handelt Dr. S. erst im Zusammenhang mit der Besprechung des ur-arischen Webens *p. 401,* ferner Handelsgeschichte I 189 ff. Im letztgenannten Werke, p. 214 f., scheint er geneigt zu sein, auch die Verarbeitung des Ziegenhaares für die arische Urzeit in Anspruch zu nehmen; dort lesen wir :

„Da auf der einen Seite die Ziege bereits in indogermanischer Urzeit als Haustier die Indogermanen begleitete (skrt. ajá, armen. ayts, griech. αἴξ, lit. ożỹs Sprachvergl. und Urgesch. *p. 343*), auf der anderen Seite das Produkt des Filzens, wie wir schon sahen (vgl. oben p. 174) *wenigstens bei den europäischen Stämmen gemeinsam benannt ist (griech. πῖλος, lat. pilleus, ahd. filz — it. feltro, sp. fieltro, pr., fr. feutre —, altsl. plŭstĭ), so ist es *wohl denkbar, daſs *schon in der Urzeit neben Schafwolle auch Ziegenhare zur Herstellung filziger Stoffe verwendet wurden, wie *noch heute namentlich die arabischen Hirtenfrauen (so) aus diesem Material Zeltdecken etc. anfertigen. Einen Rest der Urzeit würde in dieser Beziehung das Altiranische erhalten haben, wo izaêna: *iza = aja (vastrem izaênem) wahrscheinlich Kleider

* im Druck von mir hervorgehoben. *v. B.*

aus Ziegenharen bedeutet. Für diese von W. Geiger Ostiran. Kultur p. 390 vertretene Ansicht spricht, dafs die *Pamirdialekte (so) iǧîn = izaêna bewahrt haben, welches geradezu Filz bedeutet (vgl. Tomaschek Pamird. 74)“.

Alle Achtung! Da die alten Römer auf der einen Seite bereits das Eisen bearbeiteten, auf der andern Seite Wege zu bauen verstanden, so ist es wohl denkbar, dafs schon zur Zeit der Republik die Römer auf der Eisenbahn gefahren sind, wie noch heute namentlich die Amerikaner thun. Einen Rest der altrömischen Zeit würde in dieser Beziehung das Französische erhalten haben — und das Italienische nicht minder, — — — ja und die Römer haben es wirklich und wahrhaftig verstanden das Eisen zu bearbeiten und Kunststrafsen zu bauen, und die Franzosen und Italiener haben ganz bestimmt Eisenbahnen, vgl. chemin de fer ital. ferrovia, — während die ur-arische Zähmung der Ziege nicht erwiesen [1]), die „Herstellung filziger Stoffe“ in der Urzeit ein freilich recht wahrscheinlicher, aber nicht direct zu erweisender Ansatz (vgl. Victor Hehn [4] 15. cf. 460, und o. p. 169) und, der Pamirdialekte zu geschweigen, av. izaêna = „aus Ziegenhaar“ unsicher ist. Die Art der Begründung wäre in beiden Fällen ganz analog, und der Ansatz altrömischer Eisenbahn (oder vorsichtiger: altrömischer Trambahn, obwohl der Dampf den Römern ja nicht unbekannt war) würde selbst für den besser begründeten gelten dürfen, wenn wir nicht wüfsten dafs sie nicht bestanden hat,

[1]) Vgl. bei Dr. S. *p. 189* : „.... kann man auch häufig darüber rechten, welches die für die Ursprache anzusetzende Sprachform sei, ja, läfst sich dies bei gewissen Gleichungen wie etwa griech. αἴξ St. αἰγ- : skrt. ajá- „Ziege“, „Bock“ oder griech. χήν, skrt. haṅsá-s, lat. anser etc. vielleicht nie ermitteln, so kann dies doch unmöglich den Kulturhistoriker von der Annahme abschrecken, dafs in der indog. Ursprache Wörter für das Herz, die Nacht, die Wagenachse, den Hund, für ein ziegen- und für ein gansartiges (so) Thier (vgl. Cap. VI) vorhanden waren“; — und Cap. VI, *p. 199 f.*

während wir vom ur-arischen Filz aus Ziegenhaar eben nichts wissen, die kulturgeschichtliche Gesammtlage aber den Ansatz solches Filzes nicht undenkbar erscheinen liefse. Der Faden solcher „Denkbarkeiten“ könnte ins Unendliche hinein weiter gesponnen werden. Liebhabern würde ich z. B. den ebenfalls „wohl denkbaren“ und entsprechend unbegründeten Ansatz empfehlen, dafs die Urarier das rechte Knie (vgl. skr. dakshiṇa, av. daṣhina, gr. *δεξιός*, lat. dexter, got. taíhsva, asl. desĭnŭ, lit. dešinė, air. dess : Curtius [5] 235 und skr. jânu — man erlasse mir das Abschreiben der ganzen „Gleichung“, sie steht bei Curtius [5] auf p. 179 f. und ist auch sonst nicht selten) roth (skr. rudhira etc., Curtius [5] 252), die linke Schulter gelb (vgl. skr. aṃsa etc. und skr. harita etc. bei Curtius [5] 339 und 202) anzustreichen pflegten. Doch dürfen wir die luftigen Regionen der „Denkbarkeiten“ dieser Art getrost Berufeneren überlassen. — av. izaêna = „aus Ziegenhaar“ ist nicht sicher. Wilhelm Geiger, Ostīrānische Kultur 390 und A. 7, vgl. 224 A. 5, ist geneigt, vastra izaêna, neben vastra ubdaêna „gewobene Gewänder“, mit „Kleider aus Ziegenhaaren“ (nicht „aus Fellen“) wiederzugeben; — ohne Noth, wie mir scheint, wenn auch grade auf iranischem Gebiet das Ziegenhaar neben der Schafwolle eine bedeutendere Rolle als wohl sonst spielt, vgl. Fr. Spiegel, Erânische Alterthumskunde I p. 261. J. E. Polak, Persien 2, 98 bei Geiger p. 363 A. 5. Justi s. v. übersetzt izaêna mit „aus Thierfellen gemacht“, Karl Geldner KZ. 25, 572 f. vastrem ubdaênem vâ izaênem vâ, vd. 8, 23—25, mit „ein gewirktes oder ledernes Kleidungsstück“. Und sollte av. izaêna thatsächlich „aus Ziegenhaar“ bedeuten, so würden skr. ajina „Fell“ vgl. das PW. s. v., asl. azĭno „Fell“ vgl. Fick I [3] 8. Miklosich

WB. s. v. (: skr. aja) die Vermuthung nahe legen, daſs wenn izaêna (: gr. αἴξ; vgl. Od. § 50, Buchholz I, 2, p. 164) in die Urzeit zurückreicht, die Bedeutung des avestischen Wortes „aus Ziegenhaar“ die ältere Bedeutung „aus Fell“ verdrängt habe.

Da Dr. S. auf Grund der Gleichungen ovis und skr. aja - gr. αἴξ, iran. bûza - nhd. Bock etc. vgl. o. p. 172 f., in Verbindung mit der Domestication des Schafes und der Ziege in den ältesten Zeiten arischer Ueberlieferung, nicht allein die Bekanntschaft der Urzeit mit diesen Thieren für bewiesen hält, sondern sie „unbedenklich zu dem ältesten, nur irgend erreichbaren Bestand der Urzeit an Hausthieren“ rechnen zu dürfen glaubt; so wird es dem aufmerksamen Leser, wenn er mit Dr. Ss Methode nicht genügend vertraut ist, auffallen daſs derselbe Culturforscher, obwohl der Name açva : equus vom äuſsersten Osten bis zum äuſsersten Westen des altarischen Gebietes hin reicht und die älteste arische Ueberlieferung auch das Roſs als Hausthier kennt, — daſs dieser Culturforscher gleichwohl „mit“ Victor Hehn „der Ansicht“ ist, „daſs das Pferd in der indog. Urzeit noch nicht gezähmt sein konnte (so)“, *344 M.* Dr. S. ist hier eben zunächst im Wesentlichen, und wenn wir insonderheit von der Energie seiner Formulirung absehen, der Ansicht des „genannten Gelehrten“, l. c.; vgl. ferner u. p. 178. — „*Kann aber somit das Pferd in der Urzeit weder zum Reiten noch zum Ziehen verwendet worden sein, so *könnte man doch daran *denken, daſs dasselbe *schon damals, wie es *bei den turko-tatarischen Stämmen noch heute der Fall ist, in halbwilden Herden weniger zu Dienstleistungen als zur Nah-

* von mir im Druck hervorgehoben.

rung des Menschen, wegen seines Fleisches und seiner Milch gehalten wurde, und *ich gestehe, daſs sich diese *Möglichkeit nicht bestreiten läſst", *p. 345 M.* Warum sollte man in der That nicht daran denken können? Es würde sich nur fragen, was dafür und was dagegen spricht.

Auf das II. Cap. des IV. Abschnittes ist mit der gewohnten Sorgfalt „Handelsgeschichte" I 22 verwiesen. Die gleiche Sorgfalt erfreut uns auf p. 16 der „Thier- und Pflanzengeographie" desselben Autors. Hier betont Dr. S. wie schon auf *p. 348 uf.* seiner „Sprachvergleichung" die „merkwürdige" Uebereinstimmung die seine arische Urzeit auch (vgl. *336,* o. p. 144 f. 147 ff. 160 f.) auf dem Gebiete der Viehzucht mit den ältesten Schweizer Pfahlbauten verbindet: denn „nach den Rütimeyer'schen Beobachtungen sind es . . auch grade diese vier und nur diese vier Arten, nämlich Rind, Schaf, Ziege, Hund" [1]), die „schon in den ältesten Zeiten der Schweizer Pfahlbauten als in die Zucht des Menschen übergegangen betrachtet werden müssen, ein Punkt, der *ebenso (so) für das uralte Vorhandensein dieser Hausthiere in Europa als für die jahrtausendelange Anſsessigkeit unserer Vorfahren in unserem *Welttheil (so) spricht", Thier- und Pflanzengeogr., l. c. „Etwas später kommt dazu das [zahme] Schwein Das Pferd, wenn auch bekannt, ist doch nicht Gegenstand der Pflege", *p. 349 o.* nach Rütimeyer. Und weiter: „So haben sich uns auf dem Gebiete der Viehzucht wichtige und in die Augen springende Analogien zwischen der ältesten linguistisch-historisch erschlieſsbaren

* von mir im Druck hervorgehoben.

[1]) vgl. oben p. 172 und Anm. 1. *v. B.*

Civilisation der Indogermanen und der in den ältesten Schweizer Pfahlbauten vorliegenden Kulturstufe ergeben“, etc. — Erwägen wir : einmal die von Dr. S. energisch betonte merkwürdige Uebereinstimmung des ur-arischen Viehstandes mit dem der ältesten Schweizer Pfahlbauten, andrerseits, dafs die betonte Uebereinstimmung ohne den in Dr. Ss Begründung willkürlich ja widerspruchsvoll (vgl. o. p. 176) erscheinenden Ansatz, die Urzeit habe als Hausthiere Ziege (und Schaf), nicht aber das Pferd gekannt, sehr viel weniger frappant sein würde; so liegt von vornherein die Vermuthung nahe, dafs dieser Ansatz und jene Uebereinstimmung vielmehr die unwillkürliche Folge einer Frage sind, die es sich nach Dr. S. *p. 336* vgl. o. p. 148 wohl aufzuwerfen lohnt, der Frage „ob nicht, wie wir . . in negativer Beziehung eine wichtige Uebereinstimmung zwischen jenen zwei primitiven Kulturen (der vorgeschichtlichen Civilisation der Indogermanen und der ältesten Kultur der Pfahlbauten) festgestellt haben, sich auch positive Berührungen derselben ermitteln lassen“, — ein „Gegenstand“, der „uns nicht am Wenigsten auf den folgenden Blättern beschäftigen“ sollte; — vgl. darüber unten bes. das 13. Capitel dieser Untersuchung.

92. Die übrigen Gegenstände der Betrachtung Dr. Ss im II. Capitel des IV. Abschnittes seiner „Sprachvergleichung“ sind, soweit sie in diesem Zusammenhang von Interesse sein würden, überwiegend nach Victor Hehn behandelt. Doch knüpft Dr. S. an seine Besprechung des Esels und Kamels — *p. 346 ff.*, Thier- und Pflanzengeographie 16 ff.; vgl. Handelsgeschichte I 24 ff. — eine Bemerkung über die „Urheimath“, die wir nicht wohl einfach werden bei Seite lassen können; und da sehen wir

sie uns lieber gleich an. — „Sprachvergleichung“ *p. 347 u.* lesen wir :

„Wenn aber endlich die centralasiatischen Sandsteppen, im besondern aber die aralo-kaspischen Ebenen, mit Recht als das ursprüngliche Verbreitungsgebiet des *Esels angesehen werden (vgl. W. Geiger Ostiran. Cultur p. 362), so mufs, die centralasiatische Herkunft der *Indogermanen vorausgesetzt, die *ursprüngliche Unbekanntschaft (so) dieser Stämme mit dem Esel überaus verwunderlich erscheinen, was ich für die Anhänger der *europäischen Hypothese bemerke.“

Ferner, *p. 348 o.* :

„Von grofser Bedeutung für die Bestimmung der geographischen Lage der indog. Urheimat wäre die Frage, ob den Indogermanen vor ihrer Trennung das Kamel bereits bekannt war. Ich kann nur sagen, dafs *keine Spur darauf hindeutet“.

Ausführlicher in desselben Autors „Thier- und Pflanzengeographie“, l. c. :

„Aber das Vorhandensein des *Pferdes in der urindogermanischen 17] Fauna ist noch in einer anderen Beziehung bemerkenswerth. Da nämlich *der erste Ausgangspunkt des Pferdes gewöhnlich in die Sandsteppen und Weideflächen Centralasiens verlegt wird, so könnte man diesen Umstand gegen die, auch von uns als gröfsere Wahrscheinlichkeit vertretene Ansicht von der europäischen Herkunft der Indogermanen (Sprachvergleichung und Urgeschichte S. 442 — 454) in die Wagschale werfen. *Allein nach der Meinung *vorurtheilsfreier Naturforscher mufs das *einstmalige Verbreitungsgebiet des Pferdes ein aufserordentlich weites gewesen sein. Nach Schmarda (Die geographische Verbreitung der Thiere S. 405) hätten die *ursprünglichen Wohnplätze des Pferdes das Thal des Oxus, das nördliche Asien, Chorassan „und *wahrscheinlich ganz Europa“ umfafst. Der Tarpan, welcher noch heute in völliger Wildheit die Gegenden zwischen dem Aralsee und den südlichen Hochgebirgen Asiens durchschweift, *soll noch vor hundert Jahren im europäischen Rufsland anzutreffen gewesen sein (Brehm, Thierleben II, S. 335), und *schwerlich sind die zahlreichen geschichtlichen Nachrichten über wilde Pferde in *allen Theilen Europas *sämmtlich mit V. Hehn (Kulturpflanzen und Hausthiere, S. 23 f.) auf Durchgänger, sogenannte Muzins, zu beziehen. Dafs aber die *ursprünglichen Wohnsitze der Indogermanen eher an der westlichen Grenze als in der Mitte oder im Osten

* im Druck von mir hervorgehoben. *v. B.*

dieses Verbreitungsgebietes des Pferdes zu suchen seien, dafür spricht mir neben anderen Gründen auch der Umstand, dafs, *nach allem, was wir wissen, der Fauna der ältesten Indogermanen zwei Thiere, das Kamel und der Esel, sowohl in gezähmtem als ungezähmtem Zustand fehlten, die, Centralasien als Urheimat der Indogermanen vorausgesetzt, füglich in derselben hätten bekannt sein müssen, wie sie thatsächlich in der Urzeit derjenigen Völkerstämme, deren Ursprünge mit Sicherheit in Asien zu suchen sind, der Semiten (ursem. gamalu „Kamel, Dromedar" 18] und atânu, ḥimâru „Esel"; vgl. unten Anm. 3), wie der Turko-Tataren vorhanden waren. So erklärt es sich auch, warum diejenigen Indogermanen, deren Weg östlich, nach Asien führte, die Iranier und Inder, mit beiden Thieren Bekanntschaft machten, während sie beispielsweise an der inzwischen in Europa sich verbreitenden Zucht des Schweines nicht mehr Theil nahmen", etc.

In präciserer Fassung würde das Raisonnement, das diesen Sätzen zu Grunde liegt, so lauten: Für Esel und Kamel haben die arischen Sprachen keine Worte, die in die Urzeit weisen; also waren beide Thiere — „nach Allem, was wir wissen": Thier- und Pflanzengeographie p. 17 u. — der arischen Urzeit fremd. Das ursprüngliche Verbreitungsgebiet des Esels und Kamels war Centralasien resp. Turkistan; sind die Arier von dort ausgegangen, so müfste ihre „ursprüngliche Unbekanntschaft" mit jenen Thieren — die der ur-arischen Fauna sowohl in gezähmtem als in ungezähmtem Zustande gefehlt haben: Thier- und Pfl., l. c. — zum Mindesten (cf. l. c.) „überaus verwunderlich erscheinen" *(p. 347 u.)*, — ein „Grund" mehr, die Urheimath nicht in Asien sondern in Europa zu suchen (Thier- und Pfl., l. c.).

Gesetzt, die Arier wären von Centralasien resp. Turkistan, der Heimath des Kamels und Esels, ausgegangen, so hätten ihre Beziehungen zu diesen Thieren dreifacher Art sein können: erstens, die Arier kannten

* im Druck von mir hervorgehoben. *v. B.*

Esel und Kamel nur in ungezähmtem Zustande; zweitens, sie kannten sie auch als Hausthiere benachbarter Völkerschaften; und drittens, sie selbst waren im Besitz gezähmter Kamele und Esel. Im ersten Falle würden diejenigen Arier, die sich nach Westen hin ausdehnten, nachdem sie einige Generationen hindurch ohne engere Verbindung mit östlichen Völkern und besonders östlichen Stammesgenossen jenseits der Grenze des natürlichen Verbreitungsgebietes dieser Thiere gewohnt hätten, deren Namen und Begriff doch wohl verloren haben, — sofern nicht etwa der Name eine andere Bedeutung erhielt : — denn der Unterricht auch nur in der beschreibenden Naturkunde scheint in jenen Zeiten noch sehr unvollkommen gewesen zu sein und mag sich im Wesentlichen auf Excursionen mit „practischen" Uebungen in der Kenntnifs und Behandlung der heimischen Fauna — was wir heute etwa Jagd, Einfangen jungen Viehes, Herdenraub etc. nennen würden — beschränkt haben; Menagerien und zoologische Gärten sind nach Allem, was wir wissen, der arischen Urzeit fremd gewesen. Im zweiten Fall hätte es den europäischen Ariern wohl ähnlich ergehen müssen. Sollten also die Ur-arier einst in Centralasien oder Turkistan das Kamel und den Esel seis in ungezähmtem Zustande seis als Hausthiere benachbarter Völkerschaften gekannt haben, so würde für den heutigen Forscher der Stand der Dinge aller Wahrscheinlichkeit nach — und wenn wir von ganz seltenen Zufälligkeiten absehen — genau derselbe sein, wie wenn den Urariern beide Thiere durchaus fremd gewesen wären. — Aber auch im dritten Fall stünde es nicht viel anders. Die drei südlichen Halbinseln Europas, vielleicht mit Ausnahme der griechischen, sind, soweit wir sehen können, erst verhältnifsmäfsig spät von arischen Völkerschaften

besetzt worden; auch der südwestliche Theil des Festlandes scheint nicht alter arischer Boden zu sein. Wir werden uns somit die westarischen Stämme in früher Zeit besonders über Mittel- und Osteuropa hin verbreitet denken müssen; und sehen wir uns heute, wo Esel und Kamel europäischen Ariern schon seit ein paar Jahrtausenden bekannt sind, auf diesem Gebiete um, — ich denke, als Hausthiere und in alltäglicher Verwendung wird man hier nicht gar viele dieser Thiere finden. Beiden — dem einen weniger, dem andern mehr — ist unser Klima entgegen; die einwanderndén Nomaden wären schwerlich im Stande gewesen, ihnen die nöthige Pflege zu Theil werden zu lassen, — und wenn sies gekonnt hätten, würde es mehr als zweifelhaft sein, ob ihnen der Nutzen dieser Thiere in den neuen Wohnsitzen bedeutend genug erschienen wäre, um sich mit den empfindlichen Thieren all die Last zu machen: um deren schöner Augen oder Ohren willen hätten sies doch wohl kaum gethan; — vgl. über den Esel: Victor Hehn [4] besonders 475, und oben p. 171. — Wenn sich aber die bisher bekannten Daten der Sprach- und Kulturgeschichte ebensowohl bei dem Ansatz, dafs die Ur-arier in Centralasien oder Turkistan den Esel und das Kamel als Hausthiere besessen hätten, als bei jenem, dafs ihnen diese Thiere überhaupt nicht bekannt gewesen wären, verstehen lassen; so ist Dr. Ss Vertrauen auf den „Umstand, dafs nach Allem, was wir wissen, der Fauna der ältesten Indogermanen zwei Thiere, das Kamel und der Esel, sowohl in gezähmtem als ungezähmtem Zustand fehlten, die, Centralasien als Urheimath der Indogermanen vorausgesetzt, füglich in derselben hätten bekannt sein müssen“, — so ist Dr. Ss Vertrauen auf diesen Umstand und die Unbedenklichkeit, mit der er darauf weiter baut, ein wenig befremdlich. —

Nicht recht verständlich ist der Zweck, den Dr. S. mit den Mittheilungen im ersten Theil des citirten Abschnittes seiner „Thier- und Pflanzengeographie“ verbindet. Was sich der Uebereinstimmung von skr. açva mit lat. equus etc. für die Kenntnifs der Urzeit entnehmen läfst — ob und inwiefern sie etwa einen Schlufs auf die Lage der „Urheimath“ gestatten würde —, dies und Aehnliches zu erwägen wäre gewifs verdienstlich; mit einer solchen Gleichung ohne Weiteres nach Europa oder Asien hin agiren ist aber, bei der Complicirtheit dieser Probleme, wenig rathsam. Ganz unvermittelt kommt die Confidence, dafs Dr. S. — wenn ich ihn recht verstehe — die Naturforscher Schmarda und Brehm für vorurtheilsfrei hält. Es gilt sonst für üblich, die Vorurtheilslosigkeit eines Gelehrten als selbstverständlich zu betrachten, solange er nicht Grund zum Zweifel oder zur entgegengesetzten Annahme giebt. Ob irgend Jemand einen Zweifel an der wissenschaftlichen Vorurtheilslosigkeit der von Dr. S. erwähnten namhaften Zoologen geäufsert oder gar zu begründen versucht hat und Dr. S. es in Folge dessen, seis in der Eigenschaft einer zoologischen Autorität seis auf Grund persönlicher Bekanntschaft mit den beiden Gelehrten, für seine Pflicht gehalten hat, ihre Vorurtheilslosigkeit dem weiteren Publicum gegenüber zu bezeugen, — oder wie die Sache sonst zusammenhängen mag, ist mir unbekannt, und in derselben Lage wird sich aller Wahrscheinlichkeit nach die weitaus überwiegende Mehrheit der Leser jenes Schriftchens befinden; die Mittheilung dürfte also wenigstens hier nicht an der richtigen Stelle sein. Oder stehen die vorurtheilsfreien Naturforscher dem tief in Vorurtheil versunkenen Kulturhistoriker Victor Hehn gegenüber? Soll das „vorurtheilsfrei“ überhaupt etwas besagen, so kann es nur entweder den Zweck haben, durch das

autoritative Urtheil des Zoologen Dr. O. Schrader die Naturforscher Schmarda und Brehm zu entlasten, oder durch das autoritative Urtheil des Kulturforschers Dr. O. Schrader den Kulturhistoriker Victor Hehn zu belasten; — wenn Dr. S. damit nicht etwa auf Grund sorgfältiger und sachkundiger Prüfung diese beiden Naturforscher gleichsam als weiſse Raben aus der groſsen Menge der Naturforscher, die er recht schwarz erfunden hätte, herausheben will. — Wie dem nun auch sei: Dr. S. citirt Schmardas Äuſserung in verkürzter Fassung, wodurch — wenn mich meine Unkenntniſs auf zoologischem Gebiet nicht irre führt — ihr Sinn verschoben erscheint. Schmarda schreibt, p. 404 f.:

„Das Vaterland des zahmen Pferdes nimmt Hr. Obr. Smith, in seiner Nat. Hist. of Horses, in Hoch-Asien, etwa unterm 40. Breitegrade, an, der Ebene, aus welcher reitende und karrenführende Nomaden unaufhörlich hervorkommen und offenbar schon vor unserer historischen Zeitrechnung vorgedrungen sind, so daſs (von Central-Asien nördlich, westlich und südlich, Bactrien eingeschlossen), das Thal des Oxus, das nördliche Asien, Chorassan und wahrscheinlich ganz Europa, die groſsen ursprünglichen Wohnplätze des Pferdes abgaben."

Vgl. p. 238:

„Wilde Pferde und Esel kommen während des Sommers bis gegen den Kaspi-See, obwohl ihre eigentliche Heimath das mittelasiatische Hochland ist."

Ferner läſst sich auf den von Dr. S. genannten Seiten der „Kulturpflanzen" [3] 23 ff. ([4] 21 ff.) keine Äuſserung Victor Hehns entdecken, die der ihm hier zugeschriebenen Ansicht, „die zahlreichen geschichtlichen Nachrichten über wilde Pferde in allen Theilen Europas" seien „sämmtlich auf Durchgänger, sogenannte Muzins, zu beziehen", genau entsprechen würde; Victor Hehn erörtert dort vor Allem die Frage, ob die historisch bezeugten „wilden" Pferde der mitteleuropäischen Waldregion als wild oder als verwildert zu betrachten seien, und kommt zum Ergebniſs, daſs das Waldgebiet Mittel-

europas wahrscheinlich nicht zum natürlichen Verbreitungsgebiet des Pferdes gehört habe und es sich hier wohl um verwilderte Pferde handle, — die Durchführung und Begründung würde durch den Versuch eines Referates nur ihren eigenthümlichen Reiz verlieren. — Vor Allem könnte aber der von Dr. S. betonte Ausspruch Schmardas, der, zwanzig Jahre vor dem Erscheinen des Aufsatzes Victor Hehns gethan, dessen Darlegung ja gar nicht berücksichtigt haben kann, — auch wenn Dr. S. ihn richtig auffaſst — die Erörterung Victor Hehns natürlich nur unter der Voraussetzung widerlegen daſs Schmardas Äuſserungen abschlieſsend oder Victor Hehns Erörterungen erfahrungsmäſsig so beschaffen wären, daſs sie keine Beachtung verdienten. Wenn der Tarpan nach Brehm (dessen „Thierleben" mir hier nicht zugänglich ist) „noch vor hundert Jahren im europäischen Ruſsland anzutreffen gewesen sein soll", so würde diese Angabe in der vorliegenden Form, auch vom „soll" abgesehen, der Darlegung Victor Hehns nicht einmal widersprechen, und sie jedenfalls nur unter einer ähnlichen wie der jüngst erwähnten Voraussetzung widerlegen können. Es bleibt das „schwerlich", wie ich nicht bezweifle, tiefer Bedeutung voll, das allem Anscheine nach auf der Autorität des Culturforschers und Zoologen Dr. O. Schrader ruht; — ruhe es sanft!

12. Capitel.

Kulturpflanzen und Bodenbestellung.

Dr. Schrader, Sprachvergleichung : III. Capitel „Ackerbau", *p. 354.*

Vgl. Victor Hehn[4], besonders p. 54 ff. 97 ff. und die 17. u. 18. „Anmerkung", p. 451. 458. August Fick, Spracheinheit p. 280. 288 ff.

93. Nachdem Dr. Schrader auf Grund einer kurzen Erörterung zum Ergebniſs gelangt ist, es könne „keinem Zweifel unterliegen, daſs *die Indogermanen bei ihrem Eintritt in die Geschichte noch nomadisirende Wandervölker waren“, — „zugleich“ gehe „aber auch aus der angeführten Ueberlieferung hervor, daſs die *Anfänge des Ackerbaus den Indogermanen *schon in vorgeschichtlichen Zeiten bekannt gewesen sein müssen, da sie mit denselben ausgerüstet, aus dem Dunkel der Urgeschichte hervortreten“, *p. 355 M.*; fährt er, *p. 356 o.*, fort :

„Fassen wir diesen historischen Anhaltepunkten gegenüber die sprachlichen Verhältnisse ins Auge, so ergiebt sich *bei näherer Betrachtung (so) in den terminis der *Ackerbausprache (so) zwischen den europäisch-indog. und asiatisch-indog. Sprachen *doch (so) eine gröſsere Übereinstimmung, *als man gewöhnlich annimmt (vgl. oben *p. 29. 45*).“

Mit den Worten „als man gewöhnlich annimmt“ thut Dr. S. in der wissenschaftlich eingehenden und bescheiden anmuthigen Weise, die diesen Culturforscher auszeichnet, u. A. auch die kritischen Erörterungen Victor Hehns („vgl. oben *p. 45*“) ein für alle Mal ab.

„Neben dem schon öfters erwähnten skrt. yáva, zend. yava [es folgt die „Gleichung“], deren ursprüngliche Bedeutung kaum zu ermitteln sein wird, da sie nicht einmal für den Veda (vgl. Zimmer Altind. Leben p. 238) und für Homer — *ζεά* dient hier neben *ὄλυρα* als Pferdefutter — feststeht, dürfen *mit mehr oder weniger (so) Recht noch folgende Gleichungen hierhergestellt werden.“

Eine Methode, die es ihrem Inhaber selbst auf so unsicherem Boden gestattet, seiner Construction „mehr oder weniger“ sichere Gleichungen zu Grunde zu legen und auf solchem Fundament unbesorgt zu bauen, muſs in der That von nicht gewöhnlicher „Zuverlässigkeit“ (vgl. o. p. 126. 146 ff.) sein. — Daſs die Uebereinstimmung von skr. yava

* im Druck von mir hervorgehoben. *v. B.*

mit gr. ζειά, ζείδωρος (cf. Jakob Wackernagel, KZ. 25, 278) ἄρουρα etc., vgl. skr. yavasa, nicht mehr beweist, als dafs zur Zeit, wo die Inder, Griechen etc. noch ungeschieden waren, „irgend eine Grasart, vielleicht mit efsbarem Korn in der Aehre, mit diesem Namen bezeichnet wurde", hat Victor Hehn [4] 54 u. (vgl. auch Zimmer, AiL. 235. 239) gezeigt. Von den bei Dr. S. jetzt folgenden „terminis der Ackerbausprache" werden wir die in Klammern stehenden und mit einem Fragezeichen versehenen Gleichungen — die doch wohl in erster Linie zu denjenigen gehören, welche Dr. S. seinem eigenen Urtheil nach „mit weniger Recht hierhergestellt" hat — von vornherein ausscheiden dürfen[1]). Ueber ἄρουρα-urvarâ, εὐλάκα-vṛka, τέλσον-karshû s. oben p. 120 ff. Zu gr. λαῖον - skr. lavi (lavaka, lavâṇaka), cf. Sophus Bugge KZ. 20, 10. Fick I [3] 197, darf ich nach der wiederholten Erörterung ähnlicher Verhältnisse auf das PW. s. vv. verweisen (vgl. auch Fick, Spracheinheit 280). Die Gleichung Korn (vgl. jetzt auch Miklosich WB. s. zerno. Kluge WB.[4] s. Korn, Kern. Brugmann, Grundrifs I p. 242 M. 307 o.) — deren Verwendung zur Erschliefsung der Urzeit schon deshalb, weil den westarischen Worten auf ostarischer Seite nur ein spätiranisches Wort gegenübersteht, bedenklich erscheinen würde — sagt über einen ur-arischen Ackerbau nichts aus, da es auf der Welt auch andere Körner als Getreidekörner giebt und, sobald der Getreidebau im Volksleben eine gröfsere Rolle spielt, ein Wort mit der allgemeinen Bedeutung „Korn"

[1]) Wenn die griechischen und lateinischen Wörter der Gleichung σεμίδαλις — Johannes Schmidt, Verwantschaftsverhältnisse p. 55, stellt (nach Fick, vgl. II [3] 256) nur ἰμαλιά Hesych - lat. simila zusammen — zu einander gehören, so würden sie wenigstens zum Theil entlehnt sein. Ihr Verhältnifs zu skr. samitâ, cf. sâmita bei Suçruta, ist ebenso wie die Herkunft dieses Wortes dunkel; vgl. das PW. s. v. Christian Lassen, Indische Alterthumskunde I [2] p. 291 und A. 4.

leicht im Besonderen den Sinn des Getreidekornes als des Kornes κατ' ἐξ. erhalten wird. — Gröſseres Gewicht könnte dem ersten Blick die Gleichung skr. dhânâḥ „Getreidekörner" zu haben scheinen, dessen litauischer Reflex „Brot" bedeutet (vgl. dazu das PW. s. v. Zimmer, AiL. 239. 269). Das Wort spiegelt sich auch in iranischen Dialekten wieder (vgl. Tomaschek, Sitzungsber. d. philos.-hist. Classe d. Wiener Akad. 1880, Bd. 96, p. 794), und so lieſse sich zunächst an frühe Entlehnung des litauischen Wortes oder an die Uebertragung des Begriffes „Getreidekörner" auf ein ererbtes Wort allgemeineren Sinnes denken; doch fehlt das Wort, wie es scheint, dem Slavischen, — und überdies sind grade die iranischen Stämme Südost-Europas sehr lange Nomaden geblieben (vgl. dazu o. p. 107. 86 ff. und u. p. 208 f.). Gröſsere Beachtung würde die Möglichkeit verdienen, daſs die Urzeit mit dem Worte den allgemeinen Begriff „Korn" verbunden hätte und etwa beim Aufkommen oder bei sich steigernder Wichtigkeit des Ackerbaus die Bedeutung „Körner" hier und dort selbständig in die Bedeutung „Getreidekörner" übergegangen wäre; daraus würde sich dann weiter im Litauischen die, doch wohl jüngere, Bedeutung „Brot" entwickelt haben. Setzen wir aber gleich den günstigsten Fall und gehen vom Begriff „Getreidekörner" als der ur-arischen Bedeutung des Wortes — seiner Bedeutung vor der entscheidenden Trennung — aus; so wäre damit immer noch kein ur-arischer Kulturbegriff, keine ur-arische Ackerbaubezeichnung, etwa das Saatkorn oder das vom bestellten Acker geerntete Korn, gegeben : es könnte darin vielmehr ebensowohl dasjenige stecken, was wir oben p. 111 ff. ein „kulturgeschichtliches Halbfabrikat" genannt haben. Ich wüſste wenigstens nicht, was den Ansatz undenkbar oder was ihn von vornherein unwahr-

scheinlich machen würde, die Arier hätten das Korn wildwachsender Gräser längere Zeit gekannt und gelegentlich verwandt, ehe sie es lernten Korn zu bauen, — wie die Bekanntschaft mit Obstbäumen und ihrer Frucht ja auch nach Dr. S. (vgl. *p. 367 und Anm.* Thier- und Pflanzengeogr. p. 22 ff.) nicht ohne Weiteres den Schlufs auf Gartenbau und Obstzucht rechtfertigen würde.

94. Es bleibt die Gleichung Gerste, die manche Schwierigkeit macht, und keinesfalls so leichthin zur Erschliefsung eines ur-arischen Ackerbaus verwandt werden darf. Ein in die Tiefe dringender Versuch, die Form des griechischen Wortes zu deuten, kommt uns in neuester Zeit (vgl. KZ. 30, 352) von R. Thurneysen; er würde fürs Griechische auf die Grundform *ghr̥zdhâ gegenüber der deutschen Grundform *gherzdâ führen. Friedrich Kluge, WB⁴ (1889) s. v., ist geneigt die Annahme einer Verwandtschaft des griech. κριθή mit dem deutschen Gerste und lat. hordeum abzulehnen. Die Grundform der iranischen Wörter scheint nicht sicher zu sein: H. Hübschmann setzt sie, KZ. 23, 20 o. 24 m. cf. p. 88 (1875), vgl. H. Osthoff ebenda. Fritz Bechtel, Zeitschr. f. Deutsches Alterthum 21, 218 f. 228, mit *ghardh- an; in Paul und Braunes Beitr. 9, 150 (1883) theilt, nach einer Besprechung mit Prof. Hübschmann, F. Kluge mit dafs vielleicht auch die persischen Sprachen eine vorhistorische Form ghrzd-, auf die er das deutsche Gerste zurückgeführt hatte, zulassen; — s. über die Gleichung aufserdem Justi s. 2. yava. Fick I³ 582. Auch scheinen die iranischen Worte nicht ausschliefslich „Gerste" zu bedeuten. Hübschmann, Armenische Studien I, 1[1]), p. 24,

[1]) 1883; das Heft wird Hrn. Dr. Schrader vor Abschlufs seiner „Sprachvergleichung" kaum zugänglich gewesen sein.

N. 65 läfst der Zusammenstellung der iranischen Worte mit dem armenischen und den übrigen westarischen Worten ein Fragezeichen und die Bemerkung folgen : „Das lat. und das deutsche Wort gehen auf ein urspr. g h - r z d - zurück, zu dem die griech. arm. und iran. Wörter alle nicht recht stimmen.“ — Wir wollen aber einmal annehmen, dafs die iranischen Worte ausschliefslich „Gerste“ bedeuten oder der Begriff „Gerste“ ihren Bedeutungen zu Grunde liegen müsse, und dafs die Schwierigkeiten, die sich der Zurückführung der zu unsrer Gleichung gestellten Worte auf dieselbe Grundform entgegensetzen, gehoben wären, — und wollen die kulturgeschichtliche Beweiskraft dieser Gleichung für den Fall erwägen, dafs ihre Reflexe in den Einzelsprachen jedesmal „Gerste“ bedeuten und vom sprachwissenschaftlichen Gesichtspunkt aus deutlich auf dasselbe ur-arische Wort hinzuführen schienen. Aufser der Gleichung G e r s t e waren uns für die Urzeit geblieben : y a v a, irgend ein Gras, vielleicht mit efsbarem Korn in der Aehre, und d h â n â, besten Falls „Getreidekörner“. Irgend ein Ackergeräth hat sich nicht nachweisen lassen; von einem ur-arischen Ackerbau fehlt jede auch nur halbwegs sichere Spur, — alte Viehzucht ist, wie wir oben p. 171 f. 163 ff. sahen, wahrscheinlich. Unter diesen Umständen läge zunächst keinerlei Grund vor, der uns nöthigte die Gleichung G e r s t e auf ur-arischen A n b a u der Gerste zu beziehen; und an und für sich würde diese Gleichung auch im günstigsten Falle nicht m e h r aussagen als dafs die arischen Nomaden die Gerste etwa öfters wieder vorgefunden hätten oder dafs diese Grasart, aus den früheren Wohnplätzen von ihnen in die neuen Sitze verschleppt, auf dem fremden Boden leicht gediehen wäre (vgl. oben p. 112 f. und Anm. [1])). Die ältere Bezeichnung der Gerste

[1]) dazu auch Victor Hehn [4] 175. — Wenn unsere Gleichung, s.

auf ostarischem Gebiet ist yava, anfänglich vielleicht allgemein „Getreide" (vgl. das PW. s. v. Zimmer, AiL. 239. W. Geiger, Ostīrānische Kultur p. 151), in Indien früh „Gerste" vgl. auch sindhî ja-u „barley": Ernst Trumpp, Grammar of the Sindhi Language p. VII u., im Neupersischen (: jav) u. a. iranischen Dialekten „Gerste", im Ossetischen „Hirse", in Pamir-Dialekten „Mehl" : Justi s. 2. yava. H. Hübschmann, Etymologie und Lautlehre der Ossetischen Sprache p. 42. W. Tomaschek, Sitzungsber. d. philos.-hist. Classe d. Wiener Akad. 1880, Bd. 96, p. 795. Die Gleichung Gerste fehlt, soviel ich sehe, den östlichen Ariern Asiens, bei den Iraniern wären die ihr entsprechenden Worte spät überliefert. Unter diesen Umständen liegt der Verdacht nahe, dafs die iranischen Worte aus einer westarischen Sprache entlehnt sind, oder etwa unter deren Einflufs die Bedeutung „Gerste" erhalten hätten, — seis dafs sich mit der Verbreitung einer dem Osten bisher unbekannten Art dieser Frucht auch der westarische Gerstenname auf ostarisches Gebiet ausgedehnt seis dafs ein lebhafter Austausch und Verkehr zwischen Ost- und Westariern in diesem Falle die westarische Benennung nach Iran getragen haben würde : die überlieferten iranischen Worte gehören einer Zeit an, da zwischen iranischen und phrygisch-armenischen Stämmen schon seit Jahrhunderten enge Beziehungen bestanden hatten, — und den Reflex der Gleichung Gerste fänden wir auch im Armenischen, das die Uebertragung des westarischen Wortes oder Begriffes auf ostarisches Gebiet (vgl. dazu o. p. 109 f. 103 ff.) vermittelt haben würde. In umgekehrter Richtung

bei F. Kluge in Paul und Braunes Beitr. 9, 150, auf die Grundformen ghr-zd-, ghr-zdh- zurückgeht, so könnte auch an die zufällig gleichmäfsige Anlehnung des Begriffs „Gerste" an eine alte Bezeichnung „starrender" (harsh-horrere) Grasarten, vgl. Adalbert Kuhn in seiner Zeitschrift 11, 385 cf. Kluge WB.[4] s. v., gedacht werden.

mag auf ähnlichem Wege das Wort für R e i s gewandert sein: skr. v r î h i - gr. ὄρυζα etc.; vgl. dazu Victor Hehn[4] 406 ff. cf. 455 o. 449 u. H. Zimmer, AiL. 239. Curtius, Grundzüge[5] 575. Paul de Lagarde, Gesammelte Abhandlungen p. 279. H. Hübschmann, KZ. 23, 402 u.

Fassen wir zusammen. W e n n die Gleichung G e r s t e in sprachwissenschaftlicher Hinsicht durchaus klar und deutlich wäre, so würde sie kulturgeschichtlich besten Falles dahin gedeutet werden dürfen daſs die nomadisirenden Arier diese Gras- resp. (je nach der Auffassung) Getreideart in wildem Zustande andauernd gekannt oder doch nicht dauernd aus den Augen verloren — und das Korn ihrer Aehren gelegentlich vielleicht gegessen — haben; doch wäre auch die Möglichkeit zufällig gleichmäſsiger Anlehnung des Begriffs „Gerste" an die alte Benennung etwa eines „starrenden" Grases nicht ausgeschlossen. Die Gleichung ur-arisch G e r s t e stöſst aber allem Anscheine nach auf ernste Schwierigkeiten der Form. Aelter ist auf ostarischem Gebiet der Gerstenname y a v a, der bei Indern und Iraniern erscheint; die ostarischen Entsprechungen der Gleichung G e r s t e würden sich auf Iran beschränken und verhältniſsmäſsig spät überliefert sein, aus einer Zeit, da sich Iranier mit Westariern, insonderheit auch Armeniern schon lange eng berührt hatten. Alles dieses weckt den Verdacht einer Entlehnung des Wortes oder Uebertragung des Begriffes vom Westen nach Osten, die durch die Armenier, deren Sprache ein ähnliches Wort mit der Bedeutung G e r s t e kennt, vermittelt sein könnte. — Wie dem aber auch sei: soviel ist, wie ich glaube, deutlich, daſs bei der gegebenen Lage der Dinge auch die Gleichung G e r s t e über einen ur-arischen A c k e r b a u nichts aussagen kann. So ergeben auch diejenigen Gleichungen, welche Dr. S. „m i t m e h r R e c h t hierherstellen" zu

dürfen glaubt, „bei näherer Betrachtung in den terminis der Ackerbausprache zwischen den europäisch-indog. und asiatisch-indog. Sprachen doch" keine „gröfsere Uebereinstimmung, als man gewöhnlich annimmt", vgl. *p. 356* o. p. 186. —

95. Die kurze Besprechung einiger west-östlicher Uebereinstimmungen, die ich mir angemerkt habe, schliefse ich gleich an.

H. Hübschmann, Armen. Studien I, 1, p. 41, N. 186 giebt die Gleichung : armen. matš „Pflugsterz", neupers. âmâj „vomer", pârsî mâtk „Pflugsterz" (ZDMG. 36, 70), und bemerkt dazu : „Kann das armenische Wort entlehnt sein?" Ich möchte hinzufügen : oder könnten es vielleicht die iranischen Wörter sein? Zur Erschliefsung des urarischen Kulturstandes wäre die Gleichung aus den erörterten Gründen vorläufig keinesfalls, wahrscheinlich überhaupt nicht verwendbar. — Die Gleichung skr. matya [„1) Egge oder Walze. 2) Kolben (vielleicht mit Zähnen)" PW.] : lat. mateola etc., Sophus Bugge BB. 14, 57 f. müssen wir im Auge behalten; ihre kulturgeschichtliche Bedeutung wird sich freilich schwer feststellen lassen, ur-arischen Ackerbau dürfte sie kaum je erweisen können. — Von Interesse ist ferner die Gleichung skr. sasya („Saat auf dem Felde, Feldfrucht" PW. s. 1. sasya; cf. sasa „Kraut, Gras; Saatfeld") : av. hahya, vgl. H. Zimmer, AiL. 235. Justi s. v. Ph. Fortunatov fragt BB. 7, 88 f., ob das armen. haths „Brot" vielleicht zu sasya-hahya gehöre; eine bejahende Antwort würde die weitere Frage nahe legen, ob das armenische Wort dem Iranischen entlehnt sein könne oder, wenn das armen. ths mit Fortunatov direct auf sy zurückzuführen ist, ob die Bedeutung des armenischen Wortes vielleicht iranisch beeinflufst wäre; — vgl. zu einem Ansatz haths

„Brot“ : sasya, sasa im Uebrigen die Gleichungen lit. dûna „Brot“ : skr. dhânâḥ „Getreidekörner“ o. p. 188 f., und yava : yavasa o. p. 186f. cf. 120 f. sa-s-ya könnte seinem Lautbestande nach zu demjenigen Bedeutungselement gehören, das in den meisten westarischen Sprachen den Begriff des „Säens“ ausdrückt, W. sê : H. Hübschmann, Das Indogermanische Vocalsystem p. 75 f. F. Kluge, WB.[4] s. v., — eine Vermuthung, die bereits August Fick, WB.[3] I 789, ausgesprochen hat. Die Wurzel hat aber im Griechischen und Sanskrit (vgl. gr. ἵημι und das PW. s. 2. si; dazu Leo Meyer, BB. 1, 310 f. Vergleichende Grammatik der Griechischen und Lateinischen Sprache I[2] 617 f.) die allgemeinere Bedeutung „senden, werfen“, vgl. skr. 2. vap „werfen, säen“; auch würden wir wohl besser von skr. sasa ausgehen, das nach dem PW. auch „Kraut, Gras“ bedeutet. So führt die Gleichung sasya, soweit sie sich auf alten Ackerbau bezieht, nicht weiter als zu frühen ostarischen Verhältnissen. — Zu seiner Zusammenstellung von skr. dûrvâ „Hirsengras“ mit dem lit. dirva „Acker, Saatfeld“, in seinen „Beiträgen“ 5, 104, verweist A. Bezzenberger auf gr. ὄλυρα „Spelt“ : skr. urvarâ „Saatland“; vgl. dazu auch oben p. 120 f.

96. Weist keine irgend deutlichere Spur auf ur-arischen Ackerbau, so zeigen einige Ackerbaubezeichnungen, die einerseits allein den Westariern angehören andrerseits den Ostariern ausschliefslich eigen sind, dafs in den Jahrhunderten, während welcher sich im Osten und im Westen unter den arischen Stämmen die Beschäftigung mit dem Ackerbau ausbreitete, Ostarier und Westarier zwei verschiedenen Kulturkreisen angehörten, deren jeder wenigstens insofern eine „Einheit“ bildete, als zwischen seinen Theilen gewisse engere Beziehungen bestanden die, zeitweilig wohl unterbrochen, mitunter zu sehr lebhaftem Aus-

tausch geführt haben mögen (vgl. dazu oben p. 56 ff. 107 f.). Dr. S. giebt auf *p. 357* [1]) im Wesentlichen die bekannten Gleichungen wieder, wie sie August Fick in seiner Schrift über die „Spracheinheit" p. 289 f. für die Westarier, Heinrich Zimmer, AiL. p. 235 (vgl. auch Lassen, Ind. Alterthknde I [2] p. 291 und Anm.) für die Indo-iranier zusammengestellt hatte; und verweist auf „die nicht unbedeutende Zahl" gemein-europäischer „Namen für Cerealien und andere Feldfrüchte, die" er „unten [*p. 360 ff.* vgl. u. p. 220 ff.] besprechen" werde. Für die kulturgeschichtliche Beurtheilung dieser Verhältnisse sind natürlich Victor Hehns tief eindringende Erörterungen, vgl. besonders [4] p. 54 f. und in der 17. und 18. „Anmerkung" [2]), p. 451 (cf. o. p. 134) und 458, bis dahin, wo sie auf Grund einer eingehenden Prüfung widerlegt sein würden, maſsgebend: mit einer autoritativen Handbewegung (vgl. o. p. 186) lassen sich Erwägungen dieser Art selbst von einer so eminenten Autorität, wie sie Dr. S. in seiner eigenen Meinung sein mag, nicht abthun.

Die oben auf p. 57 erwähnte Möglichkeit, daſs eine der beiden arischen Hauptgruppen die aus ur-arischer Zeit überkommene Beschäftigung mit dem Ackerbau später aufgegeben und sich im weiteren Verlauf ihrer Entwickelung die Uebung, den Boden zu bestellen, von Neuem erworben habe, wird unsere Aufmerksamkeit erst dann, wenn irgend welche Spuren auf eine solche Entwickelung hinführen, in höherem Grade beanspruchen dürfen. Der westarische Ackerbau mag insonderheit von jenen Völkern ausgegangen sein die früh in der mitteleuropäischen Waldregion zu

[1]) unter Verweisung auf *p. 76 f.*, wo über Ficks „Spracheinheit" gesprochen wird.

[2]) vgl. bei Dr. S., in seinem I. Abschnitt „Zur Geschichte der linguistischen Palaeontologie", *p. 45 ff.*

Hause waren, — den centum-Stämmen; in diesem Falle würden es die westarischen satem-Stämme von den westeuropäischen Ariern, je nach ihrem Eintreten in deren Kultursphäre, allmählich gelernt haben, den Boden zu bestellen, — schwerlich ohne dafs schon in sehr alter Zeit vorderasiatische Einflüsse auf die Arier Südost-Europas eingewirkt hätten. Die Ostarier haben vielleicht während ihrer Ausdehnung gen Süden angefangen, sich mit dem Ackerbau zu beschäftigen. —

Dr. S. fährt fort, *p. 358 o.* :

„Versuchen wir nunmehr aus den mitgeteilten sprachlichen Thatsachen die historischen Schlüsse zu ziehen, so *scheint sich, *trotz aller Schwierigkeiten im einzelnen, doch soviel *mit Gewifsheit zu ergeben, dafs *keiner (so) Epoche der indog. Vorgeschichte der Feldbau gänzlich unbekannt gewesen sein *kann."

Die Menge solls also bringen; vgl. unten „die Summe", die *p. 359 M.* „*entscheidend in die Wagschale fällt", — und wiederum die „wenig beweisende Quantität" *181 u.*, oben p. 119. Doch kommt es bei der Beschaffenheit derjenigen Gleichungen Dr. Ss, bei welchen er vielmehr auf deren mehr beweisende Qualität Rücksicht genommen hat (o. p. 126. 140 f.), so ziemlich aufs selbe heraus. — Weiter, *p. 359* :

„Ist es somit wahrscheinlich, dafs die Indogermanen bereits in den ältesten erreichbaren Zeiten einen primitiven Feldbau gekannt haben, der vielleicht an einigen Stellen (wie bei den Gräco-[Ost-]Ariern) einen ernsthafteren Charakter annahm, so ist es, *unserer Meinung nach, unzweifelhaft, dafs die Indogermanen Europas sprachlich und geographisch sich noch sehr nahe gestanden haben müssen, als sie wesentliche Fortschritte in der Agricultur machten. Mag man *immerhin gegen einige der oben angeführten *Gleichungen bezüglich ihrer Beweiskraft für vorgeschichtliche Zeiten Bedenken hegen, so fällt doch *die Summe derselben *entscheidend in

* von mir im Druck hervorgehoben.

die Wagschale. Dafs indessen hieraus keineswegs auf das ehemalige Vorhandensein dessen, was man eine europäische Ursprache und ein europäisches Urvolk genannt hat, geschlossen werden darf, ist schon mehrfach betont worden. *Die Indogermanen Europas können zur Zeit, als bereits vorhandene Wörter in der bestimmten Bedeutung des Pflügens, Säens u. s. w. allmählich sich festsetzten und von Stamm zu Stamm wanderten, *schon dialektisch und ethnographisch differenziert gewesen sein, *wenn auch ihr Verbreitungsgebiet im Vergleich zu der geographischen Ausdehnung, welche sie in historischen Zeiten einnahmen (so), ein *verhältnismäfsig beschränktes gewesen sein mag"[1]).

So taucht kurz entschlossen eine europäische Kultureinheit empor; und zwar, soviel ich sehe, allein (vgl. *p. 357*, o. p. 195 A. 1) auf die Darlegung August Ficks gestützt, dessen „Stammbaumtheorie" sich sonst auch hinsichtlich des Ansatzes einer „Trennung" in Ost- und Westarier der Zustimmung des Culturforschers Dr. O. Schrader keineswegs zu erfreuen hat, vgl. *182 o.* „Die Indogermanen Europas müssen" jetzt „sprachlich und geographisch sich noch sehr nahe gestanden haben, als sie wesentliche Fortschritte in der Agricultur machten", — Fortschritte, an denen die ostarischen Stämme keinen Theil hatten. Doch handelt sichs um keine europäische Ursprache, kein europäisches Urvolk : die Arier Europas können zur Zeit jener frühen Kultureinheit, die augenscheinlich als eine längere Periode arischer Entwickelung gedacht ist (vgl. auch *p. 186 M.*? cf. Victor Hehn⁴ 451, o. p. 133 f.), schon dialektisch und ethnographisch differenzirt gewesen sein, wenn auch ihr Verbreitungsgebiet etc. ein verhältnifsmäfsig beschränktes gewesen sein mag. Auch die „Ursprache" war, wie es einer „lebendigen und wirklichen" Ursprache zukam, dialektisch differenzirt (vgl. o.

* von mir im Druck hervorgehoben.

[1]) vgl. dazu „ehe die europäischen Völker auseinander gingen" etc., *p. 406 o. v. B.*

p. 152 f. 117), für die „weitere Entwicklung“ war die Annahme einer völligen Spracheinheit der gemeinsam einen neuen Kulturbegriff benennenden Völker nicht nothwendig (*p. 180 u.* vgl. o. p. 132 f.), — doch war die „Ursprache“ möglicher resp. wahrscheinlicher Weise über verhältnifsmäfsig sehr weite Flächen, etwa so weite Flächen als die, welche sich vom Bosporus bis zur Lena hin ausdehnen, verbreitet (vgl. o. p. 135. 153 ff., cf. *p. 453* und unten das 14. Capitel dieser Schrift); andrerseits sind auch innerhalb der „Urzeit“ ethnographisch geschlossene Stufen der Entwicklung wahrscheinlicher Weise vorhanden gewesen, wenn sie sich gleich kaum unterscheiden liefsen (vgl. o. p. 136). Der arischen „Urzeit“ gegenüber würde also die europäische Kultureinheit oder — wie Dr. S. sie in der Folge, vgl. u. p. 200 f., nennt — die „europäische Urzeit“ im Wesentlichen die folgenden Eigenheiten haben: in der „europäischen Urzeit“ mag das Verbreitungsgebiet der Arier Europas „im Vergleich zu der geographischen Ausdehnung, welche sie in historischen Zeiten einnahmen, ein verhältnifsmäfsig beschränktes gewesen sein“, während die Arier der „Urzeit“ möglicher resp. wahrscheinlicher Weise über verhältnifsmäfsig sehr weite Flächen hin (vgl. oben: vom „Bosporus bis zur Lena“) verbreitet waren; die europäische Urzeit oder wenigstens ihr Ackerbau ist augenscheinlich jünger als die „ältesten erreichbaren Zeiten“, denen ein primitiver Ackerbau, stellenweise vielleicht, und insonderheit „bei den Gräco-[ost-]ariern“, mit ernsthafterem Character, zukam (vgl. dazu o. p. 116 f.); endlich haben die Ostarier an der europäischen Urzeit — wenn ich Dr. S. recht verstehe — keinen Theil. Die „europäische Urzeit“ könnte somit vielleicht eine Art von geographischer Zusammenziehung der europäischen Arier — behufs weiterer Ausbildung im Ackerbau? — bedeuten. Diese weitere

Ausbildung war den Ariern Europas eigenthümlich, die Arier Europas müssen sich während derselben sprachlich und geographisch noch sehr nahe gestanden haben; den Ostariern war diese weitere Ausbildung fremd. Gehörten die Ostarier damals einer anderen Kultursphäre an? Augenscheinlich nicht; denn das würde einen Riſs im gemein-arischen Kulturleben voraussetzen, der die Westarier von ihren östlichen Stammesgenossen getrennt hätte; und „eine scharfe Scheidung zwischen einer europäischen und einer [ost-]arischen Abtheilung des indog. Stammes läſst sich weder linguistisch noch culturhistorisch wahrscheinlich machen, besonders deutlich tritt dieses engere Verhältniſs zwischen Griechen und [Ost-]Ariern in culturhistorischer Beziehung auf den Gebieten der Religion, des Ackerbaus [1]), der Waffennamen etc. hervor", *p. 453 uf.* vgl. o. p. 130 f. und Anm. Die Kriterien, nach denen Dr. S. etwa seinen griechisch-ostarischen Ackerbau und dessen „Ausdrücke" — die, wie wir oben p. 120 ff. gesehen haben, über einen griechisch-ostarischen Ackerbau nichts aussagen — als älter denn den gemein-europäischen Ackerbau und dessen Ausdrücke [2]) ansetzt, bleiben Geheimniſs; Geheimniſs bleibt, wie sich Dr. S. — lassen wir Ackerbau und Kulturpflanzen bei Seite — die „europäische Urzeit" sonst, besonders auch in ihrem Verhältniſs zur gemein-arischen „Urzeit" und zur „weiteren Entwicklung", des Näheren vorstellt, und wie er sich, vom griechisch-ostarischen Ackerbau abgesehen, die

[1]) Der griechisch-ostarische Ackerbau ist allem Anscheine nach älter als der gemein-europäische; die übrigen Beziehungen sind zeitlich unbestimmt, oder ihr Verhältniſs zur „europäischen Urzeit" ist nicht zu ermitteln; s. den Text.

[2]) Vgl. dazu o. besonders p. 116 f. 119 f.; zu griech.-ostar. „Stall (μάνδρα : skrt. mandirá)" *p. 182 M.* : *p. 405 u.* — Seinen Ausdruck aus der griechisch-ostarischen Ackerbausprache, griech. ἄρουρα : skrt. urvárâ „Ackerland", vgl. *182 M.* o. p. 120 f., scheint Dr. S. zum gemein-europäischen Ackerverbum ἀρόω zu stellen, vgl. *179 u.* cf. *57 M.*

europäische Urzeit mit allen seinen verschiedenen und doch wieder zusammen gehörenden lituslavisch-ostarischen und griechisch-ostarischen Kulturbeziehungen — die den Sprachbeziehungen zwischen den betreffenden Völkern irgendwie parallel zu gehen schienen, und theils in die Zeit vor, theils in die Zeit nach der „Trennung“ fielen — zusammenreimen mag : — ebenso waren ja auch jene griechisch-ostarischen und lituslavisch-ostarischen Kulturbeziehungen, war ihr Verhältniſs zu einander und zur arischen „Urzeit“ und „weiteren Entwicklung“, und wiederum deren gegenseitiges Verhältniſs im Allgemeinen dunkel und geheimniſsvoll geblieben (vgl. dazu oben besonders das 9. Capitel dieser Schrift p. 114 ff.). —

„So weisen Sprache und Überlieferung auf einen *vorhistorischen Ackerbau der Indogermanen, *besonders derjenigen Europas, hin, und wir haben ein *Recht zu untersuchen, wie weit oder wie eng *die Kenntnis der Culturpflanzen gewesen ist, welche *die europäischen Indogermanen in die Zeiten geschichtlicher Überlieferung mitbrachten“, *p. 359 u.*

Das „besonders“ ist mir nicht verständlich geworden; Sprache und Ueberlieferung dürften ebenso deutlich auf einen vorhistorischen Ackerbau der Ost- als der Westarier hinweisen. Im Uebrigen wäre Hrn. Dr. S. das Recht zu einer solchen Untersuchung, wie er sie hier im Sinne zu haben scheint, auch sonst nicht leicht bestritten worden. In den Rahmen unserer Erörterung würde diese Untersuchung nicht mehr hineingehören, wenn sich die *Kulturpflanzen“ unserer Stelle, „welche die *europäischen Indogermanen in die Zeiten geschichtlicher Ueberlieferung mitbrachten“, nicht bereits auf *p. 362 o.* u. p. 221 f. in diejenigen „*Kulturpflanzen . ., welche man *nicht ohne hyperkritische Vorsicht der Kenntniſs *der europäischen Ur-

* von mir im Druck hervorgehoben.

zeit wird absprechen können"[1]), verwandelten, um, nicht ohne die Mitwirkung des hülfsbereiten (vgl. o. p. 156 f. 151) Zwischenraums, auf *p. 454*[2]) in den ältesten Ackerbau der noch ungetrennten Indogermanen überzugehen. So, wie die Sache steht, werden wir schon die Selbstüberwindung üben müssen, auch diesen Metamorphosen ein wenig nachzugehen.

Wer sich darüber klar werden will, welche Kulturpflanzen ein arisches Volk oder die arischen Völker Europas in die Zeiten geschichtlicher Ueberlieferung mitbrachten, der wird — so sollte man meinen — zunächst die älteste Ueberlieferung, die wir von jenen Völkern und über sie besitzen, durchforschen, dann etwa die Uebereinstimmungen zwischen den Sprachen der verwandten Völker auf ihre Beweiskraft und Tragweite prüfen u. s. w. Eines oder das Andere geschieht in Dr. Ss Darlegung da und dort, doch mehr gelegentlich, — anscheinend planlos, zufällig. Jede saubere Begriffsbestimmung fehlt. Ob die Zeit der ältesten geschichtlichen Ueberlieferung desjenigen westarischen Volkes, von dem wir die früheste Kunde haben, der Hellenen[3]) (resp. die ihr vorhergehende Zeit),

[1]) Vgl. ferner „das Capital an Kulturpflanzen, welches sich auf linguistisch-historischem Weg für die *europäische Urzeit erschliefsen läfst", und das „sich in fast allen Punkten mit demjenigen deckt, über welches *die ältesten Pfahlbauten in der frühsten Epoche der sogenannten Steinzeit verfügten" *p. 363 u.*, „die *ältesten in Europa angebauten Kulturpflanzen" *363 M.* und „die Agricultur der *ältesten europäischen Indogermanen" *364 u.*, unten p. 227 f.

[2]) „5) Wir hoffen den Nachweis geführt zu haben, dafs die *älteste Civilisation, welche sich auf linguistisch-historischem Wege bei den *noch ungetrennten Indogermanen nachweisen läfst, in den wichtigsten Punkten (Mangel der Metalle, Viehzucht, *Ackerbau, Waffen, Nahrung, Kleidung u. s. w.) sich mit der Kultur der *frühsten Schweizer Pfahlbauten, soweit sie der sogenannten Steinzeit angehören, deckt", etc.; vgl. dazu u. p. 230 und das folgende Capitel unserer Untersuchung.

[3]) Homer wird besonders berücksichtigt; dicht daneben slavische und litauische Worte; vgl. dazu u. p. 224 A. 1.

* von mir im Druck hervorgehoben. *v. B.*

oder die durch weite Zeiträume getrennten Perioden gemeint sind, in denen die geschichtliche Ueberlieferung der einzelnen westarischen Völker oder von den einzelnen westarischen Völkern anhebt, ist nicht recht deutlich, Dr. Ss Formulirung würde eher für die letztere Auffassung sprechen (vgl. dazu o. p. 157 ff.); die „Entlehnungen“, von denen — im Gegensatz zu „Urverwandtschaft“, „Ursprünglichkeit“ oder zu „europäische Urzeit“, die wiederum mit dem in die Zeiten geschichtlicher Ueberlieferung Mitgebrachten eng verflochten sind, vgl. *361 Mf.* u. p. 220 ff. 224 — mehrfach die Rede ist, würden nach *p. 359 u.* o. p. 200 in die historische Zeit fallen, da sie doch wohl jünger als dasjenige sein müſsten, was „die europäischen Indogermanen in die Zeiten geschichtlicher Ueberlieferung mitbrachten“, vgl. das „vorhistorische Alt-Europa“ *361 M.* u. p. 220, — andrerseits könnten sie aber auch insofern vorhistorisch sein, als die nicht entlehnten Gleichungen ja auch auf „Urverwandtschaft“ beruhen resp. der „europäischen Urzeit“ etc. angehören, vgl. o. p. 200f. und A. 1. 2; da wiederum „alle Wahrscheinlichkeit dafür spricht, die Indogermanen seien, wenn auch nicht in allem Einzelnen, so doch im Groſsen und Ganzen, bei ihrem Eintreten in die Geschichte dieselben gewesen, welche sie vor vielleicht tausend Jahren waren“, ja was sie damals hatten, selbst für ur-arisch gelten darf, vgl. *p. 336 f.* o. p. 146 ff., so wird das, was die europäischen Arier in die Zeiten geschichtlicher Ueberlieferung mitbrachten, ohne Weiteres vielleicht auch für die „europäische Urzeit“ — die dabei andauernd geheimniſsvoll und dunkel bleibt — maſsgebend sein können. Es geht eben schwindelerregend rundum.

Die Ursachen, welche die Verweisung in die Gruppe der „ursprünglichen“ oder der entlehnten Kulturpflanzen bewirken, habe ich nicht mit völliger Sicherheit ermitteln

können; doch vgl. unten p. 231 und das nächste Capitel. Victor Hehns Erörterungen[4], p. 452 ff., sind gelegentlich citirt, nirgends durchdacht geschweige widerlegt. Eine Kritik der Aufstellungen Dr. Ss wird nicht allein durch das Zufällige seiner Argumentation, sondern vor Allem dadurch erschwert, dafs sich die Periode der alt-arischen Entwickelung, für deren Kultur jene Aufstellungen mafsgebend sein sollen, nicht sicher bestimmen läfst; es würden in Betracht kommen: die Zeit des Beginnes (resp. kurz vor) der ältesten westarischen — griechischen — Ueberlieferung, die verschiedenen Zeiten des Beginnes (resp. kurz vor) der Ueberlieferung der einzelnen oder von den einzelnen westarischen Stämmen, die — im Uebrigen dunkle — „europäische Urzeit" resp. die Zeit der „ältesten europäischen Indogermanen", endlich die der „noch ungetrennten Indogermanen", vgl. o. p. 200 ff. 195 ff. Da die Darlegung Dr. Ss, welche uns hier beschäftigt, von einer Zeit ausgeht, in der „die Indogermanen Europas sprachlich und geographisch sich noch sehr nahe gestanden haben müssen", einer Zeit, da sie zwar „schon dialektisch und ethnographisch differenzirt gewesen sein können, ... ihr Verbreitungsgebiet" aber „im Vergleich zu der geographischen Ausdehnung, welche sie in historischen Zeiten einnahmen, ein verhältnifsmäfsig beschränktes gewesen sein mag", — und in der Folge besonders eine „europäische Urzeit" und ihre Kulturpflanzen besprochen, deren Stand behandelt und verglichen wird: — so darf ich, bei der Unmöglichkeit allen m ö g l i c h e n Intentionen Dr. Ss gerecht zu werden, vielleicht am Ehesten hoffen wenigstens seine ü b e r w i e g e n d e Intention zu treffen, wenn ich unserer Prüfung seiner Aufstellungen jene „europäische Urzeit" zu Grunde zu legen suche. Doch mufs ich — bei der geringen Deutlichkeit dieses Begriffes, der bei Dr. S. als ein wahrer

deus ex machina auftaucht — um die Erlaubniſs bitten, bevor wir weiter gehen meine Auffassung der hier vorzugsweise in Betracht kommenden Verhältnisse, mit besonderer Beziehung auf die Art und das Wesen der engeren europäischen Kulturgemeinschaft — denn auf eine solche scheint ja auch jene „europäische Urzeit" hinauszulaufen —, zusammenfassend noch einmal darlegen zu dürfen.

Die „europäische Urzeit."

97. Wenn wir die arische Entwickelung im Groſsen und Ganzen ihres Verlaufes zu überblicken suchen, so fällt uns sofort eine Thatsache scharf ins Auge: daſs von Alters her die Ost- und die Westarier im Wesentlichen, und von einzelnen Ausnahmen und längeren oder kürzeren Unterbrechungen abgesehen, geschiedenen Kulturkreisen angehört haben. Die beiden ostarischen Völker stehen sich im Beginn ihrer Ueberlieferung noch sehr nahe. Der Veda und das Avesta zeigen eine Fülle gemeinsamer Züge in Sprache Kult Religion Kultur, denen auf westarischem Boden nichts Entsprechendes oder wenigstens nichts irgend genau Entsprechendes gegenübersteht; — und wenn auch in einigen Fällen die Uebereinstimmung auf Beeinflussungen des einen ostarischen Stammes durch den anderen zurückgehen mag, die erst der Zeit nach dem Beginn der ostarischen Ueberlieferung angehören (vgl. dazu u. p. 211 Anm.): die groſse Menge derselben und darunter die maſsgebenden weisen deutlich weit hinter den Beginn der Ueberlieferung unserer asiatischen Stammesgenossen. Anders stehts in Europa. Zuerst treten die Hellenen aus dem Dunkel hervor, in enger Berührung mit der ägyptisch-semitischen Kultursphäre, und durch mannigfache Beziehungen mit arischen Völkern Südost-Europas und Kleinasiens verbunden. Dann beginnt sich die westliche Nach-

barhalbinsel zu erhellen, Streiflicher treffen vereinzelt den östlichen, reichlicher den westlichen Norden unseres Erdtheils; allmählich greift die griechisch-römische Kultur nach Gallien Spanien hinüber, langsamer wird unser Land von ihr erfafst, spät dringt sie weiter gen Osten. Die Geschichte Europas ist die allmähliche Zusammenfassung der westarischen Völker zu e i n e m, nach Nationen gegliederten nicht getrennten, im Wesentlichen einheitlichen Kulturkreise durch die Kraft des hellenisch-römischen Geistes und die Macht der Religion Jesus des Christus. Die Geschichte der arischen Stämme Europas zeigt uns, wie die europäische Kultureinheit unserer Zeit im Verlaufe von drei Jahrtausenden g e w o r d e n ist; die älteste Ueberlieferung der westarischen Völker, zum Theil durch Jahrtausende getrennt, läfst einen Schlufs auf die vorgeschichtliche Kultureinheit der arischen Völker Europas in dem Sinn, wie wir der alten ostarischen Ueberlieferung eine vorgeschichtliche Kultureinheit der Ostarier entnehmen dürfen, nicht zu.

Nun ist es aber wahrscheinlich, dafs die Griechen und Italiker in die Balkan- und Apenninhalbinsel aus Mitteleuropa eingewandert sind; in späterer Zeit wurden Spanien und der Südwesten des europäischen Festlandes von arischen Völkern besetzt. So rücken sich zunächst die Stämme der Griechen Italiker Kelten Germanen geographisch näher; die Vermuthung liegt nicht zu fern dafs sie — in Mitteleuropa — einst aneinander gegrenzt haben, und die Entwickelung gewisser Lautgruppen in den arischen Sprachen schien in dieselbe Richtung zu weisen; diesen — westeuropäischen — Ariern mögen sich die westarischen Stämme Osteuropas allmählich angegliedert haben (vgl. o. bes. p. 62 ff. 70 f.). — Die ostarischen Verhältnisse zeigen, dafs die Inder und Iranier in früher Zeit — einer Zeit

die Jahrhunderte vor dem Beginn der sehr alten Ueberlieferung dieser Völker begonnen haben muſs — eine im Wesentlichen einheitliche Entwickelung gehabt haben an der, soweit wir sehen können, kein westarisches Volk Theil genommen hat. Dies weist dahin, daſs in uralten Zeiten das ostarische Leben von dem der arischen Völker Europas gleichsam durch eine Kluft getrennt war; und in die gleiche Richtung führt der Umstand, daſs gewisse einfache Kulturbegriffe auf westarischem Boden gemeinsame Benennungen haben deren Form in die „Urzeit“ weist, denen aber auf ostarischer Seite keine Entsprechung gegenübersteht, oder wenigstens keine die denselben Kulturbegriff ausdrückte. Es handelt sich hier insonderheit um einige Benennungen solcher Dinge und Thätigkeiten, welche auf einen primitiven Ackerbau Bezug haben: so geht *ἀρόω* „pflügen“ über das ganze westarische Gebiet hin, während auf ostarischer Seite dieser Kulturbegriff durch eine andere Wurzel — k a r s h — ausgedrückt wird, die noch in historischer Zeit daneben die allgemeinere Bedeutung „ziehen, Furchen ziehen“ (vgl. dazu auch o. p. 124) bewahrt hat. Die gemein-westarischen Ackerbaubezeichnungen fallen dadurch besonders ins Gewicht daſs es, wie wir oben p. 186 ff. sahen, nicht gelungen ist, eine sichere Spur ur-arischen Ackerbaus nachzuweisen; — und die Wahrscheinlichkeit, daſs dies geschehen wird, nimmt mit jedem Jahre sprachwissenschaftlicher Forschung ab. Nun hat Victor Hehn gezeigt, daſs gemeinsame Bezeichnungen dieser Art nicht nothwendig auf eine gemein-westarische „Urzeit“ — eine bestimmte uralte Periode enger Beziehungen zwischen d e n westarischen Stämmen — hinführen, daſs vielmehr, da die Wohnsitze der westarischen Völker früh geographisch zusammenhängen, die Bezeichnung eines Kulturbegriffes wie *ἀρόω*, solange die einzelnen Sprachen einander noch

einigermaſsen nahe standen, allmählich, im Verlaufe von Jahrhunderten, — häufig wenn nicht in der Regel an das formell entsprechende oder an ein ähnliches Wort der entlehnenden Sprache, das bis dahin eine allgemeinere Bedeutung gehabt hätte, anknüpfend — von einem Volke zum anderen wandernd sich über das arische Europa hin verbreitet haben kann; vgl. besonders [4] p. 451 ff., cf. o. p. 133 f. Zwischen der Zeit, da sich etwa *ἀρόω* — sagen wir in Mitteleuropa bei den centum-Stämmen — in der Bedeutung „pflügen“ festsetzte, und dem Eindringen dieses Kulturbegriffes und seiner Bezeichnung in das slavische Leben, mag manches Jahrhundert liegen; die Italiker und Griechen hatten die beiden Halbinseln, auf denen wir sie kennen lernen, vielleicht längst besetzt als das westarische Wort für „pflügen“ bei den Slaven heimisch zu werden begann: — spät ist, was wir von unserm Norden wissen. So nähern wir uns jenen Zeiten da iranische Nomaden im Südosten Europas hausten und West- und Ostarier sich auch im Süden des Kaukasus berührten. Was kann da jene engere europäische Kulturgemeinschaft alter Zeit besagen?

Zunächst keine westarische „Urzeit“ in dem Sinn, wie wir von einer ostarischen Urzeit sprechen dürfen, — keine bestimmte uralte Periode in der die westarischen Stämme, in der Hauptsache sie allein, und sie alle miteinander oder wenigstens ihrer weitaus überwiegenden Masse nach, im lebhaftesten Austausch, in den engsten Wechselbeziehungen zu einander gestanden haben würden. Die den Westariern gemeinsamen — den Ostariern fremden — Kulturwörter „urzeitlichen“ Ansehens sagen wenigstens von vornherein nicht mehr aus, als daſs der entsprechende Kulturbegriff zu einer Zeit, da die betreffenden Sprachen einander recht nahe standen oder da sie wenigstens eine Reihe von

Wandlungen, die ihnen heute und für unser Auge ihr characteristisches Aussehen geben, sie von den verwandten Sprachen besonders deutlich unterscheiden, noch nicht durchgemacht hatten, — dafs damals der Kulturbegriff und seine Bezeichnung, seis in Anlehnung an ein gleiches oder ähnliches Wort von allgemeinerer Bedeutung in der den Kulturbegriff entlehnenden Sprache seis dafs diese auch das fremde Wort einfach übernahm, auf westarischem Gebiet von einem Volke zum andern gewandert ist; wobei der Beginn und das Ende der Wanderung um viele Jahrhunderte auseinander liegen können. Dafs aber jene Kulturwörter an der Ostgrenze des westarischen Gebietes Halt machen und nicht auch zu ostarischen Stämmen hinübergreifen, deutet auf eine gewisse Geschiedenheit der beiden Kulturkreise. Wenn wir also von einer engeren europäischen Kulturgemeinschaft früher Zeiten sprechen, so meinen wir zwar auch die Vorläufer und Anfänge derjenigen Entwickelung, die im Laufe von Jahrtausenden die Kultur der arischen Völker Europas der Einheitlichkeit immer mehr genähert hat, sodafs sie — wenn wir die abhängige Kultur der Colonien mitbegreifen — wenigstens gegenüber den anderen Kulturkreisen unseres Planeten jetzt füglich eine Einheit genannt werden darf; doch liegt — wie sich schon aus der bisherigen Erörterung, und besonders aus unserer Behandlung der arischen „Trennung" ergiebt — der Ton nicht auf der Kulturgemeinschaft der alt-europäischen Stämme unter einander, sondern auf deren engerer Zusammengehörigkeit gegenüber der ostarischen Gemeinschaft, die in uralter Zeit sehr eng gewesen sein mufs. Nun könnten, wie ich oben auf p. 107 andeutete, jene iranischen Nomadenstämme, die früh den südlicheren Osten Europas besetzt hielten, die Schranke gebildet haben, die z. B. auf dem Gebiete des Ackerbaues eine Einwirkung

der West- auf die Ostarier und umgekehrt verhindert hat. Es ist mir nicht erinnerlich, ob uns eine Ackerbaubezeichnung aus der Sprache der südost-europäischen Iranier überliefert ist; soweit sie den Boden bestellen lernten, kann da natürlich westarischer Einfluſs bestimmend oder wirksam gewesen sein (vgl. Hdt. 4, 17 ff.): das sind Einwirkungen, wie sie jede Schranke von der einen oder andern Seite her wohl einmal erfährt. Andererseits ist es deutlich, daſs jene Nomadenvölker etwa in Dingen des Ackerbaues die Schranke, in anderen aber die Brücke zwischen dem Osten und dem Westen gebildet haben könnten, — ein Gesichtspunkt der für uns ja schon mehrfach in Betracht gekommen ist; vgl. oben p. 73 ff. 86 ff. Damit scheint der Ansatz einer engeren europäischen Kulturgemeinschaft, auch nur im Gegensatz zur ostarischen gedacht, zu fallen. Denn wie groſs wäre zuletzt der Unterschied zwischen dem Eindringen westarischer Ackerbaubezeichnungen und etwa dem des ostarischen Goldnamens in das Gebiet slavischer Sprache und slavischen Lebens? Zwar bedeutet die Bestellung des Bodens einen ungleich folgenreicheren Schritt auf dem Wege zur Kultur, als die Kenntniſs des Goldes; doch ist einerseits zu erwägen, daſs die Ackerbaubezeichnung auf Jahrhunderte hinaus nicht m e h r besagen mag, als das Aufkommen eines im Gesammtleben des Volkes wenig geltenden Nebenbetriebes, andrerseits, daſs auch sehr viel wichtigere Kulturbegriffe als das Gold den Slaven auf dem Wege des Goldes zugekommen sein könnten; — und die Möglichkeit, daſs als jene Iranier den Slaven benachbart waren, der Osten und der Westen auf die Kulturentwickelung der slavischen Stämme gleichzeitig eingewirkt haben, würde sich schwer bestreiten lassen.

Dem gegenüber fällt zunächst der Umstand immerhin

ins Gewicht, dafs die mafsgebenden alt-arischen Ackerbaubezeichnungen nicht etwa von einem Punkte aus über das ganze arische Gebiet hin gegangen sind, oder sich ohne Unterschied über ost- und westarischen Boden hin erstrecken, sondern dafs sie sich, allem Anscheine nach, jedesmal von einem Punkte des westarischen und des ostarischen Gebietes aus, die einen über die westarischen Völker und nur diese, die anderen allein über die ostarischen Stämme hin verbreitet haben. Die Anfänge des arischen Ackerbaues müssen im Westen wie im Osten in sehr frühe Zeit, wahrscheinlich vor die Mitte des zweiten Jahrtausends, fallen; damals gehörten — so dürfen wir glaub ich schliefsen — die Arier nicht zu einem einheitlichen Kulturkreise. Nun könnten wir uns die damalige Situation von vornherein auch etwa so vorstellen, dafs die westeuropäischen, die centum-Stämme, nebst einigen osteuropäischen Völkerschaften den einen, die Inder und „Südiranier“ den anderen Kulturkreis bildeten, während etwa „nordiranische“ Stämme sammt den übrigen „osteuropäischen“ Ariern — sagen wir den Slaven und etlichen phrygisch-thrakischen Stämmen —, ähnlich wie später die iranischen Nomaden in den grofsen Ebenen nördlich vom Schwarzen und Kaspischen Meere ihre Herden weidend, zwischen den beiden Kulturkreisen je nachdem Schranke oder Brücke gewesen wären. In diesem Falle hätten wir zwei verschiedene wenn auch nicht durchaus geschiedene alt-arische Kulturkreise, die zusammen nicht alle arischen Stämme umfassen würden; ur-arisch wäre, was beiden ursprünglich zugehört hätte, — als Fehlerquelle bei Erschliefsung ur-arischen Besitzes müfste spätere Kulturvermittelung durch jene „nordiranischen“ und „osteuropäischen“ Stämme, die zwischen den beiden Gebieten nomadisirten, stetig im Auge behalten werden. Allmählich würden sich die ost-

europäischen Stämme, die zu jener mehr fluctuirenden Masse zwischen beiden Kulturgebieten gehört hätten, dem europäischen Kulturkreise immer enger angegliedert haben; ihnen nachrückend hätten sich die iranischen Völkerschaften über den Südosten Europas hin ausgedehnt. — Dieser Ansatz würde sich aber, wie ich glaube, nicht wahrscheinlich machen lassen. Soviel wir wissen, sind die arischen Stämme, welche später in jener grofsen Ebene nomadisirten, besonders auch in ihrer Sprache, eben durchaus Iranier gewesen, sie stellten nicht etwa Uebergangsformen zwischen Ost und West dar, — ein Moment das August Fick bereits in seiner Schrift über die „Spracheinheit", p. 404 ff., mit gutem Recht betont hat; und dieser Umstand weist dahin, dafs jene Stämme auch die gemeinostarische Entwickelung, in welche die Anfänge des ostarischen Ackerbaues wohl noch hineinreichen mögen[1]), im Wesentlichen mit den übrigen iranischen Stämmen durchlebt haben, — natürlich ohne dafs sie deshalb auch am beginnenden Ackerbau Theil genommen zu haben brauchten. Andrerseits kennen wir keinen „westarischen" Stamm, der an einer langen Reihe bedeutsamer Uebereinstimmungen der beiden ostarischen Völker Antheil hätte. Ich glaube dafs wir daraus mit der Sicherheit, die der Gegenstand zuläfst, den Schlufs ziehen dürfen, es habe einst in uralter Zeit — damals als sich im Osten diejenigen Eigenheiten ausbildeten und festigten welche Iranier und Inder inson-

[1]) Auch nach dem Aufhören der im engern Sinn gemein-ostarischen Entwickelung, der ostarischen „Einheit" wie sie besonders in den Uebereinstimmungen ihrer Sprache und Religion zum Ausdruck kommt, haben die beiden ostarischen Völker augenscheinlich noch lange Zeit in lebhafter Wechselbeziehung gestanden und im Wesentlichen demselben Kulturkreis angehört; so läfst sich Späteres und Frühes besonders in den Dingen der äufseren Kultur nicht immer sauber auseinanderhalten. Doch reichen die Anfänge des Ackerbaues allem Anscheine nach recht hoch hinauf.

derheit mit einander verbinden und von den übrigen arischen Stämmen unterscheiden, etwa gegen den Anfang des zweiten Jahrtausends hin und vielleicht früher —, damals habe es eine Periode gegeben in der zwischen Ost und West keine oder nur ganz lockere Beziehungen bestanden. —

Mit der Scheidung des letzten „westarischen" und „ostarischen" Stammes, die der ostarischen „Einheit" vorherging, war die entscheidende Trennung vollzogen. Später, doch noch in recht alter Zeit, hat es zwischen Ost und West immer wieder, im Süden wie im Norden des Kaukasus, neue Kulturbeziehungen gegeben, und es wird schwerlich jedesmal gelingen das Spätere vom Frühen sicher und scharf zu unterscheiden. „Ur-arisch" nennen wir speciell in den Dingen der äufseren Kultur im Allgemeinen das, was ost- und westarischen Stämmen in der Zeit vor der entscheidenden Trennung gemeinsam war. Die Zeit der noch ununterbrochenen geographischen Continuität aller arischen Stämme werden wir in Dingen der „äufseren" Kultur — Besitz Erwerb Technik Comfort u. s. w. — selten wenn je mit irgend welcher Sicherheit erschliefsen können : jede neue Angliederung eines Stammes, der sich von dem einen jener beiden ältesten arischen Sprach- und Kulturkreise, die uns erreichbar waren (vgl. o. p. 70 f. 58 ff.), getrennt hätte, an den andern — nach unserem Trennungsansatz im Wesentlichen an den westeuropäischen — Kulturkreis wird in der Regel den neuen Erwerb des ersten auch dem zweiten gebracht haben, falls dieser ihn in seinen Wohnsitzen und bei seinem Kulturstande gebrauchen konnte [1]). Wenn wir schon die späteren, „nach-

[1]) Auch wenn der a. a. O. gegebene Trennungsansatz nicht das Richtige getroffen hat, würde der methodische Standpunkt im Wesentlichen derselbe bleiben müssen; sollte die frühe Scheidung in einen ost- und einen westarischen Kulturkreis unwahrscheinlich werden, so

urzeitlichen" Kulturbeziehungen oft nur mühsam und schwerlich immer sicher (vgl. z. B. o. p. 73 ff.) von denen, die vor der entscheidenden Trennung liegen, zu sondern im Stande sind; wenn Kulturwörter, die als Kulturwörter allem Anscheine nach nicht ur-arisch sind, von Indien bis nach Irland hin, und zwar in einer Form reichen, die ur-arisch sein kann (vgl. o. p. 81 ff. cf. 110 ff.) : so läfst sichs nicht erwarten dafs es oft gelingen werde auch nur das, was an neuem Kulturerwerb mit dem letzten — vielleicht wesentlich slavischen — Schube nach Europa gekommen ist, von älterem gemein-arischem Kulturbesitz deutlich zu unterscheiden. Ein jeder Fall mufs individuell behandelt, in jedem einzelnen Falle müssen immer wieder die Möglichkeiten gegen einander abgewogen werden : das Eine wandert leichter, Anderes schwerer; Eines verbreitet sich eher unter diesen, das Andere unter jenen Bedingungen. — Manches Kulturwort, das über den westarischen Boden nicht oder spät hinausgekommen ist, kann wiederum in frühere Zeiten als jene entscheidende Trennung zurückgehen. Ein Kulturwort wie *ἀρόω* „pflügen" mag z. B. aus einer uralten Periode westarischer Entwickelung stammen. Doch sind hier deutlichere Kriterien besonders schwer zu gewinnen (vgl. dazu o. p. 206 ff.). Auch wenn ein Wort durchaus „ursprünglich" aussieht, und überall, wo es auf westarischem Boden erscheint, einen Kulturbegriff, seis immer denselben Begriff seis mehrere bezeichnete, deren einfachster ein Kulturbegriff wäre an den sich die übrigen Kulturbegriffe ungezwungen anknüpfen lassen würden; wenn dieses Kulturwort im Süden wie im Norden Europas vorkäme und allenthalben, wo es sich zeigt, schon

könnte sich die Frage, was besonders in Dingen der äufseren Kultur für „ur-arisch" gelten darf, so sehr compliciren, dafs eine Antwort oder Lösung bis zur Unmöglichkeit erschwert wäre.

der ältesten Ueberlieferung angehörte : so werden wir ein solches Kulturwort zwar um einen gröfseren oder geringeren Zeitraum hinter jene ältesten Ueberlieferungen der Einzelvölker, bisweilen mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit weit hinter die frühesten westarischen Ueberlieferungen — im Wesentlichen die der c e n t u m-Gruppe und insonderheit ihrer südlichen Stämme —, vielleicht einmal selbst in eine Periode westarischen Lebens hinaufrücken können, die vor der Besetzung der Apennin- und Balkanhalbinsel durch die Italiker und Griechen liegt. In Dingen der „äufseren“ Kultur — und sie sind es die uns hier beschäftigen — dürfte sich aber vom gegenwärtigen Stande der Wissenschaft aus schon das Letztere sehr schwer mit irgend welcher Sicherheit erreichen lassen. Einst scheinen die Griechen ihre Hauptsitze im Nordwesten der Balkanhalbinsel gehabt zu haben; zwischen diesen Sitzen und der Apenninhalbinsel würden sowohl directe Kulturbeziehungen als auch indirecte, die durch illyrische Stämme vermittelt worden wären, denkbar sein; und auch für spätere Zeiten mufs nicht allein der directe Einflufs der Hellenen auf das italische Leben immer wieder in Betracht gezogen, sondern auch mit der Möglichkeit gerechnet werden, dafs ein Kulturbegriff, dessen formaler Ausdruck in Hellas und Italien gleich oder ähnlich wäre und ganz „ursprünglich“ aussähe, durch thrakisch-illyrische Völkerschaften seis Italikern u n d Hellenen zugebracht seis v o n den einen z u den andern getragen worden wäre: vgl. dazu o. p. 51 Anm. 41. 89 f. Ob und wie weit mit sprachlichen Mitteln die äufsere Kultur einer Zeit erschlossen werden kann, da sich Griechen und Italiker in Mitteleuropa mit anderen westarischen — nach unserem Ansatz insonderheit keltischen und germanischen, vielleicht auch illyrisch-thrakischen — Stämmen berührt haben würden, vermag ich jetzt nicht zu beurtheilen; doch scheint

hier die Aussicht auf sichere Ergebnisse sehr beschränkt zu sein. Die älteste Ueberlieferung der Völker des arischen Nordens ist um etwa ein Jahrtausend, zum Theil um mehr denn zwei Jahrtausende jünger als die griechische; so steht die Möglichkeit, dafs ein durchaus „ursprünglich“ aussehendes Kulturwort mit der gleichen Bedeutung in Süd und Nord erst spät, ja vielleicht lange nach dem Beginn der südlichen Ueberlieferung, zu nordeuropäischen Völkern gekommen oder doch erst dann, unter dem directen oder indirecten Einflufs südeuropäischer — griechischer, italischer, thrakisch-illyrischer — Kultur bei jenen zur Bezeichnung des neuen Kulturbegriffs geworden wäre, — diese Möglichkeit steht gegenwärtig, wenn ich recht sehe, gradezu im Vordergrunde der Betrachtung. Am Ehesten würden in jene uralte Zeit westarischer Entwickelung oder wenigstens in ihre Nähe solche Kulturwörter führen können, welche insonderheit auch der ältesten Ueberlieferung der Hellenen u n d Italiker zugehören; doch sahen wir bereits dafs der Verdacht mannigfacher Beeinflussung und Entlehnung aus späterer Zeit auch und grade hier in weitem Umfange vorliegt.

98. Resümiren wir. Während derjenigen Periode arischen Lebens, welche etwa mit der ersten andauernderen Unterbrechung der geographischen Continuität, die dereinst zwischen den arischen Gruppen oder Stämmen bestanden hat, beginnen, mit der entscheidenden Trennung der Ost- und Westarier abschliefsen würde, — während dieser Periode scheinen sich in uralter Zeit zwei grofse Gruppen herausgebildet zu haben: die westliche, zu der insonderheit die westeuropäischen, die c e n t u m-Stämme, und eine östliche, zu der aufser den Indo-iraniern die „osteuropäischen“ Völkerschaften gehört haben dürften; der westlichere Theil der Ostgruppe, die osteuropäischen Arier

umfassend, hätte sich im Laufe der Zeit von den Indoiraniern gelöst und der centum-Gruppe allmählich angegliedert. Die „entscheidende Trennung“ mag insonderheit „iranische“ und „slavische“ Stämme geschieden haben. Die ostarische „Einheit“, in die auch die Anfänge des ostarischen Ackerbaus hineinreichen mögen, würde in wesentlichen Zügen der Zeit nach dieser Trennung angehören; und da jene „Einheit“ von der — sehr alten — ostarischen Ueberlieferung gleichsam vorausgesetzt wird, so dürfen wir die entscheidende Trennung etwa an den Beginn des zweiten Jahrtausends, und vielleicht höher hinauf, rücken. Ein jeder neue Schub, der „osteuropäische“ Stämme dem westeuropäischen Kulturkreise zuführte, kann — und wird oft — auch die neuen Errungenschaften des östlichen Kulturkreises der centum-Gruppe und denjenigen Stämmen, die sich ihr unterdessen angegliedert hatten, zugetragen haben. Daher werden wir, wenigstens in den Dingen der „äufseren“ Kultur, in der Regel nicht erwarten dürfen das, was aus früherer Zeit, ja was aus der Zeit vor der beginnenden Trennung stammt, auch nur von dem, was etwa die letzten „slavischen“ Stämme, die sich von den Ostariern trennten, mit diesen gemein hatten, klar und deutlich unterscheiden zu können: denn leicht pflegen solche Dinge von einem auf den andern Stamm überzugehen. So ist uns in diesen Dingen „urarisch“ zunächst das, was ost- und westarischen Stämmen in der Zeit vor der entscheidenden Trennung gemeinsam war; doch werden wir deshalb da, wo irgend Aussicht auf Erfolg ist, nicht darauf verzichten wollen, auch in frühere Perioden der „Urzeit“ vorzudringen oder etwa der Frage nachzugehen, ob ein bestimmtes arisches Kulturwort, das wir im Osten und im Westen wiederfinden, nicht vielleicht erst in der letzten Zeit vor der entscheidenden Trennung

zum Kulturwort geworden sei (vgl. dazu oben p. 70 f. cf. 74 ff.). — Eine europäische „Urzeit" im Sinne der indoiranischen — eine westarische Einheit, die lange vor dem Beginn der westarischen Ueberlieferung gleichzeitig alle westarischen Stämme oder wenigstens die weitaus überwiegende Masse der „europäischen" Arier umfaſst hätte — läſst sich nicht wahrscheinlich machen : die Kulturwörter, die weithin auf westarischem Boden verbreitet und bei ostarischen Völkerschaften nicht oder spät nachweisbar sind, können auf dem geographisch früh zusammenhängenden Gebiet der europäischen Arier im Verlaufe vieler Jahrhunderte von einem zu dem anderen Volk gekommen sein. Der Ansatz einer engeren europäischen Kulturgemeinschaft früher Zeiten ist zunächst und insonderheit im Gegensatz zur alten ostarischen „Einheit" gedacht : in sehr früher Zeit hat ein Riſs die „Ostarier", die vielleicht damals, wahrscheinlich in der Folge eine enge Kultureinheit bildeten, von den westarischen Völkern getrennt. Seit jener Zeit verläuft die arische Kulturentwickelung, wenn wir sie in ihren groſsen Zügen aufzufassen suchen, im Wesentlichen zwiegetheilt, in zwei groſsen Strömen; während der ostarische Strom zunächst in e i n e m Bette flieſst, um dann getheilt, obwohl sich seine Arme auch später immer von Neuem berühren, dahinzuströmen, flieſst der Strom westarischer Kulturentwickelung mannigfach getrennt, wenngleich in häufigen Windungen sich oftmals kreuzend dahin, um erst nach Jahrtausenden gleichsam regulirt und in e i n e m gewaltigen Bette zusammengefaſst zu werden : die Vorläufer und Anfänge dieser europäischen Kulturgemeinschaft unserer Tage dürfen wir rückschauend vielleicht in jenen alten Kulturberührungen westarischer Stämme erkennen, deren Spuren bis in die Zeit vor der entscheidenden Trennung der letzten Ost- und Westarier,

die sich noch nahe gewohnt und nahe gestanden haben, hinaufreichen mögen. Die ersten Anfänge einer speciell westarischen Entwickelung, die wir weit in verschwimmender Ferne eben noch wahrzunehmen glauben, würden im Wesentlichen auf westeuropäische, auf centum-Stämme zurückgehen; sie deutlicher zu erkennen scheint die späte Ueberlieferung des westarischen Nordens, scheinen die mannigfachen Möglichkeiten gegenseitiger Kulturbeeinflussung und Kulturentlehnung aus späterer Zeit besonders in der Richtung von Süd nach Nord aufs Äufserste zu erschweren wenn nicht vielleicht unmöglich zu machen. — Also: eine gemein-europäische „Urzeit“ im Sinne der ostarischen ist nicht erweislich und wenig wahrscheinlich; seit sehr alter Zeit geht aber die Entwickelung der westlichen und der östlichen Arier, im Grofsen und Ganzen ihres Verlaufes betrachtet, verschiedene Wege, seit uralter Zeit bestehen auch zwischen westarischen Stämmen nähere und entferntere Kulturbeziehungen, Vorläufer gleichsam und Anfänge der heutigen Kulturgemeinschaft der Arier Europas: — sprechen wir von einer engeren europäischen Kulturgemeinschaft früher Zeit, so liegt klar und bestimmt der Ton auf der engeren Zusammengehörigkeit des westarischen Kulturgebietes gegenüber und im Gegensatz zu der alten „Einheit“ unserer östlichen Stammesgenossen.

Umgekehrt Dr. Schrader. „Eine scharfe Scheidung zwischen einer europäischen und einer [ost-]arischen Abtheilung des indog. Stammes läfst sich weder linguistisch noch culturhistorisch wahrscheinlich machen“, vgl. o. p. 130 f. und Anm. Dagegen giebt es eine „europäische Urzeit“ vgl. *p. 362 f.*, in der die Arier „Europas sprachlich und geographisch sich noch sehr nahe gestanden haben

müssen", wenngleich sie damals „schon dialektisch und ethnographisch differenzirt gewesen sein können", und in der „ihr Verbreitungsgebiet im Vergleich zu der geographischen Ausdehnung, welche sie in historischen Zeiten einnahmen, ein verhältnifsmäfsig beschränktes gewesen sein mag", *p. 359*; eine „europäische Urzeit", deren Kultur, zum Mindesten theilweise, daraus erschlossen wird, was „die europäischen Indogermanen in die Zeiten geschichtlicher Ueberlieferung mitbrachten" *p. 359 u.*, — also eine Art von europäischer oder west-„indog. Urzeit!" II G. vgl. o. p. 162. 146; eine „europäische Urzeit", die sich andrerseits auf geheimnifsvolle Weise in die gemein-arische Urzeit verwandelt, — und über deren eigentliche Stellung und Beschaffenheit oder auch nur Existenzberechtigung sich sonst nicht viel — und des Deutlichen und Sicheren so gut als nichts — ermitteln läfst : vgl. o. p. 196 ff. Unter diesen Umständen bedürfte es der Hrn. Dr. S. eigenthümlichen zuverlässigen Methode, die anzuwenden wir nicht in der Lage sind, um zu eruiren, ob ein bestimmtes älteres Kulturwort in diese sogen. „Urzeit" hineingehört oder nicht : dafs jene Methode, der ihr eigenthümlichen Zuverlässigkeit entsprechend, ihren Besitzer je nach seinen — bewufsten oder unbewufsten — Wünschen zu allen möglichen wunderschönen Ergebnissen zu führen vermag, läfst sich nicht bezweifeln. Uns bleibt nur übrig, in Kürze festzustellen, ob diejenigen Kulturwörter, welche Dr. S. in seine „europäische Urzeit" setzt, bescheidenen Ansprüchen an „urzeitliche" Kulturwörter genügen : ob die Gleichung der Form nach „ursprünglich" aussieht und die dazu gehörenden Worte der Einzelsprachen überall den gleichen Kulturbegriff bezeichnen oder, wenn sie verschiedene Begriffe ausdrücken, auch deren einfachster ein Kulturbegriff ist an den sich die übrigen Kulturbegriffe un-

gezwungen anknüpfen lassen (vgl. o. p. 213 ff. gegenüber p. 111 ff.); und event., ob die Kulturwörter, die Dr. S. in seine europäische Urzeit setzt, diesen Anforderungen in höherem Grade entsprechen, als andere Kulturwörter, denen Dr. S. die europäische „Urzeitlichkeit“ aberkennt, resp. ob und wie weit diese jenen Ansprüchen genügen. Hinsichtlich einiger unter den von Dr. S. behandelten alt-arischen Kulturwörtern, die in methodischer oder in sachlicher Hinsicht ein besonderes Interesse haben, werde ich es versuchen, die kulturgeschichtliche Situation, soweit Kriterien der Sprache in Frage kommen, darzulegen. —

99. „Ohne Bedenken“ glaubt Dr. S. „zunächst der europäischen Vorgeschichte die Kultur der Gerste und des Weizens zuschreiben zu dürfen“, *360 o.* Die Gleichung Weizen beschränkt sich, wie Dr. S. selbst bemerkt, auf den Norden, — vgl. u. den Roggen *361 M.*; die Gleichung πυρός heifst, wie Dr. S. selbst bemerkt, im Norden durchaus nicht blofs „Weizen“ : vgl. Victor Hehn[4] 452 f., und jetzt auch Miklosich WB. (1886) s. pyro. Der Anbau des Weizens bei Homer, im alten Italien etc. würde für den Ansatz der Weizenkultur in einer west-„indog. Urzeit“ II G. vgl. o. p. 162. 219. (cf. *359 u.*, o. p. 200 ff.) genügen. Zu „urzeitlichem“ Spelt (vgl. u. p. 222 und Anm. 1) scheint Dr. S. selbst nicht recht rathen zu können. „Den Kreis der *angebauten Cerealien beschliefst die Hirse; vgl. V. Hehn Culturpflanzen p. 495“: Victor Hehn[4] 458 f. — „*Nicht angebaut wurden dagegen *in dem vorhistorischen Alt-Europa [resp. in der „europäischen Urzeit“ etc. *362 o.* vgl. o. p. 200 ff. 218 f. und s. unten] Roggen und Hafer.“ Die „möglicher Weise auf *Urverwandtschaft beruhende“ Gleichung Roggen beschränkt sich,

* von mir im Druck hervorgehoben.

wie Dr. S. bemerkt, auf den Norden; so that auch die Gleichung Weizen. Die Uebereinstimmung von asl. ovĭsŭ-lit. aviža mit lat. avena „Haber“ beruht nach Dr. S. wahrscheinlich auf lateinischer Entlehnung aus dem Norden, wegen der — von Jacob Grimm bemerkten vgl. Victor Hehn [4] p. 453 f. — Beziehungen der europäischen Benennungen des Habers zu den Namen von Schaf und Bock: *a*vena stimme nicht zu *o*vis. Sehen wir von der Frage ab ob es rathsam ist auf eine solche Beobachtung ohne Weiteres einen solchen Schlufs zu gründen: so würde sich Dr. S. in kulturgeschichtlicher Hinsicht mit der Bemerkung Victor Hehns, [4] 450 o., auseinandersetzen müssen, in sprachgeschichtlicher Beziehung das unbedingte Vertrauen, das er in diesem Fall auf die Durchsichtigkeit des lateinischen Vocalismus setzt, zu rechtfertigen haben.

Dr. Ss „gute Gründe“ gegen den Ansatz von Uebertragungen der Kultur und der Namen des Flachses auf europäischem Boden, die sich von seinen übrigen „triftigen etc. Gründen“ nicht wesentlich unterscheiden, besprechen wir u. § 102.

„Hiermit aber ist meiner Ansicht nach der Kreis derjenigen Culturpflanzen erschöpft, welche man *nicht ohne hyperkritische Vorsicht (so) der *europäischen Urzeit (so) wird absprechen können [1]). Den übrigen Feldfrüchten gegenüber tauchen bereits diejenigen Zweifel auf, welche die Entscheidung über die Frage, *ob Urverwandtschaft, ob Entlehnung (vgl. über das Ineinanderfliefsen dieser beiden Begriffe oben *p. 201 f.* [2])), *schwierig oder unmöglich (so) machen. *Trotzdem möchte ich indessen (so) glauben, dafs die Benennungen folgender drei, *auch schon bei Homer angebauten Culturpflanzen *keinen begründeten (so)

* von mir im Druck hervorgehoben. *v. B.*

[1]) Es sind: Gerste Weizen Spelt Hirse Flachs, nicht Roggen und Haber; eher würde sichs auf Grund der eigenen Angaben Dr. Ss so stellen: Gerste Hirse Haber Flachs; zum Haber vgl. auch E. Buchholz, Die Homerischen Realien I, 2, p. 173 uf. — Dafs die oben von Dr. S. creirte „europäische Urzeit“ das Metall in sehr weitem Umfang gekannt haben müfste, ist selbstverständlich.

[2]) vgl. o. p. 138.

Verdacht gegen ihre Ursprünglichkeit (so) aufkommen lassen"
p. 362o.

Hier entfaltet die Blume der Hrn. Dr. S. eigenthümlichen Bescheidenheit die Blüthe ihrer Anmuth in der ganzen ihr eigenthümlichen Schöne. Hyperkritisch und unkritisch dürfte so ziemlich aufs selbe herauskommen: wer das Wohlbegründete nicht als begründet anerkennt, verräth damit dem Kenner seine Unkenntniſs oder Urtheilslosigkeit nicht minder deutlich als derjenige, welcher Unbegründetes gläubig aufnimmt. Mit diesem Ukas giebt Dr. S., bei Strafe sofortiger Aberkennung der Fähigkeit über diese Dinge zu urtheilen, einem Jeglichen auf ohne Zögern oder Murren zu glauben, daſs eine Reihe von Kulturpflanzen, von denen er (zum Theil ohne dafür auch nur den Schein eines Grundes anzugeben, vgl. den Spelt *p. 360 M.*[1]) cf. *364 u.* unten p. 228 f.) annimmt, daſs die europäischen Arier sie „in die Zeiten geschichtlicher Ueberlieferung" (ein, wie wir oben p. 201 f. gesehen haben, nichts weniger als deutlicher Begriff) mitbrachten *p. 359 u.*, — daſs diese Kulturpflanzen einer „europäischen Urzeit" angehören, über deren Stellung Beschaffenheit Existenzberechtigung wir sonst sehr wenig, und nichts was klar und sicher wäre, erfahren, vgl. dazu o. p. 197 ff. 219. „Sit pro ratione voluntas" ist der Wahlspruch: groſse Worte über grundlose Behauptungen gelegt, und wer den

[1]) „Eine dritte ebenfalls von Süden nach Norden sich ziehende Reihe ist lat. far „Spelt", got. baris, altn. bar „Gerste" [ir. bairgen „Brot"], altsl. bŭrŭ „milii genus", *eine Gleichung, deren ursprüngliche Bedeutung allerdings kaum mit Sicherheit zu ermitteln sein wird, wenn sie nicht *vielleicht auf altitalischem Boden (umbr. far, farer, osk. far und umbr. farsio, fasio „farreum in sacris" = farreum), wo der Spelt vor allen Cerealien eine hervorragende Bedeutung, namentlich beim Opfer, gewonnen hat, zu suchen ist. Auch das got. atisks, ahd. ezzisk, mhd. esch „Saat", „Saatfeld", „Flur" würde, wenn es mit Recht zu lat. ador „Spelt" (griech. ἀθάρη?) gestellt wird, auf einen sehr alten Anbau dieser Getreideart schlieſsen lassen."

* im Druck von mir hervorgehoben. *v. B.*

Weg immer noch nicht gangbar findet, — hol die Pest alle Memmen, sagt Sir John. Nun, in so guter Gesellschaft, als wir uns in diesem Falle befinden, läſst sich Dr. Ss Acht und Aberacht am Ende noch tragen. — Dr. Ss Methode hat damit das Äuſserste an Einfachheit und Zuverlässigkeit erreicht.

100. Für uns wäre es unter diesen Umständen verlorene Mühe, die übrigen Feldfrüchte, denen gegenüber bereits in Dr. S. diejenigen Zweifel auftauchen welche etc., auf ihre sogen. „Ursprünglichkeit“ genauer zu prüfen. Eine kurze Uebersicht genügt.

I. Die Gleichung Erbse sieht der Form nach nicht grade „ursprünglich“ aus; für pisum liegt der Verdacht der Entlehnung — des Wortes oder Begriffes : Victor Hehn [4] 179 — zum Allermindesten sehr nahe. Im Uebrigen scheint die Erbse auf westarischem Boden recht alt zu sein : Victor Hehn [4] 175 ff., vgl. jetzt auch Kluge WB. [4] s. Erbse. — Interessant ist armen. siseṛn „Erbse“ cf. lat. cicer : H. Hübschmann, Armenische Studien I, 1, p. 13 u.; vorsichtig und wägend (vgl. u. A. auch vagr-vyâghra p. 14 und hav-pavo p. 38 M.) fügt Hübschmann hinzu : „An Entlehnung ist bei einem von beiden Worten nicht wohl zu denken, da sie lautlich zu verschieden sind. Aber es wird mir schwer, an ein indogermanisches k^1eik^1er- oder k^1ik^1er = Kichererbse zu glauben, zumal die Namen der Kulturpflanzen der Regel nach keinen gemeinsamen idg. Ursprung haben. Vgl. Hehn, Kulturpfl. [3] 187 flg. [4 l. c.].“ Nach Victor Hehn wäre die Erbse aus dem mittleren Asien über das Gebiet des Kaukasus und des Pontus hin, das mit dem innern Asien in natürlichem Zusammenhange stand, durch Kleinasien nach Griechenland, nach Europa gekommen, [4] p. 175 uf. 178 M.; be-

zeichnet s i s e ṛ n - c i c e r uralte Stationen jener Wanderung? vgl. o. p. 89 f. 40 f.

II. Ueber die Bohne s. Victor Hehn[4] 55 u. 459; jetzt auch Miklosich, WB. s. bobŭ, und zu Bohne und Linse: Gustav Meyer, BB. 14, 52 f., N. 4 cf. N. 16.

III. Zur Zwiebel etc. vgl. Victor Hehn[4] 159 ff. —

„Auf Entlehnung zu beruhen und damit auf ein späteres Bekanntwerden hinzuweisen scheinen mir hingegen die Benennungen folgender *auch der Homerischen Agricultur fehlender[1]) Culturpflanzen", *p. 362 uf.*

I. Die Gleichung Rübe sieht nun wieder eher „ursprünglich" aus, weit „ursprünglicher" als die Gleichung Erbse; vgl. zur Kultur der Rübe Victor Hehn[4] 55 u. 459. 425 f., s. jetzt auch Kluge, WB.[4] s. Rübe. Miklosich, WB. s. rêpa. Kulturgeschichtliche Gründe, die Rübe als jünger denn Erbse und Bohne anzusetzen habe ich bei Dr. S. nicht gefunden (vgl. auch *p. 202 o.*), es sei denn das Fehlen der Rübe bei Homer, der Erbsen und Bohnen an einer Stelle nennt: E. Buchholz, Die Homerischen Realien I, 2, p. 269 f. Wenn — was mir nicht erwiesen zu sein scheint, vgl. ZDMG. 40, 353 — mit Gustav Meyer, Griech. Gramm.[2] p. 175 M. cf. 113, ῥάπυς eine ältere Form mit anlautendem vr oder sr voraussetzen sollte, so würde wegen des alten vr wenigstens das lateinische (und deutsche?) Wort nicht entlehnt zu sein brauchen; über anlautendes s s. Brugmann, Grundrifs I p. 447[2]).

II. Zur Linse vgl. Victor Hehn[4] 175 ff., und jetzt Kluge, WB.[4] s. v. Miklosich, WB. s. lenšta.

III. Der Hanf: Victor Hehn[4] 157 ff. 135. 483 f. Kluge, WB.[4] s. v. Miklosich, WB. s. konoplja, cf. H. Zimmer,

* von mir im Druck hervorgehoben. *v. B.*

[1]) vgl. *362 M.* o. p. 221 f., o. p. 201 A. 3 und u. p. 227.

[2]) ῥάπυς könnte aus dem Norden, von einem thrakisch-illyrischen Volke stammen: vgl. dazu W. Helbig, Die Italiker p. 118 ff. Victor Hehn[4] 458 f.

AiL. 68. W. Geiger, Ostīrānische Kultur p. 152. Die formalen Beziehungen der Worte dieser Gleichung zu einander machen grofsen Theils bedeutende Schwierigkeiten; wenn skr. çaṇa „eine Hanfart“ PW. („wächst noch wild“ nach Zimmer, l. c.), cf. Curtius[5] p. 141. Fick I[3] 545 f. vgl. Victor Hehn[4] 158 M. (auch Dr. S. *p. 363 A.*; ebenso oder anders „Handelsgeschichte“ I 188 ?), — was, soviel ich sehe, ganz wohl möglich ist — hergehört, so wird sich die Urverwandtschaft des ost- und westarischen W o r t e s nicht so leichthin ablehnen lassen, wie es Dr. S. a. a. O. seiner „Handelsgeschichte“ für zulässig zu halten scheint: das anlautende k des slavischen Wortes würde auf dessen Entlehnung aus einer c e n t u m - Sprache (vgl. dazu oben p. 66 ?) deuten, und westeuropäisches k - skr. ç — eine entsprechende iranische oder osteuropäische (s-) Form scheint nicht überliefert zu sein — leicht in die Richtung der Urverwandtschaft führen können. Die „in diesem Falle allein durchschlagenden kulturhistorischen Gründe“ hat Dr. S. auch in diesem Fall im Wesentlichen von Victor Hehn, dem er dafür auf p. 187 o. ein „bescheidenes“ Ausrufungszeichen beschert[1]).

[1]) Zu Victor Hehn[3] 523 ([4] 482) vgl. unten p. 244 ff. — Wer das Brauchbare der eigenen Bücher in solchem Mafse einem bestimmten Forscher zu danken hat, sollte wenigstens da, wo dies Verhältnifs scharf hervortritt, auch den guten Geschmack haben derlei „Artigkeiten“ gegen ihn (vgl auch o. p. 185. 186. 221 f., u. p. 243 A.) zu unterlassen; Hrn. Dr. S. scheint das seine Bescheidenheit (vgl. unten den Anhang) zu verbieten. Eine ähnliche Artigkeit finden wir auch auf p. 26 M. der „Handelsgeschichte“ in einer Besprechung des Maulthiers, deren bestimmende Züge von Victor Hehn ([4] 108 ff. 476) herrühren, — mit Ausnahme freilich der wunderhübschen Etymologie von οὐρεύς, die Dr. S. augenscheinlich nicht ohne einen gewissen Stolz auf sein geistiges Eigenthum vorträgt: Dr. S. ist „nämlich geneigt“, οὐρεύς als den „Harner“ = den „Besamer“ — ὀρεύς „als eine spätere Umdeutung nach ὄρος“ — aufzufassen; οὐρεύς ist eigentlich der bespringende Esel resp. Hengst. Ich fühle mich unfähig, Hrn. Dr. S. hier gerecht zu werden, ohne wenigstens das begründende Raisonnement mit seinen eigenen Worten wiederzugeben, — die Beispiele sehe man bei ihm nach; das gesperrt Gedruckte ist von mir hervorgehoben: „Die Bedeutungen „strömen lassen, „urinam facere“ und „semen profundere“ gehen

Die Siegesgewiſsheit, mit der Dr. S. seine grundlosen Behauptungen vorträgt, muſs den genauen Leser frappiren

in der alten Sprache fortgesetzt in einander über, und ich denke mir den Vorgang so, daſs man bei (so) dem keineswegs leichten Geschäft, eine Vermischung zwischen Pferd und Esel herbeizuführen, den bespringenden Esel, resp. Hengst mit alten Ausdrücken benannte (so), welche soviel wie „Besamer“, „Begieſser“ bedeuteten, so wie nach Hesych die Phokäer μυχλούς benannten τοὺς ὄνους τοὺς ἐπὶ ὀχείαν („Begattung“) πεμπομένους. So konnten sich dann leicht diese Benennungen auf das Product der Mischung übertragen.“ In der überlieferten Bedeutung „Maulthier“ ist οὐρεύς also gleichsam ein Patronymicum, das Maulthier kanns in der Regel bekanntlich schlecht. Daſs im Laufe der Zeit oder bei Kulturübertragung ein Name des Esels, der ursprünglich jene Bedeutung gehabt hätte, auf das Maulthier übergegangen sein kann, ist ja denkbar und gegebenen Falles zu erwägen; aber ein Wort für Zucht- oder Springesel (eigentl. „Harner“, „Besamer)“ eigens zu dem Behuf erfinden um daraus (unter Annahme lautlicher, durch Analogie bewirkter, Ausweichung) eine Benennung des Nichtbesamers, des Maulthiers, begrifflich herzuleiten — Dr. Ss οὐρεύς „Zuchtesel“ („resp. Hengst“), das die Bedeutung „Maulesel“ erhalten hätte, ist nach Dr. S. augenscheinlich ein griechisches Wort (für ὄνος-asinus nimmt Dr. S. Entlehnung aus dem Semitischen an); das Maulthier scheint den Hellenen eher früher denn später als der Esel bekannt geworden zu sein, vgl. Victor Hehn [4] bes. 108 f. — eine kulturgeschichtliche Leistung dieser Art gehört in das Gebiet jener von Dr. S. wie es scheint geschätzter „Möglichkeiten“ (vgl. o. p. 20 f. 173 ff. 156 f.), die, an sich harmlos und von sonst unwahrscheinlicher Gleichgültigkeit, gefährlich werden konnten wenn sie unversehens zur Wahrscheinlichkeit befördert wurden. Den einen Ausgangspunkt der Etymologie, die „etwas abstracte Natur“ der „Benennung Bergthier“, p. 25 M., für das Maulthier (οὐρεύς) — ist die Benennung „Halbesel“ (ἡμίονος) minder abstracter Natur? — finden wir bei Victor Hehn [4] 110 o. („Auffallend ist die abstracte Benennung ἡμίονος, Halbesel, und ὀρεύς, οὐρεύς, Bergthier“); zum andern, „der Analogie anderer Namen des Maulthieres in den indog. Sprachen“, würde einen eiligen Leser auch die Erwähnung von lat. mûlus: phokäisch μυχλός „Zucht- oder Springesel“ bei Victor Hehn [4] 476 M. führen können. Hinsichtlich der von Dr. S. mit soviel Anmuth behandelten Stellen der „Kulturpflanzen“ ([4] 476 M. 482 u.) brauche ich für denjenigen, welcher mit Victor Hehns Schriften einigermaſsen vertraut ist, nicht erst zu bemerken, daſs Victor Hehn in seiner Art, das gegebene Problem von allen Seiten her anzugreifen, auch die undeutlichen oder vereinzelten Benennungen in den kulturgeschichtlichen Zusammenhang zu rücken sucht, der vielleicht ihr Verständniſs fördern oder von ihnen Aufhellung erhoffen könnte. — Im Uebrigen will ichs nicht versäumen, für Dr. S. und etwanige Liebhaber solcher „Forschungen“ anzumerken, daſs, auf ähnliche Weise wie οὐρεύς behandelt, ἡμίονος auch ebenso schlagend als der „Besamer“ oder, was wo möglich noch besser passen würde, als der „Sohn des Besamers“ gedeutet werden könnte. ἡμ- erinnert an lat. sê-men, es kann darin ein M-Suffix stecken, etwa „der Besamer“ oder „die Besamung“; ἵημι heiſst zwar nicht „säen“, doch ist der

und kann den sorglosen wohl überrumpeln, — zu diesen scheint, nachdem ers einmal hingeschrieben hatte, auch Hr. Dr. S. zu gehören. Einen auch nur scheinbaren Grund, weshalb Dr. S. etwa die Rübe und den Hanf als „entlehnt", Erbse und Flachs (vgl. zum Flachs unten bes. p. 241 f.) gleichzeitig als „ur-europäisch" ansetzt, — es sei denn das Vorhandensein der einen, das Fehlen der anderen in „der homerischen Agricultur", vgl. dazu o. p. 224 und A. 1 — habe ich nicht entdecken können; hier heiſsts „hoc volo, sic jubeo" : die Willkür ist zur „Methode" geworden.

101. Nach der Verweisung der „schwierigen Frage nach dem Bekanntwerden des Weinstockes und Weines" (vgl. unten § 104) in sein „nächstes Cap., in welchem" er „von den Speisen und Getränken der Indogermanen handeln" werde (cf. o. p. 162 f.), fährt Dr. S. freudig fort, wie weiter unten folgt. Ich muſs, so leid mirs thut, auch diese Partie aus Dr. Ss „Sprachvergleichung" hersetzen, dem Leser den vollen Eindruck davon auf anderem Wege zu vermitteln fühle ich mich auſser Stande; diejenigen kräftiger gedruckten Stellen, denen ein Sternchen vorgesetzt ist, sind von mir im Druck hervorgehoben. — Dr. S. schreibt, *p. 363 Mf.* :

„Nachdem wir so an der Hand linguistisch-historischer Zeugnisse einen Ueberblick über die ältesten *in Europa angebauten Culturpflanzen erlangt haben, ist es an der Zeit, *wiederum einen vergleichenden Blick auf die Schweizer Pfahlbauten zu

Bedeutungsübergang „werfen" - „säen" in der alten Sprache auch sonst nachweisbar, und speciell für die W. sê- in andern westarischen Sprachen gesichert. Dazu **ἡμίων*, Gen. **ἡμίονος* vgl. *Ἀτρείων*: *Ἀτρεύς*, *Κρονίων* : *Κρίνος*, *Οὐρανίωνες* : *οὐρανός*, *μαλακίων* : *μαλακός*, Stamm meistens -*ων*-, doch auch -*ον*- cf. Leo Meyer, Vergl. Gramm. der Griech. und Latein. Sprache II[1] 468 f. Brugmann, Grundriſs II, 1, p. 337; von **ημίονες* zu *ἡμίονοι* in Anlehnung an *ὄνος* ist der Schritt nicht weiter als nach Dr. S. der von *οὐρεύς* zu *ὀρεύς* : eine unerwartete und daher um so „schlagendere" Bestätigung der „culturgeschichtlichen" Etymologie Dr. Ss. — Dr. S. über *ἡμίονος* : *ὄνος* jetzt KZ. 30, 478 f.

werfen, deren Flora besonders durch die Arbeiten Heers (Die Pflanzen der Pfahlbauten, vgl. eine gedrängte Uebersicht seiner Resultate bei J. Lubbock Die vorgeschichtliche Zeit I p. 206 f.) festgestellt worden ist. Es ergiebt sich *auch hier, wie dies bei den Haustieren schon der Fall war, mit völliger Evidenz (so) die Thatsache, dafs das Capital an Culturpflanzen, welches sich auf linguistisch-historischem Weg für die ***europäische Urzeit** (so) erschliefsen läfst, sich in fast allen Punkten mit demjenigen deckt, über welches die ältesten Pfahlbauten in der frühsten Epoche der sogenannten Steinzeit verfügten.

*Gebaut wurden bereits damals *drei Weizensorten sowie *zwei Gerste- und *Hirsearten. Es *fehlte gänzlich der *Roggen und der *Hafer, welcher *letztere erst in den späteren Pfahlbauten der Bronzezeit, z. B. in Moeringen 364] (vgl. Mitteil. der antiqu. Gesellschaft in Zürich XIX, 3, 63) auftritt. Während der *Hanf überall *unbekannt ist (vgl. Christ in Rütimeyers Fauna der Pfahlbauten p. 226), wurde die *Cultur des Flachses schon in der ältesten Zeit gepflegt. Der Ansicht Heers, dafs die Gattung des Flachses die des linum angustifolium sei und somit auf einen Import von Flachssamen aus den Ländern des Mittelmeergebietes hinweise, wird von dem Botaniker Christ (vgl. a. a. O. p. 226) widersprochen, welcher vielmehr den Flachs der Schweizer Pfahlbauten für eine in dem mittleren Europa heimische Gattung hält (vgl. auch W. Helbig, Die Italiker in der Poebne p. 67). Von den *übrigen Feldfrüchten kommt *nur die Erbse in der Steinzeit (Moosseedorf) vor, *die Bohne, Linse und der Gartenmohn [vgl. zu diesem *p. 361 o.*] treten *in der Bronzezeit auf (vgl. Mitteil. der antiqu. Gesellschaft in Zürich XIX, 3, 63, 64). Die Cultur der *Rübe finde ich *nirgends erwähnt.

Die *Pfahlbauten der Poebne repräsentieren, *wie wir dies schon bei den Haustieren rücksichtlich der Zähmung des Schweines und Pferdes gefunden haben, auch in dem Charakter ihrer Culturpflanzen den jüngeren, der Schweizer Bronzezeit entsprechenden Zustand.

*So zeigt sich, dafs die Culturpflanzen der Pfahlbautenwelt nur in zwei Punkten den Anforderungen nicht entsprechen, welche wir aus anderweitigen Gründen *an die Agricultur der ältesten europäischen Indogermanen stellen können (so). *Wir vermissen in ihnen den Anbau des triticum spelta (vgl. Christ in Rütimeyers Fauna der Pfahlbauten p. 226) und, soviel mir wenigstens bekannt ist, die Cultur von *Liliaceen [und die Bohne? s. o.]. Indessen wird man eine *völlig erschöpfende Congruenz auf diesem Gebiete *kaum erwarten

können; jedenfalls zeigen aber auch die Culturpflanzen der Pfahlbauten, daſs an eine finnische Bevölkerung derselben nicht zu denken ist“, etc.

Den Anstoſs, den Dr. S. am Fehlen des Anbaus von Triticum spelta in der „Pfahlbautenwelt“ nimmt, würde ein Blick auf die Begründung des „urzeitlichen“ Anbaues dieser Frucht, *p. 360 M.* vgl. o. p. 222 und Anm., beseitigen können.

Indem ich mit Dr. O. Schraders „europäischer Urzeit“ und deren Kulturpflanzen abschlieſse, erlaube ich mir festzustellen,

I. daſs der Ausgangspunkt der Vergleichung, welche Dr. S. zwischen der arischen Urzeit und den ältesten Schweizer Pfahlbauten anstellt, das Fehlen der Metalle, eine arische Urzeit voraussetzt die etwa unserem Begriffe der Urzeit, wie er dieser Untersuchung zu Grunde gelegt ist, entsprechen würde, — während seine „indog. Urzeit!“ II G. vgl. o. p. 162, die ihm den urzeitlichen Bestand an Hausthieren gestellt hat, in sehr viel spätere Zeiten hinabreicht, vgl. o. bes. p. 146 ff. 102 ff. 157 ff. 172 f.; und daſs selbst aus dieser — geschichtlich nicht vorstellbaren — „indog. Urzeit!“ II G. jener urzeitliche „Bestand an Hausthieren“, der mit dem der ältesten Schweizer Pfahlbauten übereinstimmte, ohne Gewaltsamkeit nicht gewonnen werden konnte, o. p. 176 ff.

II. Daſs Dr. S. hinwiederum an der jüngst abgedruckten Stelle aus der Vergleichung der „ältesten in Europa angebauten Kulturpflanzen“ mit denen der Schweizer Pfahlbauten die sogen. Thatsache erschlieſst, die „europäische Urzeit“ decke sich in ihrem „Capital an Kulturpflanzen“ fast völlig mit den „ältesten Pfahlbauten in der frühsten Epoche der sogenannten Steinzeit.“

III. Die Untersuchung, die mit dem was Dr. S. „völlige Evidenz" nennt diese „Thatsache" ergiebt, geht von denjenigen Kulturpflanzen aus, welche die europäischen Indogermanen in die Zeiten geschichtlicher Ueberlieferung mitbrachten *p. 359 u.*; kraft einer ihnen geheimnifsvoll innewohnenden Fähigkeit der Metamorphose erscheinen diese Kulturpflanzen welche etc. bereits auf *p. 362 o.* als diejenigen „Kulturpflanzen, welche man nicht ohne hyperkritische Vorsicht der Kenntnifs der europäischen Urzeit wird absprechen können" etc. etc. vgl. o. p. 200 f., — einer „europäischen Urzeit" die im Uebrigen dunkel bleibt, sich aber durch ihre wesentliche Identität mit der vorgeschichtlichen Entwickelung der Westarier vgl. o. p. 146 als eine Art von west-„indog. Urzeit!" II G. o. p. 162 vgl. 219 darstellt.

IV. In der Folge entpuppt sich die kulturpflanzliche Civilisation dieser „europäischen" oder west-„indog. Urzeit!" II G. als einer unter den wichtigsten Punkten (Ackerbau) der „ältesten Civilisation, welche sich auf linguistisch-historischem Wege bei den noch ungetrennten Indogermanen nachweisen läfst", indem es jetzt diese „älteste Civilisation, welche etc." ist, die sich unversehens „mit der Kultur der frühsten Schweizer Pfahlbauten, soweit sie der sogenannten Steinzeit angehören", im Punkte des Ackerbaus „deckt", *p. 454*, vgl. o. p. 201 und Anm. 2 und das nächste Capitel dieser Schrift gegenüber II o. p. 229: die letzte Verwandlung mag durch die unerklärliche aber bei Dr. S. sichtbarlich wirkende Kraft des guten Zwischenraumes, vgl. o. p. 156 f., zu Stande gekommen sein (ca. 90 Seiten). Somit kann die west-„indog. Urzeit!" II G. auch eine indog. Urzeit! III G. vorstellen, die ebenso wie die gemein-„indog. Urzeit!" II G. auf geheimnifsvolle Weise der I (metallosen) Urzeit gleich wäre.

V. Da Dr. Ss Vertheilung der alt-europäischen Kulturpflanzen auf die beiden Kategorien der „Ursprünglichkeit“ = „europäischen Urzeit“ und der „Entlehnung“ in vollendet willkürlicher Weise geschieht, dabei aber zur fast völligen Congruenz des Capitals an Kulturpflanzen, das die „europäische Urzeit“ aufweisen soll, mit dem der ältesten Schweizer Pfahlbauten führt, so läſst sich — wenn wir nicht an den wunderlichsten Zufall glauben wollen — die Annahme nicht abweisen, daſs der Stand der Flora jener Pfahlbauten bei der Feststellung der Kulturpflanzen, die als „ursprünglich“ der „europäischen Urzeit“ zugesprochen werden, mitgewirkt habe, — eine völlig erschöpfende Congruenz wurde nicht erwartet, vgl. *364 u.* o. p. 228; eine Einwirkung ähnlicher Art lieſs sich bereits für Dr. Ss ur-arischen Bestand an Hausthieren nicht ohne Wahrscheinlichkeit vermuthen, vgl. o. p. 176 ff. —

Wir wenden uns zur Besprechung des Alters und der Verbreitung der L e i n- und W e i n kultur bei den altarischen Völkern, insonderheit soweit deren Feststellung von Kriterien der Sprache abhängt. Da in methodischer Hinsicht für beide Untersuchungen vielfach dieselben oder ähnliche Gesichtspunkte maſsgebend sind, so bitte ich den Leser der einen auch die andere einsehen zu wollen. Der Behandlung des Flachses wird sich eine kurze Erörterung über die alten Worte, die sich aufs S p i n n e n und W e b e n beziehen, anschlieſsen.

102. D e r F l a c h s (cf. o. p. 221 und A. 1) : Victor Hehn[4] 135 ff. 478 ff.; vgl. Wolfgang Helbig, Die Italiker in der Poebene, Leipzig 1879, Register s. L, jetzt auch Das Homerische Epos[2] 1887, Register, und bes. p. 161 ff. Franz Studniczka, Beiträge zur Geschichte der Altgriechischen Tracht, Abhandlungen des Archäol.-Epigraph. Seminares

der Univ. Wien, herausg. v. O. Benndorf und E. Bormann VI, 1, Wien 1886. F. Kluge, WB.[4] s. Leinen, Miklosich, WB. s. lĭnŭ. Vom Flachs sagt Dr. Schrader, *p. 361 uf.*:

„Von Lineen schreibe ich die Cultur des Flachses der *europäischen Urzeit zu, dessen *europäische Namen (griech. λίνον, lat. lînum, ir. lín (léine „camisia“), got. etc. lein, altsl. lĭnŭ, lit. lìnas) *aus guten Gründen (so) nicht auf Entlehnung beruhen *können [so[1])],*) *wie V. Hehn p. 149 f. annimmt“ (so).

Die Anmerkung lautet:

*) „*Genauer steht bei diesem wichtigen Punkte die Sache so (so): lat. lînum ist wegen der Länge des Vocals (Curtius Grundz. [5] p. 366) und wegen des Adjektivums linteus[2]) (O. Weise Die Griech. Wörter im Lat. p. 125) *sicher nicht [so[1])] aus dem griech. λῐνον entlehnt. Das irische lín könnte ein Lehnwort sein, léine ist es nicht (Windisch in Curtius Grundz. [5] p. 366). Die slavischen und germanischen Wörter werden von Miklosich Die Fremdwörter in den slavischen Sprachen und O. Schade Althochd. Wörterbuch *ohne zwingenden Grund als Entlehnungen bezeichnet. Lit. lìnas endlich *ist nicht ein Fremdwort aus dem Slavischen, *wenigstens wird es von A. Brückner Die slav. Fremdw. im Lit. *nicht als solches angeführt“ (so).

[1]) Vgl. „In vielen Fällen *mufs die Sprachwissenschaft, *wenn sie ehrlich ist, gestehen, dafs sie *bei ihrer gegenwärtigen Kenntnifs der indog. Lautgesetze *nicht imstande ist, die Frage, ob eine Gleichung alt oder entlehnt sei, mit Evidenz zu entscheiden. Ob griech. Ϝοῖνος, lat. vinum etc., die sich auch im armenischen gini (vgl. gail (gayl) „Wolf“ : europ. valka) wiederfinden, ob griech. λίνον, lat. linum „Flachs“, ob griech. ὄνος, lat. asinus und zahlreiche andere durch Urverwandtschaft oder frühzeitige Entlehnung zu erklären seien, *kann mit rein sprachlichen Mitteln für jetzt kaum entschieden werden“, *p. 202 uf.* vgl. dazu o. p. 221 f. 138 und u. p. 234 ff. — Es ist erfreulich zu sehen, wenn Jemand emsig immer weiter lernt; hat es aber Dr. S. von *p. 202* bis *p. 362* desselben Buches gelernt, eine Sache so abweichend aufzufassen, so würde man wenigstens an der zweiten Stelle eine etwas weniger apodictische Formulirung des frisch Errungenen erwarten.

[2]) Vgl. „Dabei entspricht es dem Gebrauch der Sprachen in ähnlichen Fällen, dafs man sich *einerseits des schon vorhandenen Sprachguts, *anderseits neuer mit dem fremdartigen Gegenstand aus der Ferne eingewanderter Bezeichnungen bediente“: Dr. Ss „Handelsgeschichte“ I p. 206 o., vgl. auf p. 186 (s. den Text) die Verweisung auf seine „Sprachvergleichung“.

* im Druck von mir hervorgehoben.

In Dr. Ss „Handelsgeschichte", I p. 186 f., finden wir aufser der erfreulichen Nachricht seine Annahme[1]) sei „durch linguistische und historische Thatsachen wohl beglaubigt", der obligaten Verweisung auf die betreffende Stelle seiner „Sprachvergleichung" — es ist die unsrige *p. 362,* wo wie es scheint auch jene linguistischen und historischen (oder wo sonst? vgl. u. p. 243 und Anm.?) Thatsachen angegeben sind —, und den nicht auf Entlehnung beruhenden „Gleichungen" die, „sich durch alle Sprachen Europas bedeutungsvoll hinziehend" in die *v o r h i s t o r i s c h e n E p o c h e n der indogermanischen Menschheit"[1]) und in die „*U r z e i t" weisen (vgl. oben bes. p. 219. 229 ff.), — aufser diesen uns bekannten Ingredienzien finden wir dort im Wesentlichen (vgl. dazu u. p. 240 und A. 243 und A.) nur noch die Mittheilung, Dr. S. „scheue sich nicht, als Wurzel dieser ganzen Wortsippe [scil. λίνον etc. nebst lat. l i n t e u m, l i n t e a m e n = ir. l e i n e, l e i n e t etc., vgl. u. p. 240 und A.] mit Corssen Voc. I², 533 das skrt. lî, l i n â t i „sich anschmiegen", „a d h a e r e r e" anzusehen", etc. etc.; zum darauf Folgenden vgl. o. p. 225 und Anm., und u. p. 244 ff. Die übrigen Worte bitte ich bei Dr. S. nachzusehen. — Es bleibt, von der Etymologie abgesehen, sachlich also bei jener Anmerkung der „Sprachvergleichung" Dr. Ss. Die Argumentation dieses Culturforschers erscheint gegenüber der ausführlichen und doch gedrängten Darstellung Victor Hehns, die widerlegt werden soll, dem ersten Blick erstaunlich kurz und bündig; da dürfen wir wohl erwarten, dafs uns durch jedes Wort

[1]) dafs „der F l a c h s bereits in den vorhistorischen Epochen der indogermanischen Menschheit bekannt gewesen ist"; vgl. die Ueberschrift : „der Flachs war schon in den vorhistorischen Epochen der Indogermanen Europas bekannt"; s. weiter den Text.

* im Druck von mir hervorgehoben. *v. B.*

„linguistische und historische Thatsachen“ von hervorragender Bedeutung vermittelt werden.

Ob Dr. S. den Inhalt der beiden letzten Sätze seiner bedeutungsvollen Anmerkung ernstlich zu den „guten Gründen“ rechnet, aus denen die „europäischen Namen des Flachses nicht auf Entlehnung beruhen können“, weiſs ich nicht, möchte es aber zunächst nicht annehmen. Daſs die Länge des i im lat. lînum den Ansatz einer Entlehnung aus dem Griechischen nicht unmöglich macht, hat schon Victor Hehn[4] 482 u. 144 o. (vgl. unten p. 250 f. und A. 1) gezeigt (vgl. dazu Curtius[5] l. c.) : λῖνον (vgl. dazu μόρον - μῶρον, lat. môrum Victor Hehn[4] 315 ff., auch Dr. Ss „Handelsgesch.“ I p. 221 f.) ist an zwei Stellen der griechischen Literatur überliefert, es kann dialektisch sein, und aus einem solchen Dialekte würden die Italiker ihr lînum entlehnt haben; das homerische λĭνον hätte in weitem Umfange die Quantität der ersten Silbe des Wortes in der griechischen Literatur beeinflussen können. linteus läſst sich nach dem von Victor Hehn, [4] 481 f. 144 o., Gesagten meiner Meinung nach etymologisch sehr viel leichter von linum als von unserem Linde trennen, wenngleich der Römer linteus und linum als zusammengehörig empfunden haben wird. — Es sei mir gestattet hier einige Bemerkungen allgemeinerer Art anzuschlieſsen, die meine Auffassung dieser Verhältnisse verdeutlichen und näher begründen sollen.

Auch wenn kein griechisches λῖνον überliefert, λĭνον nicht homerisch wäre, und ein dialektisches λῖνον neben λĭνον keinen Boden hätte, würde glaube ich der Nachweis, daſs das Wort lînum nicht aus gr. λίνον entlehnt sein könne, schwerlich zu erbringen sein (vgl. dazu O. Weise, Die Griech. Wörter im Latein p. 61 o.), — ganz abgesehen von der Möglichkeit, daſs der Einfluſs des grie-

chischen Wortes dem lateinischen nur seine überlieferte Bedeutung gegeben hätte : die Sprache allein vermag hier nicht gar weit zu führen, in Fällen dieser Art steht das kulturgeschichtliche Moment im Vordergrunde. Zunächst dürfte es allseitig zugestanden werden dafs ein Wort bei seinem Uebergang auf sprachfremdes Gebiet der willkürlichen oder scheinbar willkürlichen Umformung in unendlich viel höherem Grade ausgesetzt ist, als solange es zu Hause bleibt. Aufser dem eigentlichen „Verhören", der einfachen ungenauen Auffassung des fremden Wortes durch das nicht daran gewöhnte Ohr — auch entsprechen sich die Laute der verschiedenen Sprachen ja sehr selten genau — würde hier die ungleich geringere Zähigkeit des gedächtnifsmäfsigen Widerstandes gegen die Tendenz, sich gegebene Lautgruppen möglichst bequem zu machen, und besonders die unwillkürliche Anlehnung an verwandt empfundene Worte der eigenen Sprache in Frage kommen; bei Worten, die einen frisch durch den Handel vermittelten Gegenstand des Gebrauches Genusses Luxus etc. bezeichnet hätten, wäre weiter die mannigfache Art des Ausrufens mit in Betracht zu ziehen, wobei die eine oder andere Silbe nicht selten in besonderer Weise gedehnt wird, der entlehnenden Gemeinschaft auch wohl der Accusativ des Wortes (scil. „kaufet") als die mafsgebende Form erscheint (cf. Victor Hehn[4] 65 M. und z. B. 333 u.) u. s. f.; vgl. dazu Victor Hehn[4] 359 uf. Oscar Weise, Die Griechischen Wörter im Latein bes. p. 67 ff.[1]), cf. Gustav Meyer, Griechische Grammatik[2] p. 177 f. So stimmen die meisten Gelehrten darin überein, dafs das lat. *o* l î v a, *o* l ĕ u m (cf. got. *a* l ê v, Kluge[4] s. Öl) aus dem Griechischen (*ἐλαίη*,

[1]) über „Volksetymologie" bes. Karl Gustaf Andresen, Ueber Deutsche Volksetymologie[4] 1883, dazu E. Förstemann, KZ. 23, 375. O. Weise, BB. 5, 68. 12, 154.

ἔλαιον) entlehnt ist (vgl. O. Weise, Die Griechischen Wörter, p. 132 f. und A. 3. Victor Hehn[4] 92. 474. Curtius[5] 359) obwohl der griechische Lautbestand im Lateinischen nicht genau wiedergegeben zu sein scheint [1]), und das lat. o (cf. got. a) sehr schön und „ursprünglich" zum griech. ε ablauten würde. — Dafs linteus mit linum etymologisch verwandt sei (cf. o. p. 234) ist, soviel ich sehe, nicht erwiesen; wenn aber linteus etymologisch zu linum (-*λίνον*) gehören sollte, so könnte deshalb linum immer noch aus gr. *λίνον* entlehnt sein. Gesetzt dafs etwa unser nhd. Hemd mit Kamisol (-camisia) doch urverwandt wäre (vgl. dazu F. Kluge, WB.[4] s. vv.), so gäbe das noch keinen „guten Grund" gegen den Ansatz, Kamisol sei Lehnwort aus camisia; dafs Kamisol, wenn es mit Hemd verwandt ist, im Germanischen Fremdwort sein mufs, linum, wenn es mit linteus verwandt ist, der italischen Sprachentwickelung ursprünglich zugehören kann ja dem Anschein nach zugehört, hebt die Möglichkeit doch nicht auf, dafs sich linteus - *λίνον* (-linum) zu einander analog verhalten, wie wir es für die Reihe Hemd - camisia (- Kamisol) beispielshalber vorausgesetzt haben. Dafs der Etymolog in solchen und ähnlichen Fällen den Möglichkeiten der Entwickelung nicht so weit nachgeht, ist natürlich, ja er thut in gewissem Sinne recht daran. In erster Linie sind für seine

[1]) Allenfalls würde sich etwa so construiren lassen:
*óleivom — *oleíva (*óleiva, alte Accentuirung, resp. nach óleivom, da das Product den Italikern füher als der Baum eine geläufige Vorstellung geworden sein mag), dann
*ólêom, olĕum — olîva.
Vgl. Friedrich Stolz, Lateinische Grammatik (Iwan Müllers Handbuch II) p. 155. Hermann Osthoff, Perfect p. 194 ff. Karl Brugmann, Grundrifs I p. 92 f. 548 ff. R. Thurneysen, KZ. 28, 155. Oscar Weise, l. c., p. 37. — Auf das Ueberwiegen des Wortes für das Product, das Oel, über die Namen des Baumes und der Frucht dürfen vielleicht auch die von H. Jordan, Hermes 15, 13 ff. besprochenen Verhältnisse zurückgeführt werden.

Erwägung und mehr noch für seine Formulirung Gesichtspunkte der Sprachentwickelung maſsgebend, müssen maſsgebend sein: für die Einsicht in die Entwickelung der Sprache wäre aber die Erwägung der Möglichkeit, daſs linteus und λίνον urverwandt, linum aus λίνον entlehnt sein könne, im Allgemeinen wenig ergiebig, während sich eine Reihe wie Hemd-camisia (-Kamisol), wenn es sich mit ihr, wie vorausgesetzt, verhält, als schönes Beispiel für eine bestimmte Erscheinung der Sprachgeschichte darstellen würde; — und jene Kürze der Formulirung, die das etymologische Wörterbuch erfordert, schiene kaum erreichbar, wenn jedesmal auf Möglichkeiten der erwähnten Art näher eingegangen werden müſste. Doch ist es andrerseits sehr erwünscht, wenn bei ihrer naturgemäſsen Einschränkung die etymologische Formulirung in solchen Fällen nicht apodictisch ausfällt. Lesen wir, Formen wie linum oder vinum etymologisch von linteus oder vitis zu trennen sei unmöglich — daraus folge daſs linum und vinum nicht entlehnt sein können —, so werden wir gern glauben daſs eine solche Trennung dem Sprachempfinden des Römers schwer gefallen wäre; sind wir aber, wenn wir uns einmal auf diesen Standpunkt stellen, nicht genöthigt nun auch die Trennung etwa von nomen und nosco (cf. cognomen-cognosco) — vgl. gr. ὄχος und ἔχω (skr. vah und sah), oder vom Schriftdeutschen aus erwähnen und wähnen — für unmöglich zu erklären? denn daſs nômen (-skr. nâman) von Alters her der italischen Sprache angehören, lînum oder vînum möglicher Weise erst später in deren Bestand aufgenommen sein würden, dürfte die Trennung von nomen und nosco gegenüber der von linum und linteus etc. doch kaum leichter erscheinen lassen. In Fällen dieser Art könnte selbst, was wir von der Ent-

wickelung der Sprache wissen, eher in die umgekehrte Richtung weisen. Worte von gleicher oder ähnlicher Form oder Bedeutung werden innerhalb derselben Sprache leicht zusammenempfunden: Aehnlichkeit der Form nähert die Worte, wenn ihre Bedeutung sich von vornherein nicht fern liegt, wohl auch im Sinn, ähnliche Bedeutung bewirkt Angleichung in der Form; die geschichtlich gegebene Aehnlichkeit von zwei oder mehr Worten derselben Sprache in Bedeutung und Laut mag also leicht nicht ursprünglich sondern erst geworden sein, — während wenn sich Worte verschiedener Sprachen in der Form und im Begriff nahe stehen, dies aufser auf dem Zufall nur auf Urverwandtschaft oder Entlehnung, also auf gleicher Herkunft beruhen kann. Worte wie vitis und vinum, linteus und linum, nomen und nosco konnten im Lateinischen leicht zusammenempfunden werden und in Form und Sinn auf einander einwirken; für linteus - nhd. Linde, vitis - Weide kann, wie für nômen - nâman oder nosco - γιγνώσκω, da Entlehnung mehr denn unwahrscheinlich ist, aufser dem Zufall, soviel ich sehe, nur Urverwandtschaft angesetzt werden. Angenommen aber, die Italiker hätten von Alters her ein Wort linteus, etwa „aus Bast", oder ein Wort vîtis, etwa „ein biegsames Gewächs" (vgl. Victor Hehn[4] 480 ff.), besessen, und nun wäre ihnen von Aufsen das Wort und der Begriff linum „Leinen" oder vinum „Wein" und dann auch die Rebe zugeführt: würde es da so gar erstaunlich sein, wenn linteus vom Namen des neuen Gewebstoffes, der die Fabrikate aus Bast und ähnlichen primitiven Stoffen ersetzt hätte, in seiner Bedeutung beeinflufst, wenn auf vitis der Begriff „Rebe" übertragen worden wäre? vgl. dazu Kluge[4] s. schreiben, Semmel. Setzen wir weiter den Fall, die Wortreihen linum - λίνον - ir. lîn etc., vinum-

οἶνος seien urverwandt, so brauchte der Begriff „Lein“ und „Wein“ ihnen deshalb noch nicht ursprünglich anzuhaften : Marschall ist ein ursprünglich deutsches Wort, deshalb deckt sich der altdeutsche marschalc, marahscalc noch nicht mit unserm Begriff vom General-Feldmarschall (vgl. „Marschall“ in Marschalls-Stab; zu Marschall Kluge[4] s. v.). — Ob demnach die Worte linum und vinum aus dem Griechischen entlehnt, ob sie im Lateinischen ererbt sind — und etwa den Begriff λίνον und οἶνος später angenommen hätten —: in dem einen wie im andern Fall würde kein zwingender Grund vorliegen, sie mit linteus und vitis urverwandt zu setzen; und wenn linum und vinum mit linteus und vitis urverwandt wären, so würde ihre Entlehnung aus dem Griechischen dadurch nicht ausgeschlossen sein. Zu vinum-vitis vgl. u. § 104.

In seiner „Handelsgeschichte“, I p. 186 f., stellt Dr. Schrader die Gruppen linum und linteus zu skr. W. lî, lat. lênis, asl. lênŭ „träge“, und vergleicht nhd. lind. In der That scheinen ein oder mehrere Bedeutungselemente etwa li-, lin- (cf. len- vgl. Kluge[4] s. lind) vorzuliegen, deren Ableitungen sich mit mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit dem Sinne nach mit linum vermitteln lassen würden; vgl. ferner z. B. Kluge[4] s. Leine cf. u. p. 246, — auch liefse sich allenfalls an jene W. li denken, die Curtius[5] 359 f. im gr. ἔλαιον zweifelnd sucht, da die Verwendung und der Anbau des Flachses auch von dessen öliger Frucht ausgegangen sein könnte, vgl. dazu Victor Hehn[4] 135, doch auch 82 ff. Wenn der Etymolog die Worte, welche eine W. li zu enthalten scheinen, säuberlich unter li zusammenstellte, so würde er die ordnende Thätigkeit üben die zunächst seines Amtes ist; wenn der Kulturhistoriker, wie es Dr. S. thut, nicht allein allerlei

li-Formen als urverwandt ansetzen, sondern auch Worten wie „ir. leine [„camisia“], leinet, lit. lintà „Zierband“, altn. linnr = *lindhr „Gürtel““ schlankweg den Begriff „linnenes Gespinnst“ [1]) zu Grunde legen wollte, so hieſse das Dinge, die zu erweisen wären, als gegeben voraussetzen. Daſs Namen für Hemd, Zierband, Gürtel nothwendig auf den Begriff „Linnengespinnst“ zurückgehen, wird sich schwerlich zeigen lassen; wie miſslich es aber wäre, allein aus etymologischen Combinationen solcher Art kulturgeschichtliche Verhältnisse erschlieſsen zu wollen, mag dieser Fall warnend lehren. Auf meine Anfrage theilt mir Hr. Prof. Dr. R. Thurneysen über diese keltischen Formen das Folgende mit: „ir. léine kann jedenfalls nicht direct mit ir. lín „Linnen, Flachs“ zusammenhängen. Dieses ist cymr. llin, corn. bret. lin, und wird wohl mit Recht als Lehnwort aus dem lat. lînum betrachtet; Entlehnung von ir. lín „Netz“ aus lînum ist fraglich. Von diesen Worten ist zu trennen cymr. llïain, corn. bret. lien „Leinen“, Stammform zunächst etwa *lïani-, *lïanjo-. Ueber dieses Wort hat Rhys, A note on some of the words for flax (Revue Celtique 7, 241 ff.) gehandelt. Er führt es auf *lis-an- zurück und leitet mit Wahrscheinlichkeit das mitteliriche léne oder léine, Gen. léned (lénead) „Hemd“ von diesem Stamme her, wenngleich neben linnenen „léne“

[1]) „Neben dieser ursprünglichen Benennung der Pflanze [des Flachses, scil. gr. *λίνον* etc.] muſs es (so) in der Urzeit auch bereits einen aus der ersteren abgeleiteten Ausdruck für das fertige Gespinnst gegeben haben. So entsprechen sich in augenfallender (so) Weise: lat. linteum, linteamen = ir. leine“ etc. [s. den Text] bis „„Gürtel“, vielleicht auch griech. *λῖτί, λῖτα* aus **λιντι, *λιντα*. Doch kann, wie z. B. Od. XIII, 73 und altir. lín „Lein“ und „Netz“ zeigen, auch der Name der Pflanze für das Fabrikat verwendet werden, ein Beweis dafür, wie eng verknüpft man sich beide dachte“ (vgl. dazu u. p. 246).

auch wollene und seidene erwähnt werden; das é erklärt er einleuchtend aus Contraction.“

Fassen wir zusammen. Dr. Schrader schreibt die Kultur des Flachses der europäischen Urzeit zu, da dessen europäische Namen aus guten Gründen nicht auf Entlehnung beruhen könnten. Gründe: 1) lat. lînum kann wegen der Länge seines Vokals, 2) wegen des Adjectivums linteus nicht aus gr. *λίνον* entlehnt sein; 3) ir. léine „camisia“ ist kein Lehnwort aus dem lat. lînum „Lein“, — vgl. o. p. 232. Dafs der Flachs ebenso wohl als etwa die Hirse oder der Spelt (vgl. o. p. 226 f. 221 A. 1. 222 und A. 1) irgend einer unbestimmten europäischen „Urzeit“ zugehören könnte, mag ich ebensowenig verneinen als ich es bejahen würde: hier ist die Entscheidung da- oder dorthin Geschmackssache. Dafs die westarischen Namen des Flachses nicht auf Entlehnung beruhen können, ist eine unerwiesene Behauptung.

ad 1. Dafs bei dem Uebergang eines Wortes auf fremdes Sprachgebiet eine Aenderung des alten Lautbestandes von der Bedeutung, wie sie die Längung eines Vocals darstellen würde, undenkbar wäre, ist ein Ansatz der sich mit dem, was wir von Wortentlehnung wissen, schwerlich vereinigen liefse, und zu wunderlichen Consequenzen führen müfste. In der griechischen Literatur finden wir seit Homer, von dem die spätere Poesie in weitem Umfang abhängig ist, in der Regel *λĭνον*; doch ist zwei Mal ein, vielleicht dialektisches *λῑνον* überliefert, — die Italiker könnten ihr lînum einem Dialekt entnommen haben, in dem das Wort „*λῑνον*“ gelautet hätte.

ad 2. Sollte linteus mit (linum-)*λίνον* — Grundbedeutung etwa „Bast“ oder ähnlich, im Griechischen früh „Lein“ — urverwandt sein, so könnte linum doch ganz wohl aus *λίνον* entlehnt sein: dafs die Urverwandtschaft

des Wortes einer fremden Sprache mit heimischen Wörtern seine Entlehnung verhindere ist, soviel ich sehe, ausdrücklich noch nicht einmal behauptet worden. Dafs linteus mit linum-λίνον urverwandt ist, läfst sich nicht erweisen, von vornherein würde Urverwandtschaft von linteus mit nhd. Linde etc. wahrscheinlich sein. Wenn linum im Lateinischen ein altererbtes Wort ist, so könnte es die Bedeutung „Lein" doch erst durch griechischen Einflufs erhalten haben. Nachdem linum aus dem Griechischen entlehnt oder darauf durch griechische Einwirkung die Bedeutung „Lein" übertragen worden wäre, hätte ein linteus, ursprünglich = „aus Bast", leicht den Begriff des vollkommeneren Stoffes, der den Bast verdrängte, annehmen können.

ad 3. Dafs dem ir. léine „camisia", wenn es den Lauten nach zu lîn-lat. lînum stimmte, der Begriff des Linnengespinnstes zu Grunde liegen müsse, ist unerweislich — Formen mit „wurzelhaftem" li- lin- (len-), deren Bedeutungen sich mit der von linum mehr oder minder gut oder übel vermitteln lassen, als ursprünglichen Begriff „Lein" aber keineswegs nothwendig voraussetzen, kommen in den westarischen Sprachen wiederholt vor. Doch hat jenes ir. léine, wie wir o. p. 240 sahen, den Lauten nach mit lîn-linum wahrscheinlich nichts zu thun.

Das wären die guten linguistischen Gründe gewesen, kraft deren Dr. S. seiner nicht näher bestimmbaren „europäischen Urzeit" die Kultur des Flachses zuschreibt, „dessen europäische Namen (griech. λίνον etc.) aus [eben diesen] guten Gründen nicht auf Entlehnung beruhen können, wie V. Hehn p. 149 f. annimmt", *p. 361 uf.*; die „historischen Thatsachen", durch welche die Annahme „wohl beglaubigt" ist, dafs „die verbreitetste und nützlichste aller Gespinnstpflanzen, der Flachs, bereits in den vorhistori-

schen Epochen der indogermanischen Menschheit [scil. „der Indogermanen Europas“, resp. in der „Urzeit“; über die Metamorphosen s. o. p. 229 ff.] bekannt gewesen ist“, „Handelsgeschichte“ I p. 186, vgl. o. p. 233 und A. 1, — diese historischen Thatsachen habe ich bei Dr. S. nicht finden können, vielleicht hat er sie vergessen; es wäre kein Unglück [1]). —

[1]) Vgl. etwa *p. 364*, cf. o. p. 228? — Wenn wir daran denken, dafs Dr. S. bei der Eruirung der vorhistorischen Kultur der Indogermanen Europas resp. der europäischen „Urzeit“ etc. besonderes Gewicht auf das Vorkommen oder Fehlen eines Kulturbegriffs bei Homer zu legen schien, vgl. o. p. 224 und Anm. 1; so würde sich allenfalls vermuthen lassen, dafs das in seiner „Handelsgeschichte“ I p. 191 über „Das homerische Griechenland“ Berichtete hierher gehöre. Auch dort kann sichs die liebenswürdige Bescheidenheit unseres Culturforschers nicht versagen, die eigene Autorität der eingehenden Erörterung Victor Hehns kurzer Hand entgegenzustellen:

„Der gebräuchlichste Textilstoff ist in den homerischen Gesängen die Wolle des Schafes (*ἔριον, πόκος, οἰὸς ἄωτος*). Dafs daneben aber auch, obwohl in geringerem Umfang, bereits im heroischen Zeitalter, *Anbau und Verarbeitung des Flachses *üblich war, läfst sich, meiner Meinung nach, *trotz V. Hehns gegentheiliger Behauptung [so] (Kulturpflanzen[3] p. 144 ff.), *in keiner Weise [bravo] bestreiten. Die beiden Punkte, welche *mit Evidenz hierfür sprechen, sind einmal der Umstand, dafs die Parzen (Od. VII, 198; Il. XXIV, 210, XX, 128:

ὕστερον αὖτε τὰ πείσεται ἅσσα οἱ Αἶσα
γεινομένῳ ἐπένησε λίνῳ, ὅτε μιν τέκε μήτηρ)

ausdrücklich als Flachsspinnerinnen gedacht werden, das andre Mal die Erwähnung der bei Wolle nicht gebräuchlichen Appretur durch Oel, welche die Mägde des Alkinoos (Od. VII, 105 ff.:

καιροσέων) δ' ὀθονέων ἀπολείβεται ὑγρὸν ἔλαιον*)

bei Herstellung ihrer Gewebe anwenden (vgl. Hertzberg Philologus XXXIII, 6).“

Dazu die Anmerkung: „*) *καῖρος, καίρωμα* „die Schlingen, welche die Kettenfäden in Ordnung halten“, vgl. Blümner Technologie und Terminologie I, 126.“

Darüber, dafs der von Dr. S. so energisch behauptete Anbau des Flachses „bereits im heroischen Zeitalter“ vorkam oder gar „üblich war“, sagen die von ihm herbeigezogenen Stellen, soviel ich sehe, nichts aus (vgl. dazu Victor Hehn[4] 143 M.). Die Citirung Victor Hehns ([3] p. 144 ff.) ist etwas weit und doch zu eng, sie verweist auf den Abschnitt über den Flachs vom Anfang an und nur auf ihn. Victor Hehn bespricht Il. 20, 128. 24, 209. Od. 7, 198: [3] p. 150 ([4] 141), Od. 7, 105 ff.: [3] p. 149 und besonders im Abschnitt über den Oelbaum p. 89 ([4] 140 und 84). [4] p. 141: „Der .. Name *λίνον* dient ... bei Homer auch für die Angelschnur, das Fischernetz und den Faden an der Spindel [vgl. dazu u. p. 246] An der Spindel zum Faden gezogen erscheint das *λίνον* in dem religiösen Bilde von dem zugesponnenen Lebensschicksal. Achilles wird dasjenige er-

* im Druck von mir hervorgehoben. *v. B.*

„Als der Flachs den europäischen Völkern zukam, da war es natürlich, dafs die vorhandenen Namen des Bastes und der Nessel und der aus ihnen gearbeiteten Produkte auf die neue Gespinnstpflanze übergingen. So erhielt das lateinische linteum den Sinn von Leinwand, während im Deutschen Lind die Bedeutung Bast und Linde die des basttragenden Baumes bewahrte. Ein keltisches Wort für Nessel ist kymbrisch dynat, danad, welches altkornisch linhaden, armorisch linad, lenad, linaden lautet (Zeuss[2] 1076). Das Primitiv davon scheint in dem bei Dioscorides aufbewahrten dakischen δύν = κνίδη, urtica (Diefenbach O. E. S. 329) und mit demselben Wechsel von d und l, wie bei dynad und linad, in dem griechischen λίνον vorzuliegen. Ist die letztere Vermuthung gegründet, so würden die Griechen, als ihnen in vorhomerischer Zeit der Flachs und die Leinwand von Asien her zugetragen wurde, ihre Bezeichnung der Nessel und des Nesselgeflechts auf das ähnliche, wenn auch vollkommnere Gespinnst aus Flachs angewandt haben“: Victor Hehn[4] 482; vgl. dazu p. 450 M. — Die Gelehrten, die sich mit dem Keltischen wissenschaftlich beschäftigen, sind zwar noch heute verhältnifsmäfsig wenig zahlreich, doch beträchtlich zahlreicher als vor wenig Jahr-

dulden, was ihm die Schicksalsgöttin bei der Geburt mit dem Leinenfaden zugesponnen (Il. 20, 128; danach auch 24, 209; ähnlich auch Od. 7, 198). Bedenkt man, dafs noch jetzt der rohe Flachs in ganzen Schiffsladungen in die Länder des Südens geht, um dort von Frauen und Mädchen im Freien, vor den Häusern, auf der Weide der Schafe und Ziegen an der Kunkel versponnen zu werden, so könnten auch die homerischen Weiber und nach ihrem Vorbild die Mören ägyptischen, palästinensischen oder kolchischen Flachs zu Fäden gedreht und zu Netzen gestrickt haben. Eine andere Frage wäre die, ob nicht λίνον in Europa ein sehr altes Wort ist, das über die Zeit des Flachses hinausgeht und nur den Faden und das daraus Gestrickte überhaupt bedeutet? Fischfang mit Angel und Netz ist eine sehr primitive Beschäftigung und Naturvölker wissen aus allerlei wildwachsenden Pflanzen, besonders denen aus dem Nesselgeschlecht, und aus dem Bast gewisser Bäume Fäden zu drehen und gewandartige Matten zu flechten. Warum sollten auch die Parzen bei Homer gerade den Lein und nicht lieber die Wolle des Schicksals abspinnen, wie sie doch später thun? (S. darüber unten).“ Zu Od. 7, 107 (vgl. Il. 18, 596) betonen sowohl Victor Hehn[4] 139 uf. cf. 84 als auch W. Helbig, Das Homerische Epos[2] 168, dafs es sich um das Wunderschlofs der Phäaken handelt, in dem alle erdenkliche Herrlichkeit zu schauen ist; die aufserordentliche Kunstfertigkeit der Phäakenfrauen am Webstuhl ist in den folgenden Versen ausdrücklich hervorgehoben. Dafs — wie immer der Vers sonst zu deuten ist — das, was Homer vom Hause des Alkinous berichtet, „im heroischen Zeitalter üblich war“, ist sogar mehr als „evident“ und läfst sich in der That nicht mehr bestreiten. — Ueber die Leinweberei bei Homer handelt besonders auch Franz Studniczka, Beiträge z. Gesch. d. Altgriech. Tracht, p. 45 ff.

zehnten, — und ist die arische Lautlehre überhaupt in der letzten Zeit rüstig vorgeschritten, so darf von vornherein erwartet werden, dafs insonderheit die am Werke des Verfassers der Grammatica Celtica und seiner nächsten Nachfolger anknüpfende Forschung die Entwickelung der Laute genauer beobachtet und es gelernt habe, sie im Ganzen wie im Einzelnen sicherer zu beurtheilen. Da mir die von Victor Hehn zweifelnd zusammengestellten Worte Bedenken erregten, so wandte ich mich mit der Bitte um Auskunft wieder an Hrn. Prof. Dr. R. Thurneysen; hier ist sie: „d und l wechseln im Britannischen sonst nicht, doch ist es natürlich unzweifelhaft, dafs cymr. dynad, danad, danadl und bret. linad, lenad, corn. linhad-en, später linaz „Nesseln" identisch sind. Den Schlüssel liefert das Irische, wo die Nesseln nenaid und nent-óc heifsen; der keltische Stamm für „Nessel" war also nenat- oder ninat-, woraus die britannischen Formen durch verschiedene Dissimilation der beiden n entstanden sind" [1]). Danach würde sich die Vergleichung der britannischen Worte mit δύν oder λίνον nicht halten lassen. Der kulturgeschichtliche Grundgedanke der, durch die vorhergegangene Darlegung vorbereitet und begründet, auch jener Vermuthung zu Grunde lag, wird dadurch nicht erschüttert: dafs die Arier vor dem Flachs primitivere Stoffe, wie Bast und Nessel (vgl. dazu W. Helbig, Die Italiker p. 22) verwandt haben werden, deren Namen sowie die Bezeichnungen der aus ihnen gewonnenen Producte

[1]) In Bezug auf das dakische propedula „Fünfblatt" beantwortet Prof. Thurneysen meine Anfrage freundlichst, wie folgt: „Das als gallisch bezeichnete πεμπέδουλα oder pompedulon ist wohl sicher keltisch, aber das gleichbedeutende dakische προπεδουλά oder προποδιλά wüfste ich nicht als keltisch zu erklären. Diefenbachs Annahme, dafs hier wenigstens eine Mischung mit dem Gallischen stattgefunden habe, scheint mir unnöthig, da er selber p. 396 eine Reihe von dakischen Pflanzennamen auf -ιλά, -ηλά anführt."

zum Theil auf Lein und Leingespinnst übergegangen sein mögen. In den arischen Sprachen Europas scheint es von Alters her eine Reihe von li-, lin-Formen gegeben zu haben, deren ursprüngliches Verhältnifs zu einander sich, soviel ich sehe, nicht mit Sicherheit bestimmen läfst : sie mögen sich gegenseitig vielfach beeinflufst haben. An diese Formen knüpft sich auf westarischem Boden auch der Begriff „Leinen, Flachs". Parallel dem Lein gehen die Begriffe „Schnur, Angelschnur, Netz"; gr. λίνον „Faden, Angelschnur, Netz", lat. linum vgl. linea, ir. lín vgl. Ernst Windisch bei Curtius[5] 366. Irische Texte s. vv., nhd. Leine bei Kluge WB.[4] : Victor Hehn[4] 141 (o. p. 243 A.)[1]). Mit dieser vielleicht schon complicirten Gruppe deren einzelne Formen, wenn sie — was nicht zu erweisen ist — vom selben Bedeutungselement ausgegangen sind, früh ihre eigenen Wege gegangen sein mögen, um sich, insonderheit auch in Folge von Kulturberührungen und Kulturübertragungen, einander dann wieder zu nähern und auf einander einzuwirken, — mit dieser Gruppe scheinen sich im Verlaufe der westarischen Sprach- und Kulturentwickelung andere Gruppen gekreuzt zu haben, die, wie lat. linteus(-Linde) oder ir. léine, ihr ursprünglich wohl fremd, einzelnen der zu ihr gehörenden Worte in Form und Bedeutung ähnlich wurden und so mit diesen zusammenempfunden werden konnten; vgl. dazu o. p. 239 f. 234. 236 ff., und etwa die Bezeichnungen der Wolle, cf. o. p. 169. Complicationen dieser Art werden sich, wie ich glaube, nur selten sauber entwirren lassen, insonderheit wenn sie uns wie in diesem Falle mit dem Beginn der Ueberlieferung fertig entgegentreten, ihre Geschichte also nur durch Vergleichung erschlossen werden könnte : ein oder

[1]) vgl. nhd. Nessel : Netz, [4]p. 482 m., cf. Kluge[4] s. vv.; aufserdem u. p. 248 A., bes. Helbig, Italiker p. 21 f.

das andere Mal finden vielleicht Sprach- und Kulturforschung, gemeinsam prüfend, die Stelle, von der aus die Entwirrung versucht werden darf. —

Die Bekanntschaft der arischen Urzeit mit Flachs oder linnenem Gespinnst kann schon wegen des Fehlens einer entsprechenden Benennung im Ostarischen nicht wahrscheinlich gemacht werden; und die kulturgeschichtliche Gesammtlage — Nomaden, dem Anschein nach ohne Kenntnifs der Bodenbestellung — würde den Ansatz urarischen Flachs b a u e s von vornherein als überaus bedenklich, ja erst dann, wenn dafür sehr gewichtige Gründe vorlägen, als discutirbar erscheinen lassen. So ist die Gleichung *λίνον* früher oder später entweder, Begriff und Wort, von Volk zu Volk entlehnt worden, oder hat den Begriff „Lein", an ähnliche Benennungen des entlehnenden Volkes anknüpfend, auf seiner Wanderung über das arische Europa hin begleitet; ist Ersteres sehr früh geschehen, so würden auch bei jener Entwickelung verschiedene Ablautsstufen in den einzelnen Sprachen kaum sonderlich befremden können[1]: — vielleicht hat hier das Eine, das Andere da stattgefunden. Das Wie und Wann hat, unter Berücksichtigung der sprachlichen Verhältnisse, die Kulturgeschichte festzustellen.

Vielleicht ist es einem oder dem andern Gelehrten, der sich grade mit diesen Dingen beschäftigt, nicht un-

[1]) So sehr bei Untersuchungen dieser Art auf Merkzeichen wie Ablaut, Lautverschiebung u. s. f. geachtet werden mufs, so lassen sich solche Merkzeichen doch auch nicht halb mechanisch deuten. Ablaut haben wir nicht ganz selten an Worten, deren historischer Begriff in ur-arischer Zeit wahrscheinlich oder sicher nicht bekannt war, oder die auch ihrer Form nach von Aufsen wenigstens beeinflufst worden sind; vgl. S a l z : Victor Hehn, Das Salz. Eine kulturhistorische Studie. Berlin 1873, bes. p. 22 uf. Ferner H a h n - H u h n : Victor Hehn[4] 260 ff. Müllenhoff, DA. II, 356 M. Hübschmann, Vocalsystem p. 164 u.; K i t z e - K a t z e : Victor Hehn[4] 374 ff. 501, und zu allen diesen Worten Kluge, WB.[4] s. vv.

willkommen, wenn ich diese Erörterung mit einer vorläufigen Darlegung des Sachverhalts beschliefse, so wie er mir auf Grund der Darstellung Victor Hehns und der Bemerkungen Wolfgang Helbigs von den Gesichtspunkten aus erscheint die unsere bisherige Untersuchung ergeben hat. —

Ueber das Alter der Schweizer Pfahlbauten und ihrer Leinkultur zu handeln fühle ich mich gegenwärtig nicht berufen; doch will ichs nicht versäumen auf die kritischen Erwägungen Victor Hehns [4] 483 (vgl. Helbig, Italiker 66 f.) und 462 ff. cf. o. p. 90 ff. hinzuweisen. Auf Franz Studniczkas „Beiträge zur Geschichte der Altgriechischen Tracht“ hat mich mein College Hr. Dr. F. Dümmler aufmerksam gemacht; zu meinem Bedauern bin ich noch nicht dazu gekommen die auch in diesem Zusammenhange anregende und, soviel ich sehe, Neues und Wichtiges bringende Schrift, der leider noch ein Index fehlt, mit der Sorgfalt zu lesen, die sie fordern darf.

Dafs die Leinkultur den Italikern nicht allein von Süden und Westen her, zu Schiff und über Grofsgriechenland zugekommen ist, dafür würde der Umstand sprechen, dafs in den Pfahlbauten der Poebene, die nach W. Helbig von Südwesten her durch die hellenische Kultur nicht beeinflufst waren, deutliche Spuren von der Kultur und Bearbeitung [1]) des Flachses gefunden sind, vgl. Die Italiker p. 16 ff. 118. 66 ff. Studniczka, l. c., 45 f. Nach Victor Hehn hat es in Süd-Etrurien verhältnifsmäfsig früh Leinenindustrie gegeben. „Ja die ganze Gegend, wo *der Tiberflufs durch buschige Wildnifs dem Meere zuströmte, wird von Gratius Faliscus als Flachs tragend geschildert, 36

* von mir im Druck hervorgehoben.

[1]) „Bindfaden aus diesem Materiale“ p. 17 cf. 21 f., vgl. oben p. 246 und Anm.

.... Und nicht blofs feucht, setzen wir hinzu, war der Landstrich am untern Tiber und darum für die stupea messis, d. h. die Flachsernte, geeignet, sondern auch Schauplatz eines *sehr alten Handelsverkehrs“, [4] 144 uf.[1]) „Die [Lein-]Pflanze selbst . . wurde in dem Italien südlich von Rom — und dieser Theil der Halbinsel war in den ersten Zeiten der römischen Weltherrschaft der civilisirte, der gebende und empfangende, der Weg in die alte Welt, auf ihn gleichsam das Gesicht der Hauptstadt gerichtet — kaum oder nur in geringem Mafse angebaut Ein ganz anderer, weiter, über die griechisch-römische Welt hinausführender Blick aber öffnet sich in dem Kapitel, welches Plinius am Anfang des 19. Buches dem Flachse und seiner Kultur in der Welt widmet. Wir erkennen hier, dafs, wenn die am Nil und im Herzen Asiens frühe blühende Linnenkultur bei ihrer Wanderung nach Europa in den warmen Gebirgslandschaften der beiden klassischen Halbinseln keine rechte Stätte fand, sie in den feuchten, nebligen Ebenen der Barbaren, auf humusreichem Waldboden, in den Ländern frischen Anbruchs sich bald üppig entfaltete. Schon Herodot 5, 12 läfst ein Mädchen vom Stamme der *Päoner in Thrakien mit dem *Flachs an der Spindel auftreten; am entgegengesetzten Ende Europas wird Spanien in früher und in später 148] Zeit als leinproducirend gerühmt *In Italien selbst aber bilden alle die von der inneren Adria her zugänglichen Gegenden, die wasserreichen, von Flüssen und Kanälen durchschnittenen Ebenen, der Landstrich, den einst Etrusker, dann keltische Völker besetzt hielten, und das von entgegengesetzten Seiten daran stofsende ligurische und venetische Gebiet von Alters her eine Zone der Flachskultur Dafs *die Etrusker frühe Flachsbau trieben, ist schon oben erwähnt und bildet *ein Symptom mehr für den Zusammenhang, der dies Volk mit dem Norden verknüpft, und für die Kulturscheide, die der Tiberflufs abgab. Jenseits der Alpen beschreibt Plinius *ganz Gallien als Leinwand webend Selbst *bis zu den Germanen jenseits des Rheins, fährt Plinius fort, ist diese Kunstfertigkeit gedrungen; *das germanische Weib kennt kein schöneres Kleid als das linnene; sie sitzen in unterirdischen Räumen und spinnen und weben dort Ungefähr dasselbe 149] sagt Tacitus, Germ. 17 *Bei den Barbaren aber wurde Leinwand nicht blofs allgemeines Lebensbedürfnifs und fand mannigfache Anwendung [vgl. dazu [4] 152 ff.], sondern gewann von dort auch Eingang in die Sitten der im Abscheiden begriffenen antiken Welt. Leinwand als Volkstracht ist nordischen Ursprungs so ging

* von mir im Druck hervorgehoben. *v. B.*

[1]) vgl. Helbig, Italiker 68.

auch das linnene Unterkleid, das eigentliche Hemde, das die Griechen und Römer in der Weise, wie die heutigen Europäer, nicht kannten, von den Barbaren aus, mit ihm der neue ... gallische Name camisia (Zeuss[2] p. 787)" : Victor Hehn[4] 147 o. bis 149 m. Und zusammenfassend, p. 156 uf. : „In den klassischen Ländern, um zu unserem Ausgangspunkte zurückzukehren, hält sich die Flachskultur [in der Gegenwart] ungefähr auf der Stufe des Alterthums. In Griechenland ist sie fast null [vgl. dazu p. 143 m.]; die flufs- und kanalreichen Ebenen der Lombardei und Venetiens bringen geschätzte Sorten von Sommer- und Winterflachs hervor, der durch eigenthümliche, sorgfältige, vielleicht aus dem Alterthum stammende Behandlung ein sehr weifses und dauerhaftes Produkt giebt; auch Toskana, das alte Etruskerland, die Romagna und die Marken haben noch ziemlich viel Flachs; je weiter nach Süden, desto sporadischer wird der Anbau, und Samen- und Oelgewinnnung der Hauptzweck. Im Ganzen ist auch das heutige Italien, trotz der zahlreichen 157] Webstühle der Lombardei, im Punkte der Leinwand den nördlicher gelegenen Ländern, der im Nebel sich verbergenden Insel Hibernia, dem Lande der Bataver, dem Cheruskersitze Westphalen, dem Lygierlande Schlesien u. s. w., nicht ebenbürtig. Wie die Baumwolle erst durch ihre Verpflanzung nach Amerika ein Weltprodukt wurde, so auch der Flachs erst im Norden Europas, welcher für diese altägyptische und babylonische Pflanze das Colonialland bildete, wie Amerika für jene ostindische." — Ferner p. 148 uf. : „Finden wir so den Flachs bei allen Völkern Mittel-Europas unter den frühe ergriffenen, weil dem Boden und Himmel zusagenden Kulturzweigen, bei den Keltiberern am biscayischen Meerbusen, den Ligurern am obern Po, den Thraken, Kelten, Germanen, so lehrt zugleich das Wort Lein, dafs ihnen Allen das Gewächs von den klassischen Völkern zugekommen war : dieser Name geht nämlich durch den ganzen Welttheil, von den Basken am Fufs der Pyrenäen durch alle keltischen und germanischen Völker bis zu den Litauern und Slaven, den Albanesen, Magyaren und Finnen, und findet sich in den Sprachen verschiedenster Herkunft wieder." Dazu der Excurs auf p. 480 ff. Frühzeitig wurden linnene Tücher, Kleider und Stoffe aus Griechenland und dem Orient auch nach Italien hinübergebracht. „Das lateinische Wort linum stimmt in der Quantität nicht mit dem homerischen λίνον überein, wohl aber mit dem Gebrauch attischer Komiker[1]) und wanderte also, *wenn es Lehnwort war,

* von mir im Druck hervorgehoben.

[1]) Vgl. dazu Gustav Meyer, Griechische Grammatik[2] p. 272 f.

aus einer Gegend ein, *deren Volkssprache jener attischen nahe stand", p. 143 uf. Dafs gegen diese Ansätze von Seiten der Sprache kein berechtigter Einwand erhoben werden konnte, haben wir oben, p. 241 f. 234 ff., gesehen. Erwägen wir aber, dafs der Anbau und die Verwendung des Flachses in Oberitalien augenscheinlich alt ist und nach Wolfgang Helbig in Zeiten zurückreicht, die der directen Einwirkung der Mittelmeerkultur auf die Poebene, von Südwesten her, vorangehen würden; so liegt der Gedanke nahe, dafs die alte Ausbreitung der Flachskultur über westarischen Boden hin, welche den Ariern Europas das Wort linum etc. mit dem Begriffe des Leines verknüpfte, zum Theil durch thrakisch-illyrische Stämme (vgl. das päonische Mädchen bei Hdt. 5, 12? Victor Hehn[4] 147 u. o. p. 249, cf. Heinrich Kiepert, Lehrbuch der Alten Geographie p. 312 f. W. Helbig, Homer. Epos[2] p. 9 u.) bewirkt sein könnte. Die thrakisch-illyrische Kulturvermittelung zwischen dem Osten und dem Westen des arischen Europa läfst sich ja nicht eigentlich beweisen, sie ist Hypothese oder besser vielleicht Theorie, — doch eine Theorie die, wie uns Victor Hehn gelehrt hat, für die Erkenntnifs der alt-arischen Kulturgeschichte unentbehrlich ist: so manche bedeutsame Erscheinung und Beziehung, die wenigstens dann, wenn wir nicht geneigt sind abwechselnd mit dem Zufall und mit immer neuen „Urzeiten" zu operiren (vgl. o. p. 106 f. 16 ff. und p. 229 ff.), sonst unerklärlich wäre, wird durch diese Theorie verständlich; vgl. o. p. 51 Anm. 89 f. 223 f. und u. § 104. Oberitalien scheint sich von jeher mit dem mittleren Europa näher berührt zu haben; und in Mitteleuropa ist die Linnenkultur in weitem Umfange früh bezeugt (vgl. Victor Hehn[4] 147 ff. o. p. 249 f., und W. Helbig, Italiker 118 ff.). In Griechenland scheint ebenso wie im Süden Italiens (Victor

* von mir im Druck hervorgehoben. *v. B.*

Hehn[4] 147 o. p. 249) der Flachsbau von Alters her, wie noch jetzt, spärlich gewesen zu sein, Victor Hehn[4] 143 M. cf. 156 u., o. p. 250. Früh blüht die Leinkultur in Kolchis, l. c. 138 o., „bei den Chalybern in Armenien fanden die Zehntausend den linnenen Harnisch (Xen. Anab. 4, 7, 15)", — eine in Asien weit verbreitete Kriegsbekleidung, l. c. 139. „Asiatische Waare mögen . . die Leinwand-Panzer gewesen sein, die an zwei Stellen des Schiffskatalogs erwähnt werden, Il. 2, 529 und 830. An der einen (die freilich ganz wie ein junges Einschiebsel aussieht) wird Ajax, Führer der Lokrer, λινοθώρηξ genannt, an der andern gleicher Weise Amphius, Sohn des Merops, einer der troischen Bundesgenossen. Dafs der letztere, ein halbbarbarischer Asiate, in der Tracht erscheint, wie die Chalyber des Xenophon, hat nichts Auffallendes; bei dem Führer der Lokrer hängt das Prädikat offenbar mit der Kampfweise dieses den Lelegern blutsverwandten Stammes zusammen: die Lokrer standen nicht Mann gegen Mann in der Schlacht, schwangen nicht den Speer und trugen nicht eherne Helme und Schilder, sondern führten Bogen und Schleuder, schossen aus der Ferne und deckten sich also zweckmäfsig durch leichtere gewebte und gesteppte Kittel (Il. 13, 373 ff. [1])). Der linnene Harnisch wird von da an durch das ganze griechische Alterthum hin und wieder erwähnt", l. c. 141 uf., vgl. 142 uf. — Ist vielleicht in uralter Zeit der Name und Begriff des Leins in ähnlicher Weise, wie es uns etwa für a r g e n t u m wahrscheinlich war o. p. 89 f., von Vorderasien ausgegangen, unter phrygisch-thrakisch-illyrischen Völkerschaften — an urverwandte Worte für Bast, Nessel etc. mitunter anknüpfend, mit ähnlichen sich wohl kreuzend, vgl. Victor Hehn[4] 480 ff. 141 (o. p. 244 Anm.) und oben p. 244 ff. — von einem Stamm zum andern gewandert, und so zu den Griechen, nach Oberitalien, — noch weiter hin gedrungen? Oder wäre l i n u m etwa von den Griechen der nordwestlichen Balkanhalbinsel nach Oberitalien gekommen? Es ist, nicht allein der Form nach, eine F r a g e die ich, auf Grund der Victor Hehnschen Darstellung und besonders durch

[1]) l. : 13, 713 ff.

W. Helbigs Erörterung veranlaſst, von den Gesichtspunkten dieser Untersuchung aus nur eben aufzuwerfen wage. Daſs besonders das feinere Gespinnst, Linnengewand und kunstreiches Gewebe insonderheit auf dem Seewege, durch die Phönikier zu den Hellenen, durch beide zu den Italikern gekommen wäre (vgl. etwa *χιτών*-tunica, und Victor Hehn [4] 136 ff. 143 M. 145 f. Wolfgang Helbig, Italiker p. 68 f. Franz Studniczka, Beiträge p. 14 ff. 46 f.), und sich von Italien und etwa Massalia aus weiter nach Gallien hinein verbreitet hätte, — diese Auffassung würde durch jenen Ansatz natürlich unberührt bleiben. —

103. Ur-arisches Spinnen und Weben: Dr. Schrader, im VI. Capitel seiner „Sprachvergleichung", *p. 396*, bes. *399 ff.* cf. *199.* „Handelsgeschichte" I p. 172 ff. cf. 168 M. — Vgl. Victor Hehn [4] 58 o. 460 f. cf. 14 u. 140. 151 f. 480 f. W. Helbig, Italiker p. 21 f. 114 f. und A. 3. A. Fick, Spracheinheit p. 281 f. 291.

Wir dürfen uns hier darauf beschränken die alt-arischen Worte für Spinnen und Weben, wie sie besonders von Dr. S. gegeben werden, mit Rücksicht auf die Frage, ob sie der arischen Urzeit angehören, einer Revision zu unterziehen. Der Versuch auf Grund solcher Worte festzustellen, in wie weit diese Künste den Ur-ariern geläufig waren, muſs, zumal bei der Verschwommenheit der Grenze zwischen einzelnen Fertigkeiten, wie z. B. weben und flechten, denen überlassen bleiben, die in diesen Dingen mit alter und neuerer Technik vertraut sind.

I. Das Spinnen. Daſs die Ur-arier [vgl. p. *397 M. 398 M.*] zu spinnen wuſsten, scheint Dr. S. „*unzweifelhaft zu sein. Dasselbe folgt nämlich einerseits aus den Gleichungen griech. *ἄτρακτος* = skrt. tarkú „Spindel" [vgl. *p. 182. 315*, und dazu das

* von mir im Druck hervorgehoben. *v. B.*

9. Capitel dieser Untersuchung p. 114 ff.], Wörter, die offenbar ursprünglich den alten Spinnwirtel bezeichneten, und griech. νέω, lat. neo „spinnen", ahd. nâan „nemine suere", altir. snáthe „filum", andererseits aus dem schon in Cap. III hervorgehobenen Umstand, dafs die Cultur des Flachses *bei den Indogermanen Europas in vorhistorischen Zeiten [vgl. dazu o. p. 229 ff. 231 ff. 241 f.] sich verbreitet haben mufs", *p. 399.* ἄτρακτος-tarkú gehören auch nach Dr. Ss „Handelsgeschichte" I 177 zu torqueo. Es läfst sich nicht ausmachen, ob ἄτρακτος und tarku „Spindel" dem Griechischen und Sanskrit von Alters her zugehören; dafs die Gleichung in der Urzeit „Spindel" bedeutet habe ist allermindestens unerweislich; — die Bildung ist in beiden Sprachen verschieden. ἄτρακτος „Spindel" (auch = „Pfeil", Thuk. Soph. Eur.: Passow) scheint vor Herodot nicht belegt zu sein; das k neben τρέπειν würde der möglichen Entlehnung aus einer kleinasiatischen Sprache [vgl. dazu o. p. 142) wenigstens nicht widersprechen. Auch skr. tarku „Spindel" vgl. PW. und N. I ist verhältnifsmäfsig spät überliefert; daneben nishṭarkya „was sich aufdrehen —, auflösen läfst" TS. Kâṭh. cf. das PW. und NPW. s. v. (vgl. tark „vermuthen, denken"); dazu wohl drechseln Kluge [3. 4] s. v. cf. Curtius [5] 468. Fick I [3] 92. Dafs in ur-arischer Zeit an der W. etwa trek oder an einigen Ableitungen von dieser Wurzel — ἄτρακτος-tarku sind nicht identisch — der technische Begriff der „Spindel" gehaftet hätte ist gegenüber den nishṭarkya, „drechseln", torqueo (cf. torcular „Kelter"), τρέπω nicht sonderlich wahrscheinlich, zum Mindesten nicht zu erweisen; und ἄτρακτος-tarku von dieser Sippe, der sie dem Augenscheine nach zugehören, kurzer Hand zu trennen, würde glaub ich den meisten Gelehrten widerstreben, — auch dürfte ein solches Verfahren der ur-arischen Spindel

* von mir im Druck hervorgehoben. *v. B.*

nicht einmal aufhelfen. Wir werden diese Gleichung also besser auf sich beruhen lassen. Die Gleichung νέω vgl. unser n ä h e n Kluge [4] s. v. cf. Dr. Ss „Handelsgesch." I 174 f. zeigt verschiedene Bedeutung und ist nur westarisch. — Die weiteren Zusammenstellungen, „Handelsgesch." I 174 ff. 181 f. sagen nichts von ur-arischem Spinnen; über skr. v a r t a n a, v a r t u l â p. 177 s. das PW. s. vv. (zu v a r t a n î vgl. das NPW.) und s. v a r t, cf. lat. v e r t e r e und Kluge[4] s. w e r d e n. Fick I[3] 215. Zur „Masse der g r u p p e n w e i s e n Uebereinstimmungen", die „zu bedeutsam" ist etc. p. 181 vgl.[1]) besonders das 9. Capitel dieser Untersuchung, p. 114 ff., und oben p. 212 ff.

II. Das W e b e n. Eine alte Gleichung: w e b e n- ὑφαίνω - av. v a b (u b d a ê n a : Chr. Bartholomae, Arische Forschungen I 15, vgl. Justi s. v. und o. p. 175) - skr. û r ṇ a-v â b h i („Spinne" PW. und N. I s. v.), Curtius[5] 295 f. cf. 60 f.; Kluge WB.[4] s. v.: „w e b e n Ztw. aus mhd. w ë b e n, ahd. w ë b a n st. Ztw. „weben, wirken, flechten, spinnen""; Kluge verweist auch auf skr. u b h „binden", cf. PW. und N. I. NPW. IV 297; — û r ṇ a - v â b h i bezeugt nicht nothwendig die Bedeutung „weben" für skr. *v a b h, vgl. unser „Spinne". Nach Dr. S. *p. 400 o.* wären wir, auf Grund von Funden aus den Schweizer Pfahlbauten, „bei den zahlreichen Berührungen, welche wir zwischen" deren ältester Kultur „mit (so) der primitiven indogermanischen Gesittung gefunden haben", vielleicht berechtigt anzunehmen, „dafs ὑφαίνω und seine Sippe, wie schon V. Hehn (vgl. oben *p. 45 f.* [2])) vermuthete, ursprünglich mehr das Flechten als das Weben bezeichnet hätte." „Dafür aber, dafs in der Urzeit eine wenn auch noch so primitive Webevorrichtung vorhanden war" (Blick

[1]) auch z. B. „Sprachvergl." *p. 170 uf.*
[2]) Victor Hehn [3] 497. [4] 460, u. p. 256.

auf die Pfahlbauten), spricht ihm der Umstand, „dafs in den indog. Sprachen für die beiden wichtigsten Theile des ursprünglichen Webestuhls, den Aufzug (Kette) und den Einschlag sehr alte und gemeinsame Namen zu bestehen scheinen“, etc. Der einzige unter den jetzt folgenden Namen, der auch ostarisch ist, wäre skr. sthávi „Weber“ (vgl. „Handelsgesch.“ I 179 uf.), für den ich auf das PW. verweisen darf. In Dr. Ss „Handelsgeschichte“ I 178 ff. 182 ff. bitte ich denjenigen, der sich dafür interessiren sollte, die Worte nachzusehen; fürs ur-arische Weben (über ἦτριον 179 o. s. dort und Leo Meyer, Vgl. Gramm. d. Griech. und Lat. Spr. I[2] 176 M. Fick I[3] 203 f. cf. Curtius[5] 60 f.) nichts Weiteres, was von Belang wäre.

So haben wir, Dr. S. folgend, für ur-arisches Spinnen im arischen Sprachschatz kein irgend deutliches Anzeichen, fürs Weben die W. vabh (s. o.) gefunden. Victor Hehn[4], p. 460 : „Wüfsten wir nur gewifs, dafs diese Wörter in der Urzeit nicht auf das kunstreiche Stricken, Flechten und Nähen, sondern auf das Drehen des Fadens an der Spindel und auf das eigentliche Weben am Webstuhl gingen! Beim Flechten von Matten aus Lindenbast mit Lang- und Querstreifen, einer beinernen Nadel, an die das Band befestigt war, oder einem Röhrknochen, durch den es lief u. s. w., konnten sich Ausdrücke ergeben, die auf das spätere Aufzug, Einschlag u. s. w. leicht Anwendung fanden. Noch heut zu Tage wird bei conservativen Völkchen in abgelegenen Winkeln Europas das Weben in Weise dieses ursprünglichen Strickens oder Flechtens betrieben Wer dem Urvolke die Kenntnifs der Weberei zuschreibt, sollte nicht vergessen, dafs diese Kunstfertigkeit von sehr rohen Anfängen durch viele Stufen bis zur Vollendung in historischer Zeit sich entwickelt hat. Wie leicht schiebt sich der Phantasie des Sprachvergleichers ein jetziger Webstuhl, ein hindurchfliegendes Schiffchen u. s. w. unter! Im Uebrigen sind im Griechischen und Lateinischen die Wörter, mit denen Spindel und Webstuhl und die Verrichtungen damit bezeichnet werden, sehr ungleich“, etc. [1]). —

[1]) In seiner „Handelsgeschichte“ I 168 M. sagt Dr. S.: „In der

104. Der Wein (cf. o. p. 231. 227): Victor Hehn[4] 59 ff. 464 ff. bes. 466 f. 480; vgl. Wolfgang Helbig, Die Italiker p. 16. 18. 27. 71. 109 ff. Das Homerische Epos[2] 7 ff. Heinrich Nissen, Italische Landeskunde I 441. 451 ff. — Dr. Schrader, *p. 377 f.* :

„Hingegen, glaube ich, ist die schwierige Frage, wann und von wannen die Rebe und der Wein in den Gesichtskreis der indog. Völker gekommen sei, durch die Auseinandersetzungen V. Hehns, welcher beides für ein Culturgeschenk der semitischen Welt hält, nicht gelöst worden. *Auch ich getraue mir nicht, in dem Rahmen *dieser kurzen Skizze dies zu thun, sondern möchte zum Schlufs dieses [IV.] Capitels nur auf diejenigen linguistisch-historischen Thatsachen hinweisen, welche nach meiner Meinung als eine *sichere Basis einer erneuten Untersuchung über die *Herkunft des Weinstocks bei den indog. Völkern gelten können.

1) Die nordeuropäischen Namen des Weines altir. fín, got. vein, altsl. vino sind aus lat. vinum entlehnt (Miklosich Fremdwörter, Curtius Grundz.[5] p. 390). Lit. wȳnas entstammt wiederum dem Slavischen (Brückner a. a. O. p. 153).

2) *Wie die Rebe bereits in den Pfahlbauten der Poebene (vgl. oben *p. 364*) vorkommt, *so ist auch lat. vi-num, welches von vitis etc. *nicht getrennt werden kann, uritalisch: umbr. vinu abl., osc. Viínikiís = Vinicius, volsk. vinu (Bücheler, lex. it. XXX). Eine Entlehnung des lat. vinum aus griech. *οἶνος* ist aber *auch aus sprachlichen Gründen unwahrscheinlich, welche von O. Weise, Die griech. Wörter im Lat. p. 127 richtig hervorgehoben werden.

3) Griech. *οἶνος, Ϝοῖνος* ist nicht aus hebr. jaʿn, arab.-aethiopisch wain entlehnt; denn abgesehen davon, dafs wenn an eine phönicisch-hebräische Quelle des griechischen Wortes zu denken wäre, letzteres eher **ἰοῖνος*, **joῖνος* nicht *Ϝοῖνος* lauten müfste, fehlt es für die Erklärung der semitischen Formen an einer *befriedigenden Wurzel, welche für die indog. (vî) vorhanden ist (vgl. A. Müller in Bezzenbergers Beiträgen zur Kunde d. indog. Sprachen I p. 294). Noch viel weniger ist mit F. Hommel Die Namen der Säugetiere etc. p. 290 u. 414 f. an einen vorhistorischen (so) Culturaustausch der Semiten und Indogermanen zu denken (vgl. oben *p. 149*).

That läfst sich eine scharfe Grenzscheide zwischen Spinnen einer-, Weben andererseits und Flechten weder sachlich noch historisch ziehn. Man wird am Besten erst dann von dem Vorhandensein der beiden erstgenannten Begriffe reden, wenn bestimmte Geräthe erfunden sind, welche beide Techniken erleichtern“, etc.

* von mir im Druck hervorgehoben. *v. B.*

378] 4) Lat. vinum und griech. Ϝοῖνος (alb. gegisch. βένε-α (βαΐν), entlehnt?) sind vielmehr zunächst zu armen. gini „Wein“ zu stellen, dessen g lautgesetzlich ursprünglichem v entspricht; vgl. gitel „wissen“ : W. vid, gail „Wolf“ = got. vulfs etc. (P. de Lagarde Armen-Stud. p. 35 u. Hübschmann K. Z. XXIII p. 16). Auch γοῖνος = οἶνος Hesych und vielleicht thrakisch. γάνος (Suid. I, 1, 1071 nach P. de L.) gehören hierher*). Mit armen. gini**) sind wir aber in die natürliche Heimat des Weinstockes, in die Gegenden des Pontus und Kaspischen Meeres gekommen.

5) Der Weinstock und seine Traube, nicht aber der Wein als Getränk scheint auch in den Oasenländern östlich des Kaspischen Meeres, bei den turko-tatarischen Völkern sehr frühzeitig bekannt gewesen zu sein, da sich in allen Dialekten eine gleichlautende Bezeichnung der Traube (üzüm, mong. üdsüm) findet (Vámbéry Primitive Cultur p. 218 f.).

6) Hingegen war der Weinstock der ältesten sumerisch-accadischen Bevölkerung Mesopotamiens unbekannt; später heiſst er hier gish-tin „Holz des Lebens“ (vgl. F. Hommel Die vorsemit. Culturen p. 408).“

Die Lösung der schwierigen Frage, die auch Dr. S. in dem Rahmen dieser kurzen Skizze sich bescheidener Weise nicht zutraut, scheint auf der hier gegebenen „sicheren Basis“ in desselben Autors „Thier- und Pflanzengeographie“, p. 24—30 zu erfolgen, — „übrigens ein ziemlich compilatorisches und nichtssagendes Büchlein“ sagt in seiner bescheiden freundlichen Art beiläufig p. 27 M. in diesem Schriftchen Dr. S., nicht von diesem Schriftchen, vgl. dort vielmehr p. 30 u.; dazu oben p. 177 ff. Ich bin nicht in der Lage die ganze Behandlung abzudrucken, und will es versuchen, was daraus in diesem Zusammenhange von Interesse sein könnte, so kurz als möglich wiederzugeben.

Dr. S. geht davon aus, daſs „bezüglich der Bekanntschaft der Indogermanen mit dem Weine bisher (so)

*) Eine zweite auf der Balkanhalbinsel verbreitete Benennung des Weines, namentlich des ungemischten, ist griech. χάλις, makedonisch κάλιθος (Orient und Occident II p. 721), thrakisch ζίλαι (P. de Lagarde Ges. Abh. p. 279).

**) „gini, gen. ginüoy, ist ein Adjectiv auf -i , das von einem uns unbekannten Hauptworte *gin (mit langem ī) hergeleitet ist“, P. de Lagarde Arm. Stud. p. 36 Anm.

zwei sich entgegengesetzte Meinungen vertreten waren" : nach der einen (A. Kuhn[1]) und A. Pictet) wären vinum etc. mit skr. vêna, einem Beinamen des Sôma, urverwandt, der Wein ur-arisch; nach der anderen (Victor Hehn[2])) stammten Begriff und Wort aus dem Semitischen. Auf Grund des auf *p. 377 f.* seiner „Sprachvergl." Gesagten erlaubt sich Dr. S. eine dritte, in gewissem Sinne vermittelnde, Ansicht aufzustellen. — Der arische Norden Europas hat den Namen und Begriff des Weines aus dem Süden, insonderheit aus Italien erhalten. Die Italiker und Griechen kennen den Wein schon im Beginn ihrer Ueberlieferung, in Italien spiegelt sich vinum auch in den übrigen Dialekten, der Weinstock ist in den Pfahlbauten der Poebene nachgewiesen; „für die Urbekanntschaft (so) der Griechen mit dem Weine spricht aber namentlich auch die Verwendung des Stammes *οἰνο-* zur Bildung zahlreicher Eigennamen (Orts- und Personennamen)", p. 26 M. Lat. vinum läfst sich von vi „winden", vi-tex, vi-tis, vi-men etc. nicht trennen; lat. î = gr. *οι* wäre, die Entlehnung des lat. vinum aus *οἶνος* vorausgesetzt, ohne Analogie (O. Weise, l. c.). — Bis hierher sinds im Wesentlichen die uns von Dr. Ss „Sprachvergleichung" her bekannten Punkte. Die Verwendung von *οἰνο-* zur Bildung zahlreicher Eigennamen (vgl. Victor Hehn[4] 60)

[1]) Die Stelle, an der Adalbert Kuhn den Wein — nicht das Wort, sondern den Trank — für ur-arisch erklärt, habe ich nicht gefunden. KZ. 1, 191 f. hält er für ur-arisch nur das Wort, das „den Deutschen von Alters gleichfalls ein liebliches, berauschendes Getränk im Allgemeinen bezeichnet haben werde, dessen Namen später, als der Rebensaft bekannt wurde, dieser mit Recht erhielt."

[2]) Dafs aus der semitischen Herkunft des Wortes die des Begriffes gefolgert sei, ist für Victor Hehns Ansatz nur sehr bedingt richtig : „lehrt auch die Identität der Benennung, denn die umgekehrte Annahme . . ., die Semiten hätten das Wort von den Ariern entlehnt, ist kulturhistorisch von der äufsersten Unwahrscheinlichkeit", [4] 63 uf.; die kulturgeschichtliche Erwägung steht hier durchaus im Vordergrunde, vgl. u. p. 277.

würde an sich natürlich nicht mehr aussagen, als dafs um die Zeit jener Bildung der Wein im Leben des Volkes Bedeutung gehabt hätte, — und wir wissen ja, dafs er „bei den homerischen Griechen schon in allgemeinem Gebrauch ist und überall als eine natürliche Gabe des Landes vorausgesetzt wird" (Victor Hehn[4] 59; vgl. Buchholz, Hom. Real. II, 1, 119. I, 2, 261, und Dr. Ss „Thier- und Pflg. 26 M.); von griechischer „Urbekanntschaft" mit dem Wein erfahren wir dadurch nichts; — vgl. dazu auch oben p. 21 f. „Sind wir somit einerseits mit den namhaftesten Sprachforschern wie G. Curtius, G. Meyer und anderen der Meinung, dafs die Gleichung vinum-οἶνος auf *Urverwandtschaft beruhe, so *theilen wir doch andererseits die Bedenken, welche V. Hehn (Kulturpflanzen[3] S. 505[1])) gegen die Annahme der Weinkultur *in irgend einer vorhistorischen Epoche der Indogermanischen Geschichte äufsert. Auch wir sind der Meinung, dafs die Pflege des Weinstocks einen Grad von Sefshaftigkeit voraussetzt, wie er bei den *in vorgeschichtlichen ebenso als in den ersten geschichtlichen Zeiten ein halbnomadisches Leben führenden Indogermanen nicht angenommen werden darf. Bei so bewandten Dingen aber scheint mir *logischer Weise (so) nur (so) eine Möglichkeit übrig zu bleiben: Die Gräco-Italiker müssen (so) den Wein in wildem Zustand, also in seiner eigentlichen Heimath kennen gelernt haben", p. 26 uf. Indem es Dr. S. jetzt versucht, sich „ein Urtheil zu bilden über die Frage, welcher Theil der Erde denn als der Ausgangspunkt der vitis vinifera genannt werden könne", so beruft er sich „auf die Autorität des in pflanzengeographischen Dingen wohl competentesten Beurtheilers A. Grisebach, welcher in seinem Werke „Die Vegetation der Erde" I, S. 323, ausdrücklich die dichten Waldungen des Pontus und Thrakiens bis hinauf zur Donau, eine an Schlinggewächsen besonders reiche Gegend, als die ursprüngliche Heimath des Weinstocks bezeichnet". „Nichts aber ist wahrscheinlicher", so fährt Dr. S. fort, „als dafs

* von mir im Druck hervorgehoben.

[1]) [4] 467.

der griechische Stamm vor seiner Einwanderung nach Hellas eine geraume Zeit in dem Norden der Balkanhalbinsel ansäfsig war, und auch, was die Italer betrifft, ist es, zumal wenn dieselben von dem Nord-Osten Europas herkamen, annehmbarer, dafs sie die Thäler der Donau und hinauf nach Pannonien, Istrien und Venetien nach Italien einwanderten, als dafs sie sich durch und über die Alpen den Weg bahnten. Unsere Ansicht aber, dafs sich hier im Norden der Balkanhalbinsel die Gleichung vinum : *οἶνος* gebildet habe, *gewinnt an Bedeutung, da sich dieselbe auch jenseits des Bosporus *vielleicht in einem thrakischen *γάνος* (?), *mit voller Sicherheit aber in dem armenischen gini „Wein“ fortsetzt, dessen g lautgesetzlich gleich indog. v ist (vergl. Hübschmann, Armen. Stud. I, S. 25). Auch in kaukasische Sprachen ist das letztgenannte armenische Wort gewandert, wo es georgisch g'wino, lasisch g'ini, mingrelisch g'wini lautet“, p. 27 f. Auch gr. *χάλις* kehre im Thrakischen und Makedonischen wieder, vgl. o. p. 258 Anm. *). Thrakien ist von Alters her als Weinland bekannt, „und nach der Ueberlieferung der Alten (vgl. Kulturpflanzen[3] S. 65 f.[1])) war der Kult des Dionysos auf der ganzen nördlichen Balkanhalbinsel verbreitet. Auch in Italien führen alte Sagen von der Herkunft des Weinstocks nach dem Norden Griechenlands zurück“. — Ich merke an, dafs ich — abgesehen von dem Artikel seiner „Sprachvergleichung“, den Dr. S. „Zur Geschichte der linguistischen Palaeontologie“ benannt hat, vgl. bes. *p. 78 ff.* cf. *97 ff.* — von einer engeren gräco-italischen Gemeinschaft bei Dr. S. sonst keine Spuren gefunden habe[2]); vielleicht sind Andere glücklicher. Uebrigens hat, soviel ich sehe, die gräco-italische Gemeinschaft vor anderen „Urzeiten“ Dr. Ss den Vorzug, zur Erschliefsung der ur-arischen Kultur (vgl. o. p. 229 ff.) nicht verwandt zu werden. Da ich den Ansatz einer oder vielleicht mehrerer uralter Perioden näherer Beziehungen zwischen Griechen und Ita-

* von mir im Druck hervorgehoben. *v. B.*

[1]) [4] 61, u. p. 275 f.

[2]) im Allgemeinen ist wohl an *p. 175 ff.*, vgl. o. das 9. Capitel dieser Schrift p. 114 ff., zu denken.

likern (vgl. m. „Beiträge“ p. 13 f. 29 ff., und unten den Anhang § 127) für eine beachtenswerthe Hypothese halte, so füge ich aufserdem nur bei, dafs grade ein Gegenstand der „äufseren“ Kultur, der Technik des Genusses etc., bei der verhältnifsmäfsig leichten Uebertragbarkeit dieser Dinge und ihrer Bezeichnung, zur Erschliefsung so alter Beziehungen, wie sie hier vorausgesetzt werden, in der Regel wenig geeignet sein dürfte. Doch — der besondere Fall mag eine Ausnahme von der Regel sein; sehen wir zu.

Wenn ich Hrn. Dr. S. recht verstehe, so würde die Vorstellung, die er sich von diesen Verhältnissen gebildet hat, etwa folgende sein. Im Norden der Balkanhalbinsel, in den „dichten Waldungen am Pontus“ sowie in Thrakien, bis zur Donau, — dort in der Heimath des Wein stocks (nach Grisebach I 323 vgl. 125 f.) führten die Gräcoitaliker (wie „in vorgeschichtlichen ebenso als in den ersten geschichtlichen Zeiten“ die Arier überhaupt) „ein halbnomadisches Leben“. Die Weinkultur, gegen deren Annahme „in irgend einer vorhistorischen Epoche der indogermanischen Geschichte“ Bedenken sprechen die Dr. S. theilt, war ihnen natürlich fremd. Doch freuen sich der Gräco-italiker halbnomadische Gemüther der Rebe und ihrer Frucht, die sie in der eigentlichen Heimath des Weinstockes in wildem Zustande kennen lernen und mit einer Ableitung von der W. vi „winden“ etwa voinos benennen: — denn es ist doch wohl die Rebe und die Traube, an denen sie Gefallen finden, noch nicht das künstlich aus dem Saft der Weinbeere gewonnene Gährungsproduct. Oder wissen sie schon die Beere zu keltern und das berauschende Getränk zu bereiten? dem Anscheine nach nicht; zu denjenigen „linguistisch-historischen Thatsachen, welche nach“ seiner „Meinung als eine sichere Basis einer erneuten Unter-

suchung über die Herkunft des Weinstocks bei den indog. Völkern gelten können“, zählt Dr. S., in seiner „Sprachvergleichung“ *p. 378* N. 5 (o. p. 258) vgl. auch p. 30 und 25 seiner „Thier- und Pflanzengeogr.“, die Thatsache, dafs der Weinstock und seine Traube nicht aber der Wein als Getränk bei den turko-tatarischen Völkern sehr frühzeitig bekannt gewesen zu sein scheine (vgl. dazu u. p. 268 f.). Das im Norden der Balkanhalbinsel, zunächst zur Bezeichnung von Rebe und Traube gebildete Wort finden wir auch im Armenischen, in kaukasischen Sprachen. — Nun brechen die Griechen und Italiker auf, diese ziehen durch Pannonien Istrien Venetien nach Italien, die Hellenen wandern in Hellas ein, die einen wie die andern ein halbnomadisches Leben führend, beide ohne Weinkultur, gegen deren Annahme, „in irgend einer vorhistorischen Epoche der indogermanischen Geschichte“ Bedenken vorliegen, die Dr. S. theilt. Doch bewahren beide, in dankbarer Erinnerung an Tafeltraube und Traubenkur oder etwa im Vorgefühl des kommenden Weingenusses, freudig den Namen der Rebe, der Traube. Sollten es aber die Gräco-italiker in jenen alten Sitzen im Norden der Balkanhalbinsel, in der eigentlichen Heimath des Weines gelernt haben, aus der wildwachsenden Traube den Rauschtrank zu bereiten: gebaut haben sie die Rebe dort nicht, noch lange lange nachher haben sie keinen Wein gebaut, und so haben sie die Rebe auch nicht in die neue Heimath mitgebracht; denn „gegen die Annahme der Weinkultur in irgend einer vorhistorischen Epoche der indogermanischen Geschichte“ bestehen Bedenken, die Dr. S. theilt, und auch er ist „der Meinung, dafs die Pflege des Weinstocks einen Grad von Sefshaftigkeit voraussetzt, wie er bei den in vorgeschichtlichen ebenso als in den ersten geschichtlichen Zeiten ein halbnomadisches Leben führenden Indogermanen nicht angenommen

werden darf"; — in der That würde der Ansatz, daſs gröſsere Völkermassen, die den Wein zu bauen wissen, wandernd und sich fortschiebend die Weinkultur weiter trügen, gar bedenklich erscheinen, auch lieſse sich der Weinbau mit der kulturgeschichtlichen Gesammtlage, wie sie sich aus anderen Kriterien für die Griechen und Italiker jener Zeit ergiebt, schwerlich vereinigen: vgl. Victor Hehn [4] 467. 106 f. Andrerseits ist der Wein den Griechen „urbekannt", vinum ist „uritalisch", der Weinstock „selbst in den zweifellos vor jeden griechischen Kultur- und Colonisationseinflüssen liegenden Pfahlbauten der Poebene mit Sicherheit nachgewiesen worden"; kulturhistorisch ists nicht wahrscheinlich und sprachlich betrachtet wird die Meinung nicht annehmbarer, daſs lat. vinum aus *οἶνος* entlehnt sei, Th. p. 26. — Also: die Italiker und Griechen kennen den Weinbau von Alters her, der Wein ist den Hellenen urbekannt und uritalisch ist er auch; entlehnt ist ihre Weinkultur augenscheinlich nicht, die Italiker haben den Wein gewiſs nicht von den Griechen, die Gleichung vinum-*οἶνος* beruht auf Urverwandtschaft; — und aus der eigentlichen Heimath des Weines, wo ihn „die Gräco-italiker in wildem Zustand kennen gelernt haben müssen", haben sie Rebe und Weinkultur nicht mitgebracht. Denn gesetzt, „die Gräco-italiker" hätten „den Wein" — wie sie „logischer Weise müssen" — „in wildem Zustand, also in seiner eigentlichen Heimath kennen gelernt", als sie noch gemeinsam im Norden der Balkanhalbinsel saſsen; gesetzt, sie hättens dort gelernt die Traube zu keltern und aus deren gährendem Saft den Wein zu bereiten: — daſs sie den Wein künstlich gezogen, daſs sie ihn beim Weiterwandern und Sich-weiter-Schieben immer wieder gepflanzt haben und als Weinbauern in Hellas und Italien eingezogen sind, hält auch Dr. S. — mit Recht, wie ich glaube —

für unwahrscheinlich; — haben aber die Gräco-italiker im Norden der Balkanhalbinsel den Weinbau, wie auch Dr. S. annimmt, nicht gekannt, so mufste ihnen mit der Entfernung von den alten Sitzen auch der Begriff und Name des Weines schwinden, sofern ihnen die Erinnerung daran nicht etwa durch den Import des berauschenden Trankes von Zeit zu Zeit aufgefrischt worden sein sollte. Gesetzt aber dafs die Gräco-italiker, wie Dr. S. (vgl. o. p. 262 f.) anzunehmen scheint, nur die Rebe und Traube nicht den Wein gekannt haben, so würde ihnen nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge, wenn der Wein nicht auch am neuen Wohnort wild gedieh, beim Weiterrücken der Begriff des Gewächses und seiner Frucht bald abhanden gekommen sein: an Traubenimport darf schwerlich gedacht werden. Dafs sich die Griechen und Italiker in diesem Fall den Namen der Traube bewahrt hätten um ihn später auf den Wein zu übertragen, wäre ein Beweis von erstaunlicher Vorsicht in der Behandlung solcher Worte, die man später einmal wieder brauchen könnte. Ist mithin Dr. Ss Ansatz richtig; haben die Gräco-italiker, wie sie „logischer Weise müssen“, den Wein in wildem Zustand, also in seiner eigentlichen Heimath kennen gelernt: so würden die Italiker und Griechen aus den alten Sitzen im Norden der Balkanhalbinsel alleräufsersten Falles den Namen und Begriff des berauschenden Getränkes, nicht die Weinkultur mitgebracht haben. Für die Frage, woher ihnen der Weinbau gekommen ist, hätte also Dr. Ss Construction höchstens indirect irgend ein Interesse; dagegen schafft sie, durch geographische Erwägungen unterstützt, nicht allein eine gräco-italische „Urzeit“, sondern localisirt diese auch im Norden der Balkanhalbinsel, am Pontus und in Thrakien bis hinauf zur Donau. —

Neu ist die Hypothese Dr. Ss in dieser Form. Wolf-

gang Helbig spricht in seiner Schrift über „Die Italiker in der Poebene“ (Beitr. z. Altital. Kultur- und Kunstgesch. I) die Ansicht aus, daſs die Bewohner der Pfahlbauten in der Emilia die Rebe gebaut hätten, Reste des Weinstocks seien mehrfach gefunden worden, p. 16 und A. 3 cf. 109 A. 3; ob man nur die Beeren gegessen, ob Most und Wein bereitet habe, sei ungewiſs, — der Mangel an Vorrichtungen zum Auspressen der Trauben, an gröſseren Gefäſsen die zur Aufbewahrung von Most oder Wein geeignet wären, würde eher vielleicht zur ersteren Annahme führen können doch lieſse sich darüber Sicheres den Funden nicht entnehmen, p. 18. Auch den alten Latinern scheine die Kenntniſs der Most- und Weinbereitung anfänglich gefehlt zu haben, p. 71 vgl. Victor Hehn [4] 65 f. Helbig setzt jene Pfahlbauten in die Zeit vor der Einwirkung des hellenischen Handels und der hellenischen Colonisation von Süden und Westen her; auch andere Anzeichen lieſsen darauf schlieſsen, daſs die Hellenen den Weinstock in Italien vorgefunden haben, p. 109. Da Spuren dahin deuten, daſs die Most- und Weinbereitung den ältesten Italikern fremd war, so könnten die Latiner die Weinbereitung gleichwohl erst von den Hellenen gelernt haben, könnte vinum ein griechisches Lehnwort sein, p. 110. Ob die Italiker, die den Weinstock bereits in den südlich vom Po gelegenen Pfahlbauten pflegten, die Rebe aus früheren mitteleuropäischen Sitzen mitgebracht haben, lasse sich nicht bestimmen; möglich sei, daſs die Rebe den Gräcoitalikern schon vor ihrer Sonderung, etwa am Schwarzen Meer, nördlich von der Balkanhalbinsel im Donauthal, bekannt geworden war, „denn an den Küsten des Schwarzen Meeres nehmen die Botaniker die Urheimath dieser Pflanze an (Grisebach, Die Vegetation der Erde I p. 125 ff.), während in dem Donauthale Boden und Klima dem Gedeihen

derselben in hohem Grade förderlich sind", p. 111 M. Die Lösung des Problems sei vom „Bestande der untersten Schichten der nördlichsten, also ältesten Pfahldörfer" abhängig, p. 112 M. „Läſst es sich nämlich nachweisen, daſs Reste dieser Kulturpflanze in den untersten Schichten der lombardischen Terremare vorkommen, dann darf man annehmen, daſs die Italiker als Weinbauern in die Apenninhalbinsel einwanderten. Ergiebt sich dagegen durch eine Reihe scrupulöser Untersuchungen das entgegengesetzte Resultat, dann spricht alle Wahrscheinlichkeit dafür, daſs die Rebe nicht bei der Einwanderung mitgebracht, sondern erst eingeführt wurde, als die Italiker angefangen hatten, die südlich vom Po gelegene Landschaft zu besiedeln. Man würde, wenn sich die letztere Annahme als die richtige herausstellen sollte, zunächst an die Beziehungen zu denken haben, welche in der Urzeit auf dem um den istrischen Meerbusen herumführenden Landwege Oberitalien mit dem nordwestlichen Theile der Balcanhalbinsel verbanden, Beziehungen, deren eingehendere Betrachtung zweckmäſsiger in unserem zweiten Bande erfolgen wird. Doch kann ich nicht umhin, bereits hier auf eine Glosse des Hesychius (S. v. *ἀμιναῖον*) zu verweisen: *ἡ γὰρ Πευκετία Ἀμιναία λέγεται*[1]). Die Peuketier waren während der historischen Zeit in Apulien ansässig und gehörten zu den illyro-griechischen Völkerschaften, welche aus dem Nordwesten der Balcanhalbinsel nach Italien einwanderten (Vgl. Hermes XI p. 257 ff.). Wenn sie auch Amineer genannt wurden und derselbe Name der Traubensorte eigenthümlich war, welche als die älteste auf italischem Boden galt (Seite 109), so giebt dieses Zusammentreffen vielleicht einen Wink über die Gegend, aus welcher, wie über die Völkerbewegung, durch welche der Weinstock nach Italien eingeführt wurde" etc., p. 112 f. — Helbig stellt die Frage also dahin: sind die Italiker als Weinbauern in Italien eingewandert oder haben sie die Weinkultur auf italischem Boden, in sehr alter Zeit und vor der Einwirkung des Mittelmeerhandels aus Süd und West, angenommen? im letzteren Falle wäre zunächst an den Landweg um die Nordküste des Adriatischen Meeres herum zu denken, im ersteren könn-

[1]) Vgl. dazu Victor Hehn[4] 468. 67. Ich merke den hübschen Einfall Dr. O. Schraders, KZ. 30, 484 f. an, der *χάλις* „ungemischter Wein", maked. *κάλιθος*, thrak. *ζίλαι* mit lat. (sabinisch *fali „Wein") ager Falernus zusammenstellt; vielleicht läſst sich die Combination in diesem oder einem ähnlichen Zusammenhang mit der nöthigen Vorsicht einmal kulturgeschichtlich verwenden.

ten die Italiker den Weinstock aus griechisch-italischen Sitzen unweit des Pontus, nördlich von der Balkanhalbinsel etwa im Donauthal, mitgebracht haben; den Namen und die Bereitung des Weines hätten sie vielleicht später von den Hellenen gelernt. Die von Helbig gegebenen Thatsachen und Erwägungen kann ich grofsen Theils nur gleichsam von Aufsen her beurtheilen; und ich weifs es wohl dafs, wer ein Feld nicht selbst bebaut, mitunter Dinge nicht sieht die dem Bebauer so selbstverständlich geworden sind, dafs er sie zu erwähnen unterläfst. Andrerseits ist auf einem Gebiete wie dem der ältesten Kulturgeschichte, wo Philologie Archäologie Sprachforschung etc. zusammentreffen, Verständigung die Vorbedingung gedeihlicher Arbeit, und so sei es mir gestattet, von meinem Standpunkt aus einigen Bedenken gegen die Ansätze W. Helbigs Ausdruck zu geben.

Wenn — was ich nicht beurtheilen kann — Reste von vitis vinifera aus der Zeit vor der hellenischen Beeinflussung durch Handel und Colonisation sicher sind und deutlich von Weinbau reden, so würde es mir wenigstens von vornherein, und solange nicht sehr gewichtige Gründe für diesen — von Helbig als möglich gegebenen — Ansatz beigebracht sind, überaus bedenklich erscheinen anzunehmen, dafs jener Weinbau nicht in erster Linie der Gewinnung des Weintrankes gegolten habe. Unter Verhältnissen, wie wir sie auch bei den ältesten Italikern werden voraussetzen müssen, pflegt der Wein, der berauschende Trank, sonst durchaus voranzugehen, erst allmählich folgt die Rebe, die Zucht der Traube die noch durch lange Zeiten hin nicht sowohl als erquickendes Obst sondern vor Allem als Spenderin des feurigen Weines geschätzt wird (vgl. Victor Hehn[4] 70 ff. 464. 68. Helbig, l. c., 111 o.). Wenn die Turko-tataren, wie nach H. Vam-

bery Dr. Schrader (cf. o. p. 258. 262 f.) betont, eine gleichlautende Benennung der Traube haben, während der Wein ihnen unbekannt geblieben sei („Die Primitive Cultur des Turko-tatarischen Volkes“ p. 218 f.), so wären dem gegenüber zunächst die geographischen und geschichtlichen Verhältnisse, unter denen jene Völker gelebt haben, zu erwägen, — Einiges berichtet darüber Vambery, l. c.; vielleicht liefse sich z. B. auch daran denken dafs türkische Stämme verhältnifsmäfsig früh in und um Gebiete mit altem Weinbau, auf uralten Kulturboden — und unter das Gesetz Mohammeds gerathen sind. — Wenn um jene alte Zeit in Oberitalien Wein gebaut worden ist, so würde mirs demnach schwer denkbar erscheinen dafs dort die Traube damals nicht gekeltert, dafs nicht auch Wein bereitet wurde. Anzeichen schienen dahin zu weisen dafs bei den Latinern der Wein nicht uralt ist (o. p. 266); hat die Weinkultur norditalische Stämme früher ergriffen? oder hatte sie vielleicht in der Poebene, unter fremdem Einflufs, nur eben begonnen, als sich deren alte Bewohner weiter gen Süden schoben und geschoben wurden, wobei unter ihnen die frische, noch gleichsam wurzellose Weinkultur wieder geschwunden wäre? — die Funde der Rebe in Oberitalien scheinen nicht umfangreich zu sein; vgl. u. p. 280 f. — Ueberaus schwierig erscheint mir die Vermuthung, die Italiker könnten als Weinbauern — etwa vom Donauthal her — in Italien eingezogen sein. Gesetzt sie hätten es am Pontus, in Thrakien oder weiter die Donau hinauf gelernt den Wein zu bereiten und die Rebe zu ziehen: wie oft hätte während des späteren, vielfach noch unstäten Lebens die immerhin Geduld und Warten fordernde Kultur des Weines aufgegeben werden können, im unruhigen Treiben Drängen Stofsen vielleicht aufgegeben werden müssen; auch würden wir uns, soweit ich sehe, den Kultur-

stand einer gräco-italischen Periode und der ihr zunächst folgenden Zeiten nicht leicht so vorstellen dürfen dafs sich in ihr Gesammtbild der Weinbau ohne Schwierigkeit einfügen liefse; vgl. o. p. 264 und u. p. 280. Wenn der Weinbau in den Pfahlbauten der Emilia gesichert ist — ja auch für den Fall, dafs er sich schon in den ältesten Schichten Norditaliens nachweisen lassen sollte, würde, wie ich wenigstens zunächst glauben möchte, die Annahme näher liegen, der Wein dann auch der Weinbau — insonderheit der letztere vielleicht nicht mehr als eine Episode im altitalischen Kulturleben — seien, etwa von Thrakien her oder, vielleicht gleichfalls durch illyrische Vermittelung, aus griechischen Landen (vgl. dazu Helbig p. 109 A. 3, und F. Dümmler oben p. 50) zu den Italikern Oberitaliens gekommen. Im Falle dafs sich die Vermuthung, die Italiker seien aus Raetien in die Poebene eingedrungen, einmal sicherer begründen läfst, würden sich dem Ansatz, sie hätten den Weinbau nach Italien mitgebracht, weitere Schwierigkeiten entgegenstellen, — in den Schweizer Pfahlbauten (Helbig p. 111 o.) scheint sich die Rebe nicht gefunden zu haben. —

Nach den Regeln philologisch-historischer Kritik würde Dr. Schraders Vorstellung — wenn sie so genannt werden darf — von der Herkunft des Weines bei den Italikern und Griechen zur Darstellung W. Helbigs im Verhältnifs der Abhängigkeit stehen. Gegenüber der Frage, woher den Italikern der Weinstock gekommen ist, erwägt Helbig u. A. auch die Möglichkeit, dafs die Gräco-italiker den Wein in seiner Heimath, am Pontus, kennen und etwa im Donauthal bauen gelernt haben und als Weinbauern — wenn vielleicht auch noch ohne die Kenntnifs des Weintrankes — in Italien eingezogen seien. Meine Bedenken gegen einen Ansatz dieser Art habe ich soeben dargelegt;

doch haben wir hier die deutliche Vorstellung von einem Wege, auf dem die Rebenzucht nach Italien gelangt wäre. Die Frage, woher den Griechen und Italikern der Weinstock gekommen ist, beantwortet Dr. S. dahin, sie müſsten ihn logischer Weise in wildem Zustand, also in seiner eigentlichen Heimath im Norden der Balkanhalbinsel, kennen gelernt haben; doch kreuzt sich dieser Ansatz mit den „Bedenken, welche V. Hehn (Kulturpflanzen[3] S. 505 [1])) gegen die Annahme der Weinkultur in irgend einer vorhistorischen Epoche der indogermanischen Geschichte äuſsert", Bedenken die Dr. S. theilt; „auch" er sei „der Meinung, daſs die Pflege des Weinstocks einen Grad von Seſshaftigkeit voraussetze, wie er bei den in vorgeschichtlichen ebenso als in den ersten geschichtlichen Zeiten ein halbnomadisches Leben führenden Indogermanen nicht angenommen werden darf". Daſs wenn dem so ist die Italiker und Griechen, falls sie den Weintrank dort kennen gelernt haben sollten, vielleicht den Namen des Weines — und haben sie (wie Dr. S. anzunehmen scheint) nur die Rebe und Traube gekannt, schwerlich auch nur den Namen —, keinesfalls aber den Weinstock und Weinbau aus jenen griechisch-italischen Sitzen in die neue Heimath hätten mitbringen können, vgl. o. p. 264 f.; daſs jener Ansatz auch wenn er richtig ist in dem Zusammenhang, in den Dr. S. ihn hineinstellt, über die Herkunft der griechischen und italischen Weinkultur äuſsersten Falles nur indirect etwas auszusagen im Stande sein würde, scheint unserm Culturforscher entgangen zu sein. Dazu kommt daſs das Zurückgehen auf eine griechisch-italische Urzeit, deren Existenz Helbig in seiner Schrift über „Die Italiker" allenthalben als gegeben voraussetzt, diesem Ge-

[1]) [4] 467, vgl. o. p. 260.

lehrten nahe liegen mufste, während unter den eigenen Aufstellungen Dr. Ss, soviel ich sehe, die gräco-italische Urzeit dieser Stelle allein steht, vgl. o. p. 261 und A. 2. —

Unter den Punkten, welche nach Dr. Ss „Meinung als eine sichere Basis einer erneuten Untersuchung über die Herkunft des Weinstocks bei den indog. Völkern gelten können“, *p. 377* o. p. 257 vgl. seine „Thier- und Pflanzengeogr.“ l. c., werden wir den 1. als längst fast allgemein [1]) anerkannt bei Seite lassen dürfen; so auch den 5., vgl. dazu o. p. 268 f. 262 f., und den 6. Punkt, die zu prüfen ich nicht in der Lage bin, und die, soviel ich sehe, auch nichts zur Sache bringen. Die Zusammenstellung von vinum-*οἶνος* mit armen. gini s. 4. , vgl. Th.- u. Pfl. 28 o. p. 261, scheint den Lauten nach möglich zu sein (vgl. dazu Paul de Lagarde, Armenische Studien p. 35 f. H. Hübschmann, Armenische Studien I, 1, p. 25. 60); Fritz Hommel, Arch. f. Anthrop. 1885, Bd. 15, Suppl., p. 166 nimmt armen. gini für das Lehnwort aus einem kaukasischen Dialekt; doch wäre zu erwägen dafs die Kaukasusvölker den Weintrank oder wenigstens einen rationeller behandelten Wein und mit ihm den westarischen Weinnamen gleichwohl von Westen her erhalten haben könnten; vgl. auch u. p. 280. Für das entsprechende albanesische Wort würde nach Gustav Meyer [Berl. Phil. Wochenschr. 1884, N. 23 : O. Schrader, KZ. 30, 485], wie ich Hommels Referat, l. c., entnehme, kein Grund vorliegen, es für entlehnt aus vinum zu halten. Zu 3. : nach August Müller, BB. 1, 294, ist die Herleitung des westarischen Weinnamens aus dem Semitischen unmöglich, und

[1]) Die Auffassung Adalbert Kuhns o. p. 259 A. 1 (vgl. u. p. 279 f.) kann kulturgeschichtlich, und insonderheit in Bezug auf die Herkunft des Weinstocks bei den arischen Völkern, zum selben Ergebnifs führen; vgl. auch „Th.- u. Pfl.“ 25, Victor Hehn [4] 70 ff.

Dr. S. wirft das ganze Gewicht seiner Autorität gegen die semitische Herkunft des Wortes in die Wagschale; ich kann semitische Dinge leider nicht beurtheilen, und merke nur an, dafs Paul de Lagarde, Mittheilungen II 356 anderer Ansicht ist; auf arischem Gebiet würde sich οἶνος nicht allein zur W. vî, sondern vielleicht besser mit Adalbert Kuhn zu skr. vêna stellen lassen, vgl. o. p. 259 A. 1 und u. p. 279 f. — Es bleibt Punkt 2. Ueber den Wein in den oberitalienischen Pfahlbauten s. o. p. 265 ff. und u. p. 280 f. Der Rest enthält (vgl. Th.- u. Pfl. 26.) das Folgende: I. lat. vinum ist, da es auch in anderen italischen Dialekten vorkommt, uritalisch; II. bei Homer steht die Weinkultur in voller Blüthe, Th.- u. Pfl., l. c., — über die „Bildung zahlreicher Eigennamen“ mit οἰνο-, ebenda, s. o. p. 259 f. III. lat. vinum läfst sich von vitis etc. nicht trennen, und „eine Entlehnung des lat. vinum aus griech. οἶνος ist auch aus sprachlichen Gründen unwahrscheinlich, welche von O. Weise Die griech. Wörter im Lat. p. 127 richtig hervorgehoben werden.“

ad I. Dafs ein Wort, auch wenn es in einer gegebenen Sprache bei „allen Stämmen, und noch dazu in den den einzelnen Mundarten angemessenen Formen“, mithin als „Urwort“ erscheint, gleichwohl entlehnt sein kann, setzt Dr. S. auf *p. 181 o. 203 M.* cf. o. p. 137 f. auseinander. — ad II. Die homerische Kultur ist, wie bekannt, von verschiedenen Seiten her, insonderheit durch die vorderasiatische Kultur, kräftig beeinflufst; vgl. bei Dr. S. z. B. χρυσός *p. 247 f.* — ad III. cf. o. p. 234 ff., u. p. 279 und bes. Victor Hehn [4] 466 ff. 480. Die Etymologie vinum-vitis etc. wäre erwägenswerth, wenn wir zur Annahme Grund haben dafs die Arier zuerst die Rebe dann den Wein kennen gelernt hätten; von dieser

Etymologie aus schliefsen dafs die Arier den Weinstock zuerst kennen lernten, hiefse die Sache auf den Kopf stellen : die gewöhnliche Entwickelung geht den umgekehrten Weg. Demnach wäre, dafs vitis mit vinum etymologisch zusammengehört, erst zu erweisen. Und weshalb könnte nicht die Benennung des Weinstocks echt italisch, die des Weines entlehnt sein? unser Wort Rebe ist echt deutsch (Kluge, WB. [4] s. v. cf. *ὑψερεφής, ὄροφος*? vgl. dazu Leo Meyer, Vergl. Gramm. der Griech. und Lat. Sprache I [2] 1009, und skr. 1. vyâ), Wein ist entlehnt; vgl. dazu gr. *οἶνος* : *ἄμπελος* (= *ἀγκύλος*? cf. K. F. Johansson, KZ. 30, 433 f.; anders Paul de Lagarde, Mittheilungen II 356). Der Gleichklang entscheidet nicht; er kann zufällig sein, er kann zum Theil auf der formalen Ausgleichung sinnverwandter oder sinnverwandt gewordener Worte beruhen, o. l. c. Wenn die Gleichung vinum-*οἶνος* mit vitis etc. urverwandt sein sollte; wenn der westarische Weinname, etwa voino-, ursprünglich die Bezeichnung eines biegsamen Gewächses gewesen und auf einem Boden, der wildwachsende Reben trug, in einem Volke, das ehe es den Wein kannte den Weinstock kennen gelernt hätte, zur Benennung der Rebe dann der Traube endlich des berauschenden Getränkes geworden wäre : so könnte *οἶνος* doch von jenem Volk, vinum aus *οἶνος* entlehnt sein; lat. vitis, cf. vimen etc. u. p. 279 [1]), hätte die ältere Bedeutung „biegsames Gewächs“ zunächst bewahrt und, vielleicht unter dem Einflufs von vinum, den Begriff der „Rebe“ erst später angenommen. torcular (vgl.

[1]) vgl. gr. *ὑιήν· τὴν ἄμπελον. ἢ ὑιόν* und *ὑιόν· ἀναδενδράδα* Hesych, vgl. O. Weise l. c. Gustav Meyer, Griech. Gramm. [2] p. 239. Zu *οἴνη* etc., Curtius [5] 390 : *οἶνος* Victor Hehn [4] 466 uf.; ähnlich *ἐλαίη* : *ἔλαιον* cf. *συκῆ* : *σῦκον, συκάμινος* : *συκάμινον*, vgl. unser Lehnwort Wein, auch = Rebe, und — unsere Sprache componirt gern — ein Compositum wie Weinstock.

dazu Hugo Blümner, Technologie und Terminologie der Gewerbe und Künste I 328 ff.) neben torqueo könnte auf wörtlicher Uebertragung des entsprechenden griechischen terminus, vgl. bei O. Weise *τραπέω, τροπήιον*, beruhen; Begriffsübertragungen dieser und ähnlicher Art sind, wie ich glaube, nicht ungewöhnlich, vgl. z. B. bei O. Weise p. 211 A. 2. Zu Plin. 14, 88 und *Οἰνωτρία* vgl. Victor Hehn [4] 65 u. und 66 f. W. Helbig, Die Italiker p. 71 und 110 A. 2, zu den von O. Weise erwähnten Kulthandlungen Victor Hehn [4] 467 uf. 92 uf. 195 uf. cf. O. Weise 133 und W. Helbig 111 f. — Zu gr. *οι* - lat. î wäre zunächst zu erwägen daſs, wenn das einheimische vîtis, vielleicht unter Mitwirkung des entlehnten *voinom „Wein", den Begriff „Rebe" einmal übernommen hatte, es die Form des Wortes *voinom leicht beeinflussen konnte. Auch war die lautliche Frage (vgl. o. p. 259) nicht richtig gestellt, da es sich nicht sowohl um die Vertretung der Lautgruppe oi , sondern der anlautenden Gruppe voi handelt. Anlautendes voe oder vû aus voi scheint im Lateinischen nicht nachgewiesen zu sein; vgl. dazu auch F. Froehde, BB. 14, 80 ff. Wie stehts mit anquina gegenüber gr. *ἀγκοίνη*? cf. Weise, l. c., p. 211. 341. F. Stolz, Lat. Gramm. (in Iwan Müllers Handbuch II) p. 163 u. lat. vî aus voi ist nicht ausgeschlossen, vgl. Brugmann, Grundriſs I p. 75. —

Fragen wir, wie der Weinstock nach Griechenland und Italien gekommen sein möchte, so scheint zunächst Eines deutlich zu sein : daſs den ältesten Griechen die Heimath des Weines insonderheit Thrakien gewesen ist. Von dort ist der Dionysos-Kult ausgegangen, „dort lag das älteste Nysa, das des Homer (Il. 6, 130 ff.); von dort kommen täglich weinbeladene Schiffe zum Lager der

Griechen vor Troja (Il. 9, 72)" etc., Victor Hehn [4] 61 (cf. Buchholz, Hom. Real. I, 2, 262 f.). Thrakien stand mit der gegenüberliegenden asiatischen Küste in Austausch, und von hier, von den rebenreichen Geländen Kleinasiens wird der Wein nach Thrakien und weiter nach Makedonien und Griechenland gekommen sein. „Diesem Kulturstrom aber begegnete von Anfang an und im weitern Verlaufe ein anderer, mit ihm ursprünglich identischer, der in entgegengesetzter Richtung kam, der phönizische oder karisch-phönizische. Die Küste Thrakiens war ein alter Schauplatz phönizischer kolonialer und commercieller Thätigkeit : Phönizier hatten das Goldbergwerk am Berge Pangäus eröffnet, die gold- und weinreiche Insel Thasos besetzt und von dort Emporien an der thrakischen und hellespontischen Küste gegründet, deren Erhaltung ihren Nachfolgern, den Pariern, schwierig wurde (Movers, Phönizier, 2, 2, S. 273 ff.). Ueberall, wo sie landeten, werden sie mit dem Wein, den sie mitbrachten, die Barbaren zum Tauschhandel gelockt und wo sie sich bleibend niederliefsen und Kultusstätten gründeten, die Umwohner zur Rebenpflanzung angehalten haben. Auf den Inseln des ägäischen Meeres geht von Kreta, einem Mittelpunkt phönizischer Ansiedelungen, der Weinbau und die an ihn sich knüpfende Sage nach Naxos und Chios und strahlt von dort weiter aus", p. 63. „Das eigentliche Vaterland des Weinstocks, die durch üppigen Baumwuchs ausgezeichneten Gegenden südlich vom Südrande des Kaspischen Meeres, war auch dem Ursitz — so weit sich dieser historisch verfolgen läfst — des semitischen Stamms oder eines seiner Hauptzweige benachbart (Renan, Histoire générale des langues Sémitiques p. 27 ff. der ersten Ausg.). Dort windet sich im Dickicht der Waldung die Rebe mit armdickem Stamme bis in die Wipfel der himmelhohen Bäume, schlingt ihre Ranken von Krone zu Krone oder lockt von oben durch schwerhangende Trauben; dort oder in Kolchis am Phasis, in den Landschaften Kachethien, Mingrelien, Imerethien, Armenien, zwischen Kaukasus, Ararat und Taurus, sind nach den anziehenden Schilderungen Moritz Wagners (Reise nach Kolchis, Leipzig 1850), Kolenatis (Reise nach Hocharmenien und Elisabethpol, Dresden 1858) und von Blarambergs (Erinnerungen, I, Berlin 1872, S. 167 ff.) ganz die uralten Methoden in Gebrauch, die wir aus den Schriften der Griechen und Römer kennen", p. 64. „Zur Zeit des homerischen Epos und der hesiodischen Gedichte ist" die „Aneignung [der Weinkultur seitens der Hellenen] bereits geschehen und längst vergessen; das Dasein des Weinstockes und des Weines versteht sich von selbst und wird, wie alles Gute im Leben, einem lehrenden oder schaffenden Gotte zugeschrieben", p. 65 o. — Die schöne Schilderung Victor Hehns

bitte ich im Zusammenhang nachzulesen; es kam mir hier darauf an, bestimmte Punkte herauszuheben. Zwei Ströme würden den Griechen die Weinkultur vermittelt haben: ein phrygisch-thrakischer, der von Kleinasien her p. 65 o. — aus Gegenden die der Heimath der Rebe, etwa „Kolchis am Phasis, den Landschaften Kachethien, Mingrelien, Imerethien, Armenien, zwischen Kaukasus, Ararat und Taurus“, nicht gar zu fern lagen — über Makedonien in Griechenland eindrang, „indes auch direct zur See phönikischer Handel, karische Ansiedelungen, von Europa an die Küsten des fremden Welttheils übersetzende urgriechische Stämme die Kenntniſs der wunderbaren Erfindung und mit steigender Ansässigkeit auch den Anbau des Gewächses selbst vermittelten“, p. 65 o. So würde die Frage nach der Herkunft des griechischen Weinbaus durch die etymologische Stellung des Wortes v o i n o-, seine arische oder semitische Abstammung verhältniſsmäſsig leise berührt werden; auch hat augenscheinlich die kulturgeschichtliche Situation, und insonderheit die kulturhistorische Gesammtlage Victor Hehn, p. 64 o. (vgl. o. p. 259 und A. 2), dazu bestimmt den Ansatz, die Semiten hätten das Wort von den Ariern entlehnt, für überaus unwahrscheinlich zu erklären, — nicht umgekehrt. Im Folgenden möchte ich einen Vorschlag wagen der, wenn er Beifall finden sollte, die kulturgeschichtlichen Bedenken gegen arische Herkunft des Wortes v o i n o- wenn gleich nicht heben doch vielleicht mildern könnte.

Wir sind auch sonst dahin gewiesen worden, daſs im Norden Kleinasiens ein uraltes Kulturcentrum bestanden habe, von dem aus arische Völker allem Anscheine nach auf mannigfache Art beeinfluſst wurden, vgl. oben bes. p. 37 ff. (41), dazu 251 ff. Daſs dies Kulturcentrum von Alters her rein oder auch nur vorwiegend arisch gewesen

wäre, würde der kulturgeschichtlichen Wahrscheinlichkeit und dem, was wir über arische Völkerbewegung zu wissen oder erschliefsen zu dürfen glauben, widerstreiten. Vielleicht ist jene Kultur unter semitischem Einflufs, etwa in Folge semitischer Handelsniederlassung entstanden oder durch sie gehoben; Boden Klima Lage, die Gunst der geographischen Situation und des Himmels nicht weniger als die Schätze der Erde würden schnelles Erblühen, reiches Gedeihen bewirkt haben. Hier, im alten Obstgarten der Völker Europas, aus dem sie so viel edle Gewächse beziehen durften, — in der Nähe der Länder, in denen die edle Rebe wild gedieh [1]), könnte Asien-Europa es gelernt haben, „den Fruchtsaft der Weinbeere auf der Gährungsstufe, wo er ein aufregendes oder betäubendes Getränk abgiebt, festzuhalten", vgl. Victor Hehn [4] 65 o. Von hier aus hätte semitischer Handel den Wein in den fernen Süden, aber auch an die Küsten Thrakiens, Griechenlands getragen; und, den schmalen Meeresarm leicht überspringend, verbreitete sich der vielbegehrte Trank und der Anbau der Rebe zu Lande nach Thrakien und weit drüber hinaus. Das Wort v o i n o- scheint darauf hinzuweisen, dafs Arier und Semiten ihre Kenntnifs des Weines die einen von den andern oder beide aus derselben Quelle haben. Wenn das Bild, wie ich es in wenigen Strichen zu entwerfen versucht habe, die Lage im Wesentlichen treu wiedergeben sollte, so würde, da auch Arier früh in Kleinasien sitzen, kulturgeschichtlich sowohl die semitische als die arische Abstammung des Wortes aber auch dessen Herkunft aus der Sprache uralter, Ariern und Semiten stammfremder Bewohner und Umwohner des pontischen Kleinasien denkbar

[1]) Auch nach A. Grisebach, Die Vegetation der Erde I 125 f. 323 würde die Heimath des Weines in dieser Umgegend gesucht werden müssen; über den rein botanischen Gesichtspunkt bei der Beurtheilung solcher Verhältnisse vgl. Victor Hehn z. B. [4] 474.

erscheinen. Ist das Wort arisch, so liefse es sich allenfalls an lat. viere „binden, flechten“, vimen, vitis, gr. *ἰτέα*, unser Weide anknüpfen, vgl. dazu Curtius [5] 389. Leo Meyer, Vgl. Gramm. der Griech. und Lat. Sprache I [2] 176. Fick, WB. [3] I 203. Kluge, WB. [4] s. 1. Weide. H. Osthoff in Osthoff und Brugmanns Morphologischen Untersuchungen IV 97 f. 122 o. H. Hübschmann, Das Indogermanische Vocalsystem p. 41; — in diesem Falle müfste, wie (o. p. 273 f.) erwähnt, angenommen werden, dafs das arische Volk, welches dem Wein seinen Namen gegeben hätte, die Rebe vor dem Wein kennen gelernt, auf sie etwa ein Wort für die wilde Waldrebe oder ein anderes „biegsames, zum Flechten geeignetes Gewächs“ (vgl. dazu auch Helbig, Italiker p. 22. Blümner, Technologie I 298 f.) übertragen habe, und dies Wort dann auf die Traube, endlich den Wein übergegangen sei, — eine mögliche, aber sehr umständliche Construction; und erwägen wir, einerseits dafs jene pontische Kultur von vornherein schwerlich arisch gewesen ist, andrerseits den gewöhnlichen Gang der Dinge, welch ungeheuren Eindruck der Wein — das Getränk, nicht die Rebe — auf den Barbaren zu machen pflegt, und dafs der Händler ihn leichter vielleicht mit keinem anderen Artikel zu Tausch und Dienstbarkeit verlockt, — so werden wir jener Construction schwerlich grofse Wahrscheinlichkeit beimessen wollen. Näher würde es liegen, mit Adalbert Kuhn, dessen scharfer Blick in diesen Dingen oft schon früh das Rechte erkannt hat, an skr. vêna zu denken, wenn vêna (zu skr. 1. 3 vî? vgl. auch Kluge [4] s. 2. Weide) etwa „lieb“, mit besonderer Beziehung auf den Sôma, bedeutet: vgl. KZ. 1, 191. Herabkunft [2] 149 f.; dazu Abel Bergaigne, La Religion Védique II 38. Alfred Ludwig, Der Rigveda, N. 157 und Bd. IV. Ein solches Wort hätte leicht die Bedeutung

„Wein“ annehmen können; und gesetzt daſs in westarischen Sprachen ein Wort voino- „Rauschtrank“, im Wurzelvocalismus vielleicht auf wechselnder Ablautsstufe, bestand, so würde der Weinname auf seiner Wanderung wiederholt daran angeknüpft haben können (vgl. dazu o. p. 259 A. 1). Doch erschiene es auch bei einer kulturgeschichtlichen Situation, wie wir sie hier hypothetisch angesetzt haben, vielleicht selbst leichter, für voino- an eine semitische Bezeichnung (vgl. dazu o. p. 272 f.) oder an ein Wort aus der Sprache un-arischer Ureinwohner zu denken. Sollte der Wein diesen Weg gegangen sein, so würde sich armen. gini (vgl. o. p. 272) besonders schwer von *οἶνος*-vinum trennen lassen.

Wie der Wein den Hellenen auf zwiefachem Wege gekommen war, so könnte er nicht allein aus Süd und West, sondern vielleicht auch vom nördlicheren Osten her Italien erreicht haben. In Latium scheint der Wein nicht uralt zu sein, o. p. 266; früh blühte, doch wohl unter griechischem Einfluſs, die Weinkultur in Unteritalien, Victor Hehn[4] p. 66; sie ist in den Gegenden an den Pomündungen, in Picenum und der nördlichen Poebene verhältniſsmäſsig alt, p. 67 f. cf. 94 u. Reste der vitis vinifera sind, wie es scheint sicher, in den Pfahlbauten der Emilia, die nach W. Helbig dem griechischen Einfluſs aus Süden und Westen zur See und über Magna Graecia vorangehen, nachgewiesen worden; doch scheinen die Reste nicht sehr häufig zu sein, — auch nach der Schilderung Helbigs p. 16 uf. 26 f. wird für jene Zeit an ausgedehnteren Weinbau in Oberitalien schwerlich gedacht werden dürfen, vgl. o. p. 263 f. 269 f.: immerhin würden wir wenigstens mit den Anfängen einer Weinkultur zu rechnen haben, die auf dem Landwege um die Nordküste des Adriatischen Meeres oder etwa von dessen Ostküste nach Italien gekommen

wäre, — vielleicht nicht mehr als eine Episode im altitalischen Kulturleben, ein Vorläufer nicht der Vater des späteren italischen Weinbaus; vgl. o. p. 267 und A. 1. 270. Vorher war den Italikern die Bronze (vgl. Helbig, Italiker p. 18 ff. 113 ff. 77 ff.), mag das Silber (o. p. 89 f. 26) ihnen zugekommen sein; über das Gold s. oben p. 4 ff. 12 f. 47 f. 72, über den Bernstein p. 8 und Helbig p. 21. 119. Hom. Epos ²20. Ob das Wort vinum „Wein"[1]) — vielleicht in Anknüpfung an ein altitalisches *voino- oder *vino- = skr. vêna „Rauschtrank" — schon jenen Pfahldörflern den Wein benannt hat, ob es später, Wort und Begriff oder allein der Begriff, aus *Ϝοῖνος* entlehnt wurde, läfst sich mit Sicherheit nicht bestimmen. —

13. Capitel.

Die Pfahlbauten der Schweiz und die arische Urzeit. Uebersicht.

105. Das Schlufscapitel seiner „Sprachvergleichung", *p. 442 ff.*, hat Dr. S. der arischen „Heimath" gewidmet. Das Ergebnifs dieser Seiten wird uns im nächsten Capitel unserer Untersuchung näher beschäftigen; hier handelt sichs für uns um einen Punkt, zu dessen Verständnifs ein Blick auf seinen Zusammenhang erforderlich ist.

Auch Dr. S. giebt sich „nicht der Hoffnung hin, die *vielleicht nie ganz zu lösende Frage nach der *Urheimat der Indogermanen ihrer *endgiltigen Entscheidung *hier zuzuführen. Es sollen vielmehr im Folgenden nur diejenigen Punkte ohne Voreingenommenheit (so) für irgend eine der bisher aufgestellten Hypothesen zusammengestellt werden, welche in den sprachlichen oder geschichtlichen Verhältnissen der Indogermanen überhaupt als *mafsgebend für die geographische Bestimmung der Urheimat dieser

* von mir im Druck hervorgehoben. *v. B.*

[1]) vgl. auch die albanesische Entsprechung, o. p. 272.

Völker bezeichnet werden können", *p. 443 uf.* Es folgt ein Ueberblick über die ältesten Sitze der alt-arischen Einzelvölker, bis *p. 452 M.*, wo es zusammenfassend heiſst :

„So haben sich uns *für die Erforschung der indog. Urheimat zwei feste Punkte ergeben, von welchen jede Untersuchung wie von einer Operationsbasis ausgehen sollte, die Ursitze der europäischen Indogermanen im Norden Europas und der [ost-]arischen Indogermanen an den Ufern des Jaxartes, in der alten Sogdiane. *Die letzte Frage ist nun die, ob in einer vor den Spuren aller geschichtlichen Verhältnisse (so) liegenden Zeit *die Europäer von Asien her oder die Asiaten von Europa her in ihre so festgestellten beiderseitigen Ursitze *eingewandert seien. Folgende, teils negative, teils positive *Sätze möchte ich aber *als von besonderer Wichtigkeit für die Beantwortung dieser Frage aus dem bisherigen Gang unserer Untersuchung *hier zusammenstellen."

Inwiefern einige der jetzt folgenden Sätze zur Beantwortung der Frage beitragen könnten, „ob die Europäer von Asien her oder die Asiaten von Europa her eingewandert seien", ist mir (vgl. unser folgendes Capitel) unverständlich geblieben; unzweifelhaft ist aber, daſs jene Sätze an jener Stelle stehen, weil Dr. S. ihnen „besondere Wichtigkeit für die Beantwortung dieser Frage" beimiſst. Ihnen folgt denn auch auf *p. 454*, das Buch beschlieſsend, der Passus :

„Überblicken wir *diese, wie es uns scheint, sicheren und wohl begründeten *Punkte, so hebe ich noch einmal hervor, daſs ich *nicht glaube, dieselben seien *hinreichend, um *die Frage, ob *in Asien oder in Europa die Ursprünge der Indogermanen zu suchen seien, *schon jetzt endgiltig und entscheidend zu lösen. *Indessen möchte ich zum Schluſs dieses Buches nicht verhehlen, daſs mir bei der geschilderten Auffassungsweise (so) entgegen meiner früheren Meinung die europäische Hypothese, d. h. die Ansicht, daſs der Ursprung der indog. Völker eher west- als ostwärts zu suchen sei, weitaus die den Thatsachen entsprechendere zu sein scheint" [1]).

* von mir im Druck hervorgehoben; — die nicht mit * bezeichneten Stellen sind von Dr. S. gesperrt.

[1]) Vgl. Dr. Ss „Thier- und Pflanzengeographie" p. 16 f., o. p. 177. 179.

Somit hält Dr. S. die seiner Meinung nach sicheren und wohl begründeten Punkte zwar nicht für hinreichend die Frage nach der europäischen oder asiatischen Heimath der Arier schon jetzt endgültig und entscheidend zu lösen; ihm scheint aber, doch wohl auf Grund eben dieser Punkte, die europäische Hypothese etc. weitaus die den Thatsachen entsprechendere zu sein. —

106. Nun lautet der 5. Punkt:

„Wir hoffen den Nachweis geführt zu haben, dafs die älteste Civilisation, welche sich auf linguistisch-historischem Wege bei *den noch ungetrennten Indogermanen nachweisen läfst, in den wichtigsten Punkten (Mangel der Metalle, Viehzucht, Ackerbau, Waffen, Nahrung, Kleidung u. s. w.) *sich mit der Cultur *der frühsten Schweizer Pfahlbauten, soweit sie *der sogenannten Steinzeit angehören, *deckt. Ist dies aber richtig, *so ist damit die uralte Ansässigkeit von Indogermanen in Europa erwiesen", *p. 454.*

Die Formulirung ist auch hier ein wenig verwaschen, sie ist mir aber deutlicher als sonst gar oft in Dr. Ss Schriften erschienen. Die älteste Civilisation der noch ungetrennten Arier deckt sich in den wichtigsten Punkten mit der Kultur der frühsten Schweizer Pfahlbauten aus der Steinzeit und durch diese Identität würde die uralte Ansässigkeit von Ariern in Europa erwiesen sein: der nächste Gedanke ist, dafs im Sinne desjenigen, dem diese Ansässigkeit auf Grund jener Identität erwiesen ist, die noch ungetrennten Arier in den genannten Pfahlbauten gelebt haben, — und die Richtigkeit dieser Auffassung wird durch den Zusammenhang, in dem der Passus steht, augenscheinlich bestätigt: es handelt sich hier um die Frage und, soviel ich sehe, allein um die Frage, ob die Arier von Europa oder von Asien ausgegangen sind; und Dr. S. erklärt sich auf Grund der Punkte, deren einer — und, wie

* von mir im Druck hervorgehoben. *v. B.*

wir sehen werden, nicht der geringsten einer — eben dieser ist, wenn auch nicht schon jetzt endgültig und entscheidend, doch recht energisch für die „europäische Hypothese“.

107. Ich glaube dafs schon dies dazu genügen würde, um es zu rechtfertigen, dafs ich, im Vorwort zu meinen „Beiträgen“ — im Verlauf einer kurzen vorläufigen Begründung meines Urtheils über den wissenschaftlichen Werth der literarischen Thätigkeit Dr. Ss. —, mit aller Vorsicht gesagt habe, Dr. S. scheine die arische „Urheimath“ in den Schweizer Pfahlbauten aufgefunden zu haben; ich schrieb dort, p. VI (Programm p. VIII) — den Zusammenhang s. unten im Anhang —, wie folgt: „Die indogermanische „Urheimath“ scheint Dr. S. in den schweizerischen Pfahlbauten aufgefunden zu haben (vgl. Sprachvergleichung, *p. 454*), wozu ihn augenscheinlich ein Mifsverstehen der Erörterung Helbigs über „Die Italiker in der Poebene“ angeregt hat Wie bereits erwähnt setzt Dr. Schrader, soweit sich seine Meinung deutlich eruiren läfst, die indogermanische „Urheimath“ in die schweizerischen Pfahlbauten; und gar nicht selten wird die schlagende Uebereinstimmung der sprachlichen Gleichungen, die er — nach seinem eigenen Geständnifs „mit mehr oder weniger Recht“ (Sprachvergleichung, *p. 356*[1])) — für historische Schlüsse verwenden zu dürfen glaubt, mit den Ergebnissen der Pfahlbauten-Forschung hervorgehoben (in besonders characteristischer Weise auf *p. 373*[2]); ferner auf *p. 349. 363*[3])). Nun lesen wir aber, Sprachvergleichung *p. 371 f.*:

> Dafs *der indogermanischen Urzeit „auch die Fischkost fremd war, haben wir bereits an einer anderen Stelle (vgl. oben *p. 171 f.*) ausführlich erörtert. Erwähnt ist auch bereits, dafs die italienischen Pfahlbauten, trotz ihrer günstigen Lage für den Fischfang, den gleichen Mangel aufweisen. *Ganz anders steht die Sache in der Schweiz, deren älteste Bewohner ohne Zweifel sich auch von Fischen nährten. Rütimeyer Die Fauna der Pfahlbauten p. 114 unterscheidet neun verschiedene Fischspecies, und schon in den Stationen der

* jetzt von mir hervorgehoben.

[1]) o. p. 186.
[2]) vgl. u. p. 293 f.
[3]) vgl. o. p. 177 f. 228 ff.

Steinzeit sind grofse Fischernetze, Harpunen, Angelhaken und dergl. gefunden worden. *Wir müssen also annehmen, dafs die *nördlichen Indogermanen, vielleicht durch das Beispiel *benachbarter finnischer Fischervölker angeregt, frühzeitiger Geschmack an den Bewohnern ihrer Gewässer fanden als ihre südlicheren Brüder."

Demnach hätten, wenn ich Dr. Schrader recht verstehe, die „Indogermanen der Urzeit" keine Fische genossen, ebensowenig die Bewohner der (nach Dr. Schrader doch wohl jüngeren vgl. *p. 349. 364*?) italienischen Pfahlbauten; hingegen hat schon die älteste Bevölkerung der schweizerischen Pfahlbauten, die Dr. Schrader doch sonst (vgl. *p. 454*) den „noch ungetrennten Indogermanen" gleichzusetzen scheint, vielleicht durch das Beispiel benachbarter finnischer Fischervölker — die sich eben zur rechten Zeit einstellen — angeregt, die Fischkost nicht verschmäht."

In einem Artikel, der in einer rezensirenden Zeitschrift erschienen ist und obenan den Titel meiner „Beiträge" zeigt — s. ihn unten im Anhang —, setzt Dr. S. augenscheinlich den soeben abgedruckten Sätzen die folgenden Worte kühl entgegen:

„*Sehr stark (so) ist endlich, wenn der Verf. [das scheine ich zu sein], *um (so) dem Ref. [wenn nicht Alles trügt, Dr. S.] *Widersprüche nachzuweisen, ihn die Urheimath der Indogermanen in die Schweizer Pfahlbauten verlegen läfst, *noch dazu mit der Insinuation (so), er hätte *lediglich (so) W. Helbig mifsverstanden. Des Ref. Ansicht in dieser Frage *steht S. 454 seines Buches [offenbar der „Sprachvergleichung"]. Dafs sie *klar ausgedrückt ist, beweist die wissenschaftliche Discusion, die sich an seine Ausführungen angeknüpft hat. *Mifsverstehen kann ihn nur (so), wer *die zwei Sätze: „Die Cultur der Pfahlbauten *vergleicht sich in vieler Beziehung mit der der Indogermanen" und „die Heimath der Indogermanen lag in den Pfahlbauten" *logisch (so) nicht von einander zu trennen vermag."

Ich gestehe, dafs mich dies — so wohl mir die literarische Thätigkeit Dr. Ss bekannt ist — gleichwohl überrascht hat. Die sittliche Entrüstung des Ref., die sich im Folgenden fortsetzt, lassen wir auf sich beruhen. Der Ref. verweist zunächst vorwurfsvoll auf *p. 454*, wenn ich nicht

* von mir resp. jetzt von mir im Druck hervorgehoben. *v. B.*

irre seiner „Sprachvergleichung" : ich hatte mich, wie Jeder oben nachlesen kann, für meine Auffassung zweimal auf dieselbe Seite berufen; daſs der Sinn, der nach dem Ref. „logisch" allein drin stecken kann, auch nur möglicher Weise Alles oder das Wesentliche dessen sein könne was jene Stelle aussagen soll, ist mir vor des Ref. Belehrung freilich nicht in den Sinn gekommen. Für die Klarheit seiner Ausdrucksweise bezieht sich der Ref. auf die wissenschaftliche Discussion, die sich an seine Ausführungen geknüpft hätte; ich habe seiner Zeit — Alles wirds nicht gewesen sein, doch so Manches gelesen, was aus Anlaſs der „Sprachvergleichung" Dr. Ss geschrieben ist, bin damit seiner Klarheit aber nicht näher gekommen, — da hab ich wohl das Rechte nicht getroffen. Den Fehler gegen des Ref. Logik, dessen ich mich schuldig gemacht habe, finde ich auch bei einem Gelehrten, der Dr. Ss „Sprachvergleichung" mit sehr groſser Freundlichkeit angezeigt hat, — in der Besprechung dieses Buches durch Wilhelm Tomaschek in Ernst Kuhns Literatur-Blatt für Orientalische Philologie, 1, 130 : „Hat endlich die West- oder die Ostseite *des europäischen Nordens mehr Anrecht auf den Ruhm der Urheimat? Schrader entscheidet sich für die *Westseite, weil sich ihm zwischen der ältesten Civilisation der noch ungetrennten Indogermanen, wie sie die linguistische Paläontologie nachzuweisen vermag, und zwischen der Cultur der ältesten schweizer Pfahlbauten, welche die Archäologie der Gegenwart aufgedeckt hat, in den wichtigsten Punkten z. B. Mangel der Metalle, Viehzucht und Ackerbau, Nahrung und Kleidung u. s. w. unzweifelhafte Analogien, ja vollständige Deckungen (?) ergeben haben." Wer nicht im glücklichen Inbesitz der Klarheit und Logik Dr. Ss ist, wird es schwer-

* von mir im Druck hervorgehoben. Vgl. „Die Indogermanen waren Viehzüchter ersten Ranges, die Namen der ältesten Hausthiere Hund, Rind, Schaf, Ziege (das Pferd schlieſst Schr. mit Absicht aus, *offenbar weil es nur in den späteren Pfahlbauten zu finden) tragen bei ihnen ein so durchaus einheimisches Gepräge" etc., p. 127; dazu oben p. 178. 176, und unten p. 292 f.

lich verstehen, wie schon die Analogie („vergleicht sich in vieler Beziehung", vgl. „deckt sich in den wichtigsten Punkten" *454*) des Kulturstandes der noch ungetrennten Arier und der frühsten Schweizer Pfahlbauten (Steinzeit) an sich — und nicht erst die daraus erschlossenen geschichtlichen Beziehungen zwischen den beiden Kulturständen — „die uralte Ansässigkeit von Indogermanen in Europa erweisen" und mit dazu beitragen kann, „die europäische Hypothese, d. h. die Ansicht, daſs der Ursprung der indog. Völker eher west- als ostwärts zu suchen sei, weitaus" als „die den Thatsachen entsprechendere" erscheinen zu lassen. Wenn die Identität der ältesten Civilisation der noch ungetrennten Arier mit der Kultur der frühsten Schweizer Pfahlbauten aus der Steinzeit in den wichtigsten Punkten, resp. deren Vergleichbarkeit in vieler Beziehung, die uralte Ansässigkeit von Ariern in Europa erweist; so kann sie dies — Dr. Ss Logik in Ehren —, soviel ich sehe, unter den folgenden Voraussetzungen fertig bringen: entweder daſs jene Pfahldörfer von den Ur-ariern resp. einem Theil von ihnen resp. von einem arischen Volksstamm, der im Wesentlichen die ur-arische Kultur bewahrt hätte, bewohnt wurden — oder daſs der un-arische Stamm, der etwa darin saſs, von den Ur-ariern resp. einem Theil von ihnen etc. sehr kräftig beeinfluſst worden wäre; die weitere Möglichkeit, daſs dieser Stamm seine Kultur im Wesentlichen auf die Ur-arier übertragen habe, werden wir wohl, als in diesem Zusammenhange unerheblich, bei Seite lassen dürfen, — über jene allgemeine Vergleichbarkeit i. v. B. würde sie weit hinausgehen. Wenn ferner besagte Identität i. d. w. P. und die durch sie erwiesene uralte Ansässigkeit von Ariern in Europa dazu beiträgt, die europäische Hypothese etc. weitaus als die den Thatsachen entsprechendere erscheinen zu lassen;

so könnte ein „nach-urzeitlicher" arischer Volksstamm der, im Wesentlichen die ur-arische Kultur bewahrend, in den Pfahlbauten gesessen oder deren un-arische Bewohner kräftig beeinflufst haben würde, der europäischen Hypothese höchstens indirect aufhelfen, insofern nämlich als der Umstand, dafs er im Wesentlichen die ur-arische Kultur bewahrt hätte, zur Vermuthung führen mag, er habe sich nicht gar zu weit von der „Heimath" entfernt. Auch dies ginge weit über die allgemeine Analogie hinaus, die nach Dr. Ss Logik sein fünfter Punkt allein besagen kann, — und eine Construction dieser Art würde für die Eruirung der Urheimath schwerlich von Belang sein; vgl. dazu besonders *p. 336 f.* der „Sprachvergleichung" Dr. Ss, o. p. 146 ff., wonach, was die arischen Völker bei ihrem Eintreten in die Geschichte mitbringen, als etwa gleichbedeutend mit ur-arischem Besitz gelten darf, die Bewahrung des ur-arischen Kulturstandes von Seiten eines vorgeschichtlichen arischen Volkes über dessen Nähe oder Entfernung von den arischen Ursitzen mithin nichts auszusagen vermöchte. Auch hatte bereits Victor Hehn ([4] 463 f., u. p. 295 f.) den Ansatz, dafs ein alt-arisches Volk die schweizerischen Pfahlbauten bewohnt habe, als Vermuthung deutlich ausgesprochen und begründet; Dr. S. scheint für jene Gegenden wenigstens uralte Italiker und Kelten abzuweisen (vgl. u. den Anhang). — Jene Identität i. d. w. P., resp. Vergleichbarkeit i. v. B., und die dadurch erwiesene uralte Ansässigkeit von Ariern in Europa würde die europäische Hypothese etc. weitaus als die den Thatsachen entsprechendere erscheinen lassen, wenn sie zeigte, dafs die Ur-arier oder ein Theil von ihnen — und zwar, zumal da nach dem 3. Punkt, vgl. u. § 112 und o. p. 135. 156 f., „das indog. Urvolk noch zu der Zeit seiner geographischen Continuität über verhältnifsmäfsig grofse Räume

[etwa so große als diejenigen, welche vom Atlantischen Ocean bis zum Jaxartes reichen? cf. l. c.] verbreitet gewesen" sein mag, ein der „Urheimath" nahe gebliebener Theil — in den Pfahldörfern gesessen oder den un-arischen Stamm, der sie bewohnte, stark beeinflußt haben. Damit wäre die Sache in der That entschieden; nur die Unsicherheit des Identitätsbeweises und der die „Urheimath" betreffenden Folgerung könnte Zweifel erregen, und thäte es auch vollauf. An die kräftige Beeinflussung eines un-arischen Stammes in den Pfahlbauten durch die Ur-arier oder durch uralte Arier hat Dr. S. augenscheinlich nicht gedacht; er betont — soviel ich sehe zweimal, *p. 349 M. 364 u.* —, daß eine finnische Bevölkerung der Schweizer Pfahlbauten ausgeschlossen sei, mit der Begründung die Finnen hätten vor ihrer Berührung mit arischen Völkern einen von jenen Bauten ganz abweichenden Kulturstand gehabt, vgl. dazu o. p. 177 f. 228 ff. Andere Nicht-arier habe ich in diesem Zusammenhang nicht erwähnt gefunden, und die Art, wie die Finnen erwähnt werden, zeigt deutlich daß jener Ansatz Dr. S. nicht im Sinne lag. Soll mithin die Identität der ältesten Civilisation der noch ungetrennten Arier mit der Kultur der frühsten Schweizer Pfahlbauten aus der Steinzeit i. d. w. P., oder deren Vergleichbarkeit i. v. B., die uralte Ansässigkeit von Ariern in Europa erweisen und dazu beitragen, die europäische Hypothese etc. weitaus als die den Thatsachen entsprechendere erscheinen zu lassen; so bleibt die Voraussetzung übrig, daß die Urarier oder ein Theil von ihnen, der der „Urheimath" nahe geblieben wäre, in den frühsten Schweizer Pfahlbauten, soweit sie der sogenannten Steinzeit angehören, gesessen haben. Wenn die einfache Vergleichbarkeit der beiden Kulturstände in vieler Beziehung, ohne daß sie in engem geschichtlichem Zusammenhang gedacht wären — also eine

Analogie wie etwa die der Ur-arier und Chinesen im Himmels- und Manenkult —, wenn die allgemeine Analogie der ur-arischen und der Pfahlbauten-Kultur für Dr. Ss Logik dazu hinreicht, ihm die uralte Ansässigkeit von Ariern in Europa zu erweisen und gemeinsam mit einigen anderen Punkten (s. das nächste Capitel) die europäische Hypothese zur weitaus wahrscheinlicheren zu machen; so sind wir schon durch die Dürftigkeit der Daten, die ausdrücklich zu jener Logik in Beziehung gesetzt werden (vgl. o. p. 260. 262 ff. und u. p. 300), dazu genöthigt die Prüfung der neuen Logik auf ihre Zulässigkeit oder Gemeinverbindlichkeit bis auf Weiteres zu vertagen. Da sehe ich keinen anderen Ausweg als dafs wir uns, etwa bis zum Erscheinen seines Lehrbuchs das vielleicht Epoche macht und uns Alle zum Umlernen veranlafst, mit der alten Art wissenschaftlichen Denkens behelfen und ihren Mafsstab bis dahin auch an die Schriften Dr. Ss legen, wenn sie auf wissenschaftliche Geltung Anspruch machen. Danach würde in diesem Zusammenhang noch einiges Andere zu erinnern sein; — zuvor ein Intermezzo.

108. Nach *p. 371 f.* — einem Passus den ich als Beispiel in der Vorrede zu meinen „Beiträgen" und mit der betreffenden Stelle der Beiträge o. p. 284 f. abgedruckt habe — hätten die Ur-arier keine Fische gegessen, wohl aber die Bewohner der ältesten Schweizer Pfahlbauten; „wir müssen a l s o", heifst es weiter, „annehmen, dafs die nördlichen Indogermanen, vielleicht durch das Beispiel benachbarter finnischer Fischervölker angeregt, frühzeitiger Geschmack an den Bewohnern ihrer Gewässer fanden als ihre südlicheren Brüder" (scil. die Italiker der Poebene). So sind die Bewohner der ältesten Schweizer Pfahlbauten Arier? Bewahre, — ihre Kultur vergleicht sich nur in vieler Beziehung mit der der Indogermanen, nicht mehr

und nicht minder, denn „mifsverstehen kann“ Hrn. Dr. S. „nur, wer die zwei Sätze: „Die Cultur der Pfahlbauten vergleicht sich in vieler Beziehung mit der der Indogermanen“ und „die Heimath der Indogermanen lag in den Pfahlbauten“ logisch nicht von einander zu trennen vermag“, — und der Gedanke, dafs er das Letztere gesagt haben sollte, erfüllt Dr. S. mit sittlicher Entrüstung; dafs seine Ansicht aber „klar ausgedrückt ist“ etc. s. o. p. 285 ff. — Gesetzt, Jemand legte uns die Bilder zweier Männer vor, vergliche sie fortwährend miteinander, machte auf frappante Aehnlichkeiten aufmerksam, die im Grunde nicht so arg wären, ja er wiese darauf hin, dafs A in der Stadt N. wohne, B sei also wohl nicht weit davon zu Hause, — einige Einzelheiten deckten sich freilich nicht, u. A. trüge A — sagen wir ein Monocle, B nicht; dazu äufserte er beiläufig etwa, wir müfsten also annehmen dafs B, vielleicht durch seinen Umgang mit C darauf gebracht, sich das Monocle angewöhnt habe; — und erwiederte dann im weiteren Verlauf des Gesprächs etwa auf die Bemerkung: „Sie scheinen B für dieselbe Person wie A zu halten“, sich sittlich entrüstend: „mifsverstehen kann mich nur, wer die zwei Sätze: „A vergleicht sich in vieler Beziehung mit B“ und „A und B sind dieselbe Person“ logisch nicht von einander zu trennen vermag.“ Kein logisch denkender Mensch würde sich über diese Antwort wundern[1]). —

[1]) Vgl. auch etwa p. 16 m. der „Thier- und Pflanzengeogr.“ Dr. Ss, oben p. 177. — Seine benachbarten finnischen Fischervölker schiefsen Hrn. Dr. S. wie aus dem Boden auf, vgl. o. p. 289; woher sie kommen und wo sie sitzen, verräth uns Dr. S. nicht. Doch mag sich in Pfahlbauten und Umgebung eine interessante „paläontologisch-ethnologisch-“ und sonst noch „logische“ Scene abgespielt haben. Die Arier — pardon, die mit den Ur-ariern i. d. w. P. ihrer Kultur identischen resp. i. v. B. ihnen vergleichbaren Bewohner der Schweizer Pfahlbauten hausen drunten in den Seen. Sie sind nicht Finnen; ihnen — Verzeihung, den Nordariern benachbart wohnen finnische Fischervölker die für gewöhnlich etwa auf den Höhen und Halden leben mögen, doch von der süfsen Gewohnheit des alten Fischerdaseins nicht lassen können;

109. In Wirklichkeit ist — ob Dr. S. sich dessen nie bewufst geworden ist oder es vergessen hat kann uns gleichgültig sein —, doch ist soviel deutlich, dafs die Identität der Ur-arier oder von Ur-ariern (o. p. 289) mit den Bewohnern der ältesten Schweizer Pfahlbauten nicht allein durch den 5. Punkt *p. 454* und den Zusammenhang, in dem er steht, gefordert wird und, wie wir im 14. Capitel dieser Schrift sehen werden, das eigentliche Rückgrat der „europäischen Hypothese" in Dr. Ss Begründung bildet; sondern dafs sie auch die höhere Einheit ist, in der die verschiedenen „Urzeiten" Dr. Ss zusammenlaufen. Wir können mindestens drei „Urzeiten" unterscheiden, aus denen sich Dr. Ss Bild von der arischen Urzeit zusammensetzt, und die, von ihrer Aehnlichkeit resp. schlagenden Uebereinstimmung mit den frühsten Schweizer Pfahlbauten abgesehen, thatsächlich nichts mit einander gemein haben als etwa dafs sie, wenigstens der augenscheinlichen Absicht nach, allesammt aus Verhältnissen arischer Sprache und Geschichte erschlossen sind; vgl. oben bes. p. 229 f.:

I. Die metallose Urzeit, im Wesentlichen nach Victor Hehn (vgl. o. p. 103 ff.). S. oben p. 106 f.: h i r a ṇ y a-g u l t h und r a j a t a-a r t s a t h-a r g e n t u m sind nicht urverwandt, a r g e n t u m steht mit a r t s a t h - r a j a t a in keinem kulturgeschichtlichen Zusammenhang; a u r u m-a u k s a s beruht auf litauischer Entlehnung, o. p. 7 f.

zu den Seen treibt es sie, sie steigen von den Bergen herab, — und rings um die Seen sitzen sie, geduldig angelnd. Ihnen sehen die Nordarier — oder sind es am Ende die den Ariern i. v. B. vergleichbaren Pfahldörfler? —, etwa wenn jene nach wohl vollbrachtem Angeln ihre Mahlzeit halten, neugierig kostend, oder vielleicht droben in der Sommerfrische, den „Geschmack an den Bewohnern ihrer Gewässer" ab (man denke nicht an Kannibalismus, gemeint sind augenscheinlich die stummen Bewohner, die Fische), — da wars um die armen b. f. Fischervölker geschehn; spurlos starben sie hin und aus, denn die den Ariern i. v. B. vergleichbaren Pfahldörfler — nein, die Nordarier afsen jetzt ihre Fische selber.

II. „Die indog. Urzeit!“ II G., o. p. 161 f. cf. 146 ff. : a v i - o v i s, a j a - αἴξ bezeichnen ur-arische Hausthiere, a ç v a - e q u u s — das Pferd fehlt in den frühsten Schweizer Pfahlbauten — thut es nicht, vgl. o. p. 176 ff. cf. 286 und Anm.

III. „Die europäische Urzeit“ resp. west-„indog. Urzeit“ II G. o. p. 196 ff. 200 f. 218 ff., willkürlich zusammengesetzt, 220 f. 226 f. 231, und in mannigfacher Form servirt, 200 f. cf. 203, im Bestande ihrer Kulturpflanzen den ältesten Schweizer Pfahlbauten aber wesentlich gleich 227 ff., in demselben Punkte auch der Vertreter der arischen Urzeit und dieser gleichgesetzt, 201 und Anm. 2. 230. — Dem ersten Abschnitt seiner „Sprachvergleichung“ hat Dr. S. das Motte vorgesetzt : „Citius emergit veritas ex errore quam ex confusione.“ Das überzeugendste Beispiel, das er für die Wahrheit dieses Wortes gebracht hat, ist seine Behandlung der arischen Urzeit, in deren confusio die gröſste Schwierigkeit für die Beurtheilung und Kritik seiner Aufstellungen, zum Theil vielleicht auch das Geheimniſs seines Erfolges lag.

Daſs die Funde aus den Schweizer Seen der eigentliche Maſsstab seiner Beurtheilung der arischen Urzeit resp. des arischen Alterthums sind — beide Begriffe verschwimmen fortwährend in einander —, tritt auch sonst bei Gelegenheit deutlich hervor; characteristisch für seine Behandlung dieser Dinge ist u. A. der Absatz auf *p. 373*, den ich, mit Dr. Ss „Urzeiten“ abschlieſsend, hersetze :

„Wenn so von einer *e i g e n t l i c h e n B r o t b e r e i t u n g, wie auch die Alten recht gut wuſsten (vgl. Marquardt, Das Privatleben der Römer p. 399), *i n d e r U r z e i t n i c h t d i e R e d e s e i n k a n n, so *m ö g e n d o c h die notdürftigen Anfänge auch dieser Kunst *i n e i n s e h r h o h e s A l t e r t u m hinaufgehen. Gewisse Ausdrücke in den *P a m i r d i a l e k t e n weisen darauf hin, daſs man *u r s p r ü n g l i c h

* im Druck von mir hervorgehoben. *v. B.*

in Iran den aus dem Teige geformten Kuchen unter heifser Asche vergrub und ihn auf diese Weise buk. *Vielleicht waren es solche Brote, welche die *europäische Gleichung griech. κλίβανος „*Ofen zum Backen", lat. libum, got. hlaifs (altsl. chlĕbŭ germ. Lehnwort vgl. oben *p. 201*) meint. Hören wir hierzu, was Lubbock Die vorgeschichtliche Zeit I p. 207 von den Nahrungsmitteln der *Schweizer Pfahlbauern berichtet, so ergeben sich *auch auf diesem Gebiete *schlagende Analogien: „Noch unerwarteter war die Auffindung von Brot oder richtiger Zwieback; denn seine Beschaffenheit ist so dicht, dafs es scheint, als ob keine Hefe dazu benutzt worden sei. Die Brote waren rund und flach, hatten eine Dicke von einem Zoll bis zu 15 Linien und besafsen, nach einem Exemplar zu urteilen, einen Durchmesser von 4—5 Zoll", etc.

Zur Methode Dr. Ss, die im Uebrigen genugsam aus dem Vorhergehenden erhellt, noch wenige Bemerkungen. Der Hang zu Metamorphosen, der in Dr. Ss „Urzeiten" (vgl. z. B. o. p. 200 f. 230) scharf hervortritt, ist auch sonst merklich, theils unmittelbar vgl. o. p. 172 f. theils bei gröfserem Zwischenraum 156 f., der eine kräftigende Wirkung zu üben scheint, 151. Erörterungen in der Art der soeben abgedruckten sind nicht selten; soweit es sich nicht um Verhältnisse von gröfserer Bedeutung, seis in methodologischer seis in sachlicher Beziehung vgl. z. B. *362 o.* oben p. 220 ff., handelte, habe ich in der Regel davon keine Notiz genommen; einige Beispiele findet man o. p. 173 ff. 225 A. Sind da Möglichkeiten besprochen die so, wie die Sache lag, thatsächlich nicht in Betracht kamen, so bleiben wiederum Möglichkeiten, die Beachtung fordern, und deutliche thatsächliche Verhältnisse unberücksichtigt, vgl. o. p. 179 ff. 262 ff., und u. § 113.

110. Dr. S. hat die Liebenswürdigkeit gehabt meine Bemerkung, zum Funde der arischen „Urheimath" in den schweizerischen Pfahlbauten habe ihn augenscheinlich ein Mifsverstehen der Erörterung Helbigs über „Die Italiker in der Poebene" angeregt — und die er mit den Worten

* von mir im Druck hervorgehoben. *v. B.*

wiedergiebt : „er hätte lediglich W. Helbig mifsverstanden“ —, als eine Insinuation zu bezeichnen. Ich weifs nicht was Dr. Ss Klarheit Logik und Sprachgebrauch unter Insinuation versteht; meinem Sprachempfinden nach ist es ein häfsliches Wort, das auf die Sachlage wie die Faust aufs Auge pafst. Ich bedauere den Leser mit dieser Sache behelligen zu müssen, kann aber den unverdienten Vorwurf in diesem Falle nicht unwiderlegt lassen. — Die Sache liegt so.

Aus dem oben Gesagten dürfte deutlich genug hervorgehen dafs ich auf Grund seiner „Sprachvergleichung“ zur Annahme berechtigt war, Dr. S. habe die arische Urheimath in den Schweizer Pfahlbauten aufgefunden, er halte die Ur-arier oder — was auf dasselbe herauskäme — einen in der Urheimath oder nahe der Heimath hausenden Theil der Ur-arier für die ältesten Bewohner jener Bauten, vgl. o. p. 289 ff. Wolfgang Helbig hatte in der genannten Schrift, Victor Hehn auch in der Vorrede nennend, nachzuweisen gesucht dafs die Pfahlbauten der Poebene von Uritalikern (oder Umbrern vgl. p. 99) bewohnt gewesen seien. Ich habe darüber, ob der Nachweis erbracht ist, kein Urtheil; nur soviel kann ich sehen dafs der Gang der Untersuchung methodisch richtig verläuft. Helbig bespricht zunächst die Wahrscheinlichkeit dafs die Italiker bei ihrer Einwanderung noch auf niedriger Kulturstufe gestanden haben, giebt eine Uebersicht über die Pfahlbauten und deren Kultur, schliefst die Kelten Ligurer[1]) (und Etrusker) aus und zeigt dann, dafs die Kultur der Pfahlbauten der altitalischen, wie sich diese aus Sprache und Ueberlieferung wahrscheinlich machen läfst, im Allgemeinen entspreche, etc. Victor Hehn hatte, [4] 462 ff.

[1]) vgl. dazu F. Dümmler, oben p. 46 f.

cf. oben p. 90 ff., darauf hingewiesen, dafs das Wohnen auf Pfählen in Seen und Sümpfen auch von arischen Stämmen überliefert sei, hatte gezeigt, dafs eine Metallkultur des Urvolkes nicht angesetzt werden dürfe, und daran die Vermuthung geknüpft, „dafs die Bewohner auch derjenigen Schweizer Pfahlbauten, die bisher nur Steingeräth, dabei aber Beschäftigung mit Ackerbau ergeben haben, keltischen und speciell helvetischen Stammes, die der Pfahldörfer in der Emilia Umbrer, entweder selbständige oder von Etruskern unterjochte, die der meklenburgischen Seebauten Gothen u. s. w. gewesen seien.“ Indem W. Helbig zu erweisen sucht dafs die oberitalienischen Pfahlbauten uralten Italikern angehören (vgl. auch p. 41 o. 30 o.), bemerkt er u. A. p. 56 M.: „Allerdings hat die Annahme, dafs die Pfahlbauten, welche in Mecklenburg, Baiern, der Schweiz, Savoyen und anderweitig beobachtet worden sind, von indoeuropäischen Stämmen herrühren, bei den Paläoethnologen noch nicht allgemeine Anerkennung gefunden. Wer jedoch überlegt, dafs nach sicheren Resultaten der Sprachforschung die Indoeuropäer während der Urzeit gerade auf der Kulturstufe standen, welche durch die ältesten jener Niederlassungen vertreten ist, wird diese Annahme zum Mindesten als eine sehr wahrscheinliche anerkennen“ etc.; wobei der Begriff der Urzeit wohl in weiterem Sinn zu nehmen und der Gedanke (was Helbigs ganze Untersuchung nahe legt) genauer vielleicht so zu formuliren wäre, dafs der Kulturstand jener Pfahlbauten demjenigen alt-arischer Völker ganz wohl entsprechen würde. Nun heifsts gegen Schlufs der II. Abtheilung der „Sprachvergleichung“ Dr. Ss, *p. 209*: „Wenn wir so vor einer Überschätzung der „linguistischen Paläontologie“ gewarnt haben, so sind wir doch weit davon entfernt, die Bedeutung der vergleichenden Sprachforschung für vorzeitliche Studien gering anzuschlagen Auch die archäologische Paläontologie führt hier nur um Schritte weiter und selbst dann nur in Fällen, in denen es, wie z. B. bei den italienischen Pfahlbauten, möglich ist, die wiedererstandenen archäologischen Denkmäler mit einiger Wahrscheinlichkeit einem bestimmten Volke zuzuschreiben. Leider ist dies bis jetzt nur selten gelungen, so dafs für den Culturforscher und Ethnographen auf dem Schauplatz der kühnen und weittragenden paläontologischen Fragen noch immer der völkergeschichtliche Hintergrund und damit auch jeder chronologische Anhalt mangelt“,

etc. Nachdem dann Dr. S. in seiner III. Abtheilung, wesentlich im Anschlufs an Victor Hehn, auseinandergesetzt hat, dafs die Ur-arier keine Metallkultur gehabt haben, wirft er auf Grund dieses Mangels im Anfang der IV. Abtheilung die Frage auf, „ob nicht, wie wir hier in negativer Beziehung eine wichtige Übereinstimmung zwischen der vorgeschichtlichen Civilisation der Indogermanen und der ältesten Cultur der Pfahlbauten festgestellt haben, sich auch positive Berührungen derselben ermitteln lassen", *p. 336* o. p. 144 ff. — Indem Dr. S. jetzt die ur-arische Kultur schildert bleibt, wie wir sahen, sein Auge an jenen alten Schweizer Bauten wie angewurzelt haften, sodafs er in Wirklichkeit mit seiner Schilderung der ur-arischen Kultur wesentlich den Kulturstand der Schweizer Pfahldörfer wiedergiebt.

Bei dieser Sachlage habe ich nicht gemeint und nicht gesagt, dafs Dr. S. bei der Verlegung der arischen Urheimath in die alten Seebauten der Schweiz „lediglich W. Helbig mifsverstanden" hätte; ich sagte, Dr. S. scheine die Urheimath „in den schweizerischen Pfahlbauten aufgefunden zu haben, wozu ihn augenscheinlich ein Mifsverstehen der Erörterung Helbigs über „Die Italiker in der Poebene" angeregt" habe. Dafs Dr. S. in der Richtung jener Betrachtung unter Helbigs Einflufs stehe, mufste ich auf Grund der gegebenen Sachlage, wie ich sie dargelegt habe und weiter darlegen werde, für aufserordentlich wahrscheinlich halten; und ist er darin von Helbigs Erörterung abhängig, so hätte er diese klärlich mifsverstanden. Seinen Ausgangspunkt aber, den Mangel der Urzeit an einer Metallkultur, hat Dr. S. deutlich von Victor Hehn (vgl. o. p. 96 ff. 100. 103 ff. 144 ff.); dafs er es versäumt hat dieser Abhängigkeit einen der Sachlage einigermafsen entsprechenden Ausdruck zu geben, würde sich freilich schwerer, vielleicht in Anbetracht der phänomenalen Unklarheit unseres Autors (o. bes. p. 292 ff.) ent-

schuldigen lassen. — Helbig greift das Problem von mehreren Seiten zugleich an: er bespricht die allgemeine Wahrscheinlichkeit dafs die Kultur der einwandernden Italiker nicht höher als die der Pfahldörfler gewesen sei; die Richtung der Einwanderung, und dafs die Italiker das Gebiet der Pfahldörfer passirt, dort wohl auch längere Zeit gesessen hätten; er sucht das Alter der Pfahlbauten zu bestimmen, und vor Allem — die übrigen Völker, welche in Betracht kommen würden, auszuschliefsen; in diesem Zusammenhange zeigt er dafs sich für die alten Italiker aus Sprache und Ueberlieferung etwa der gleiche Kulturstand erschliefsen lasse, wie ihn die Pfahldörfer aufweisen: so kommt er zum Ergebnifs, in den Pfahldörfern hätten die Uritaliker, oder uralte Italiker, vielleicht Umbrer gewohnt die, auf altitalischem Boden sitzend, von der Mittelmeerkultur direct noch nicht berührt gewesen wären. Das am Schwersten wiegende Argument Helbigs ist die Ausschliefsung der übrigen Völker, an die sonst gedacht werden könnte, von den Pfahlbauten; demnächst die geographisch-historische Situation; — und in diesem Zusammenhang gewinnt die Vergleichung des Kulturstandes erhebliche Bedeutung. Auch ist Helbigs Ziel, wenn ich recht sehe, nicht so sehr der Nachweis dafs es grade die Uritaliker waren die in den Pfahlbauten gesessen hätten — von vornherein durfte es für nicht unwahrscheinlich gelten dafs die Italiker diesen Weg gegangen sind —, als vielmehr, dafs es auf altitalischem Boden alte Italiker waren, deren Kultur die uritalische Kultur im Wesentlichen repräsentire. — Der Versuch, die übrigen etwa in Betracht kommenden Völker auszuschliefsen, beschränkt sich bei Dr. S. auf die Finnen, die den „nördlichen Indogermanen“ (vielleicht?) benachbart gewesen seien (vgl. o. p. 289. 290 f. und Anm.); die zunächst hausenden Völkerschaften,

Ligurer Raeter werden, soviel ich sehe, nicht erwähnt. Der Ausgangspunkt der Arier ist dunkel, ihn aufzuhellen soll insonderheit auch die Vergleichung des Kulturstandes der Ur-arier mit demjenigen der frühsten Schweizer Pfahlbauten helfen; der Gedanke dafs es ein uraltes arisches Volk — nicht das arische Urvolk — gewesen sein könnte das in jenen Seen wohnte, scheint Dr. S. fern zu liegen[1]). — Dafs nun Dr. S. Helbigs Schrift kennt ist sicher; dafs diese Schrift auf ihn nicht unbedeutenden Einflufs geübt hat, wird Dr. S. schwerlich in Abrede stellen; dafs der Einflufs gröfser war als Dr. S. weifs, scheint sich z. B. aus seiner Behandlung des Weines zu ergeben, vgl. oben p. 270 f. Die Aehnlichkeit des Gedankenganges Dr. Ss mit dem Helbigs ist unverkennbar; dafs Helbig von Dr. S. abhängig ist würde, wenn dies nicht schon durch das chronologische Verhältnifs der beiden Schriften ausgeschlossen wäre, das innere Verhältnifs der beiden Gedankenreihen zu einander unwahrscheinlich machen — die eine das Problem vielseitig und deutlich erörternd, die andere vereinzelte Gesichtspunkte anscheinend zufällig herausgreifend. So weist der Augenschein dahin dafs Dr. S. hier von Helbig abhängig ist; und gesetzt dafs er von Helbig abhängig ist, so würde er ihn mifsverstanden haben. Wenn Dr. S. einfach erklärt hätte, er sei dessen sicher in dieser Betrachtung von Helbig unabhängig zu sein, so würde ich, im Bewufstsein dafs der Augenschein täuschen kann, Dr. Ss Versicherung einfach acceptirt haben; seine Bezichtigung hat mich genöthigt das Material dem kleinen Leserkreise, auf den diese Schrift rechnen kann, vorzulegen.

Wer mit Dr. Ss Schriften genauer bekannt ist wird

1) Vgl. dazu o. p. 288 f.; — ferner unten den Anhang.

dort Abweichungen von dem, was man in der Wissenschaft logisch nennen würde, oft genug wahrgenommen haben; und schon die oben p. 260 ff. 271 besprochene Stelle hätte den Gedanken nahe legen können daſs sich Dr. S. einer ihm eigenthümlichen Logik erfreut, wie er im Besitz einer speciellen zuverlässigen Methode (vgl. *p. 335 o. 337 o. 339* oben besonders p. 146. 148 f. 126) und einer eigenen Bescheidenheit (s. unten den Anhang § 121. 125) ist. Nun ist der Besitz einer eigenen Logik an sich nicht minder ein erlaubter Luxus als etwa der eines Klaviers Waldhorns oder eines Kakadu, und dürfte die Nächsten des beglückten Inhabers in der Regel weniger unerfreulich dünken. Doch gehört die Kenntniſs jener Logik noch nicht, soviel ich sehe, zu den Erfordernissen der allgemeinen Bildung; und obwohl meine Bekanntschaft mit der Literatur, die Dr. S. uns geschenkt hat, recht ausgedehnt ist und war, konnte doch auch ich bisher nicht sicher wissen daſs, was ich darin für unklar oder fehlerhaft hielt, zum Mindesten theilweise auf Dr. Ss eigene Logik zurückgeführt werden müsse (vgl. o. p. 289 f.). Wenn mich somit Dr. S. auf Grund dieser eigenen Logik dessen zeiht, daſs ich seine klar ausgedrückte Ansicht in mindestens frivoler, oder gar („u m dem Ref. Widersprüche nachzuweisen") böswilliger Weise — „noch dazu mit der Insinuation" etc. — falsch wiedergegeben habe, und diese Bezichtigung in einem weitgelesenen Blatte, in dem sich der Bezichtigte nicht rechtfertigen kann, und vor einem Publicum ausspricht, dessen weitaus gröſster Theil meine Schrift nicht in Händen gehabt haben dürfte und wahrscheinlich nie in Händen haben wird; — so wäre es denk ich nicht mehr als billig gewesen, wenn Dr. S. dem Leser davon einen Wink gegeben hätte, daſs er seiner Beurthei-

lung Entrüstung Beschuldigung eben die eigene Logik zu Grunde gelegt habe. —

14. Capitel.

Ueber die „Urheimath".

Dr. Schrader, Sprachvergleichung: IX. Capitel „Die Heimat", *p. 442.*

111. Vgl. oben p. 281 ff. — Es handelt sich in diesem Capitel um die Kritik der sechs Sätze, die Dr. S. auf *p. 452—4* „als von besonderer Wichtigkeit für die Beantwortung der Frage, ob die [arischen] Europäer von Asien her oder die Asiaten von Europa her eingewandert seien, zusammengestellt" hat, und auf Grund deren ihm auf *p. 454* „die europäische Hypothese, d. h. die Ansicht, dafs der Ursprung der indog. Völker eher west- als ostwärts zu suchen sei, weitaus die den Thatsachen entsprechendere zu sein scheint." Die dieser Zusammenstellung vorangehende Uebersicht über die ältesten Sitze der alt-arischen Einzelvölker lassen wir bei Seite, da der darauf basirte Ansatz der „Ursitze der europäischen Indogermanen im Norden Europas und der [ost-]arischen Indogermanen an den Ufern des Jaxartes, in der alten Sogdiane" in diesem Zusammenhang ausreichen dürfte; — eine Bemerkung zu jener Uebersicht (Helvetier, *p. 446*) findet der Leser unten im Anhang, § 122. —

Der erste Punkt richtet sich gegen ein Argument für die „asiatische Urheimath", das ich auch nicht für richtig halte; er würde weder für die eine noch für die andere These sprechen.

„1) Die Annahme, dafs die arischen Völker deswegen der Urheimat näher geblieben sein müfsten, weil ihre Sprachen eine gröfsere Ursprünglichkeit als die europäischen bewahrt hätten, ist eine völlig irrtümliche, da die Vorstellung von einem höheren Alter des Zend und Sanskrit selbst auf einem Trugschlufs beruht (vgl. oben *p. 156 f.*).

Gerade neuerdings hat sich übrigens an mehreren wichtigen Punkten eine gröſsere Zähigkeit der europäischen Sprachen in der Bewahrung alter Verhältnisse gezeigt (vgl. oben *p. 106, 156, 420*)."

112. Ich schlieſse hier den dritten und vierten Punkt an, die, soviel ich sehe, wenn sie Richtiges besagten, über die europäische oder asiatische Hypothese nichts aussagen würden.

„3) Wir haben *ein Recht zu vermuten, daſs *das indog. Urvolk noch zu der Zeit seiner *geographischen Continuität über *verhältnismäſsig groſse Räume verbreitet gewesen sei. Auf die *linguistischen Anhaltepunkte für diese Ansicht ist oben *p. 155* hingewiesen worden. Für die gleiche Anschauung sprechen ferner *culturhistorische Gründe (*p. 185 Anm.*). Ein halbes Nomadenvolk, wie es die Indogermanen in vorgeschichtlichen Zeiten waren, *bedarf zu seiner Ernährung *weit ausgedehnte Länderstrecken. Nach A. Meitzen (Verh. des zweiten deutschen Geographentags zu Halle 1882 p. 74 f.) *braucht eine Nomadenfamilie Hochasiens zu ihrem Unterhalt gegen 300 Stück Vieh, welche in Hochasien, Turkestan und im südlichen Sibirien nicht weniger als $^1/_6$ geographische Quadratmeile als Weideland *in Anspruch nehmen. „Ein Stamm von 10,000 Köpfen würde schon 200 bis 300 Quadratmeilen als Revier *bedürfen."

Daſs aber die Ausbreitung eines Sprach- und Völkerstammes *über ungeheure Strecken sprachliche, über dialektische Differenzierung nicht hinausgehende Einheit *zuläſst, hat uns bereits oben (*p. 156 f.*) das Beispiel des turko-tatarischen Stammes gelehrt, welcher schon vor der Epoche des groſsen Vorstoſses türkischer Völker durch Persien und Kleinasien bis nach Europa eine Ausdehnung hatte, welche der weitesten historischen [? so [1])] Ausbreitung der Indogermanen von Westen nach Osten, *vom Atlantischen Ocean bis zum Jaxartes fast gleich kommt."

Für den Fall daſs Dr. S. dem Folgenden entrüstet entgegensetzen sollte, er habe nur ein Recht zu vermuthen in Anspruch genommen, bemerke ich im Voraus, daſs ich diese Sätze an ihrer Stelle nur als einen der Punkte ansehen kann, die für Dr. S. von besonderer Wichtigkeit für die Beantwortung der Frage sind, ob die Europäer

* im Druck von mir hervorgehoben.

[1]) vgl. *p. 452 M.* o. p. 282?

von Asien her oder die Asiaten von Europa her eingewandert seien etc., vgl. o. p. 301. 281 ff.; wenn ich gleich nicht verstehe, worin diese besondere Wichtigkeit besteht. — Die „verhältnifsmäfsig grofsen Räume“ scheinen durch „das Beispiel des turko-tatarischen Stammes“ und „die weiteste historische[1]) Ausbreitung der Indogermanen von Westen nach Osten, vom Atlantischen Ocean bis zum Jaxartes“ näher bestimmt zu werden; vgl. dazu o. p. 154 f. 135. 198. Ueber die „linguistischen Anhaltepunkte für diese Ansicht“ s. oben p. 153 ff. 156 f. Für die „culturhistorischen Gründe“ ist zunächst auf *p. 185 Anm.* verwiesen, wo wir das an unserer Stelle Gesagte ohne die Zahlenangaben wiederfinden und auf die spätere nähere Besprechung des Gegenstandes verwiesen werden, die ich bis auf unsere Stelle nicht habe entdecken können. Aus diesen „culturhistorischen Gründen“ würde sich die Ausdehnung des „indog. Urvolkes noch zu der Zeit seiner geographischen Continuität“ sehr schön bestimmen lassen, wenn wir I. wüfsten, wieviel Köpfe das indog. Urvolk zu jener Zeit zählte, II. dafs es damals so viel Vieh und so grofse Länderstrecken inne gehabt hätte, als es zu seiner Ernährung — oder vielmehr zu einer einigermafsen behaglichen Existenz bedurfte. August Meitzen sagt, l. c.:

„Eine Nomadenfamilie Hochasiens bedarf zu ihrem Unterhalt *bei einiger Behaglichkeit 300 Stück Vieh Mit 100 Stück *lebt sie schon karg, und, wenn daran noch eine Zahl fehlt, verarmt und verschuldet sie und verfällt in die Knechtschaft des Schuldherrn

Hochasien, Turkestan und das südliche Sibirien bis zum Ural, fruchtbarer und unfruchtbarer Boden zusammengeworfen, gewähren durchschnittlich auf die geographische Quadratmeile nur 1800 Stück Vieh, oder 6 *wohlhabenden Nomadenfamilien von zusammen 30 Personen *ausreichende Existenz. Ein Stamm von 10 000

* im Druck von mir hervorgehoben. *v. B.*

[1]) vgl. die vorige Seite und deren Anm. 1.

Köpfen würde schon 200 bis 300 Quadratmeilen als Revier *bedürfen. Ohne Unglück, Hungersnot, Seuche oder Krieg würde sich ein solcher Stamm in 25 Jahren leicht verdoppeln, in 250 Jahren *könnten also im besonders günstigen Fall allein diese 10000 Köpfe zu 6 Millionen d. h. zu einer Anzahl anwachsen, welche das gesamte circa 200000 Quadratmeilen umfassende Centralasien *als Nomaden höchstens zu ernähren vermag. *Daraus ergiebt sich, wie schnell im Wechsel Stämme untergehn und aufblühen mochten und wie leicht wenige vom Glück begünstigte Generationen die Ursache einer Völkerwanderung werden konnten“. —

Den vierten Punkt s. oben p. 130 f. Anm., dazu das ganze 9. Capitel dieser Schrift, o. p. 114 ff., und o. p. 197 ff. 218 f.; ferner unser 4. Capitel, p. 50 ff., und oben p. 204 ff.

113. Wir wenden uns zum zweiten und sechsten Punkt; — den fünften s. o. p. 283, dazu besonders das vorige Capitel, p. 281 ff., und o. p. 229 ff.

2) Die Ergebnisse der linguistischen Paläontologie *können in der Frage, ob die Urheimat der Indogermanen in Asien oder Europa zu suchen sei, *nicht entscheiden. Die linguistisch-historischen Thatsachen vertragen sich vielmehr aus den oben *p. 170* angegebenen Gründen *mit beiden Hypothesen. Nur dafür lassen sich *einige sprachliche Anhaltepunkte finden, dafs die indog. Ursitze nördliche gewesen sind. Hierauf weist das Vorhandensein von Wörtern für *Schnee und *Eis im Wortschatz der Ursprache sowie die auf die Unterscheidung von *zwei, höchstens drei Jahreszeiten beschränkte Einteilung des indog. Jahres (vgl. oben *p. 58* und *408*). Auch der ursprüngliche Typus des indog. Urvolks ist wahrscheinlich am treusten von den (europäischen) Nordstämmen bewahrt worden (vgl. oben *p. 142, 162*).“

Der Himâlaya, die „Wohnung des Schnees“, sieht auf Hindustan hinab, und die Indo-arier haben ihm den Namen gegeben: südlicher als nach Hindustan ist die „Urheimath“ meines Wissens nicht verlegt worden. Wenn die alten Arier in Süd und Nord, und West und Ost dieselben Namen für Winter Kälte, Schnee und Eis haben — von

* von mir im Druck hervorgehoben. *v. B.*

den „Gleichungen“ dürfen wir in diesem Zusammenhang absehen —; so zeigt dieser Umstand daſs sie Kälte dauernd gekannt haben, und den Winter, — und Schnee und Eis, Begriffe die auch an den Begriff der Kälte oder des Winters anknüpfen mochten. Zwischen Hindustan und Skandinavien würden Winter Eis und Schnee den Ariern schwerlich dauernd fremd geworden sein (vgl. dazu Lassen, Ind. Alterthumskunde I [2] 247 ff. bes. 255. Zimmer, AiL. 40; ferner Kluge, WB.[4] s. Schnee). — Jacob Grimms Bemerkung (vgl. Dr. S. *p. 451 u.*, cf. *129*, und seine „Zeittheilung“ p. 19 ff.), „daſs je weiter nach Norden hin in Europa überhaupt zwei Jahrszeiten, Sommer und Winter, vortreten, je weiter nach Süden drei, vier oder fünf unterschieden werden können“ (Deutsche Mythol. [4] p. 632 o., cf. „Nachträge“ 228), — diese Bemerkung zur Erschlieſsung der „Urheimath“ zu verwenden würde erheblichen Bedenken unterliegen. Es erschiene leicht begreiflich wenn ein Nomadenvolk in nördlicheren Gegenden auſser auf Winter und Sommer besonders auf den Frühling, der dem Viehstand neue Nahrung brachte, geachtet, im Süden auch den Herbst und dessen freiwillige Gaben begrüſst hätte: gesetzt aber, die Arier wären nicht von Norden sondern vom Süden ausgegangen, so könnten sie im Norden mit seinen Gaben auch den Namen des Herbstes verloren haben; erst mit Ackerbau und Obstzucht hätte für sie der Herbst neue Bedeutung gewonnen. Bemerkungen jener Art dürfen eben nicht leichthin zum Fundament solcher Constructionen gemacht werden. çarad heiſst im Sanskrit „1) Herbst. 2) pl. poetisch für Jahr“ PW., im Iranischen „Jahr“; vgl. Justi [s. 1. çaredha]. Zimmer, AiL. 40 ff. 371 ff. Geiger, Ostīrānische Kultur 140 ff. 314 ff. Die ältere Bedeutung ist aller Wahrscheinlichkeit nach „Herbst“; so mag Bedeutungswandel, oder Verlust des

Wortes, auch sonst eingetreten sein. — Die Verwendung des Typus zur Bestimmung der „Urheimath“ müfste vom Zoologen unter Beirath des Ethnologen und Kulturhistorikers gewerthet werden.

Der Name der Birke in Ost und West (: Dr. Ss „Thier- und Pflanzengeogr.“ p. 19 cf. 24, vgl. Kluge[4] s. v.) könnte allenfalls dahin gedeutet werden, dafs die Arier die Birke in der „Urheimath“ gekannt und während ihrer Wanderung und Ausdehnung immer wieder angetroffen hätten, wie sie in Indien den bhûrja („eine Art Birke“ PW., cf. NPW.) und in Deutschland die Birke fanden: die arische „Heimath“ würde nicht in einem Gebiet gelegen haben, die arische Ausdehnung nicht über ein Gebiet hin gegangen sein, dem die Birke damals gefehlt hätte. Doch mufs bei der Berurtheilung solcher Dinge auch der Zufall mit in Betracht gezogen werden, sie tragen keine irgend schwerere Construction; Birke könnte auch etwa „hellere“ Bäume bezeichnet haben. Gesetzt, die Arier wären von Indien ausgegangen und hätten die Ficus religiosa dort gekannt, so würden sie im Norden deren Namen mit dem Begriff verloren oder auf einen andern Baum übertragen haben: den Namen und Begriff der Birke, die sie dem Anscheine nach auch in Indien kennen zu lernen in der Lage gewesen wären, hätten sie bewahren können, wenn ihnen der Baum fort und fort von Neuem entgegentrat. — Ueber Esel Kamel und die arische „Heimath“ s. o. p. 178 ff.

Für den einigermafsen aufmerksamen Leser brauche ich nicht hinzuzufügen, dafs diese Darlegung nicht den Zweck hat, Hindustan als „Urheimath“ zu empfehlen. —

„6) Die Wanderbewegungen der indog. Völker sind *in den ersten geschichtlich erhellten Zeiten nach Süden und teilweis nach

* von mir im Druck hervorgehoben.

Osten gerichtet. Ein Teil Vorderasiens hat seine indog. Bevölkerung (Phryger und Armenier), wenn wir der Überlieferung glauben dürfen, von Europa erhalten. Jedenfalls stimmt dies zu den nahen Berührungen des Armenischen mit den europäischen Sprachen (vgl. oben *p. 106* u. *185*). *Eine unzweifelhafte Spur westwärts verlaufender Bewegungen der Indogermanen haben wir dagegen nicht *entdecken können", *p. 454*, vgl. besonders *p. 447 ff.*

Das würde unzweifelhaft einen vortrefflichen Grund gegen die „asiatische" und für die „europäische Hypothese" abgeben, wenn wir zur Annahme Grund hätten, dafs die Arier im Beginn ihrer Laufbahn mit der unwiderstehlichen Neigung zu bestimmten Himmelsrichtungen behaftet gewesen wären, sich diese Neigung bis in die „ersten geschichtlich erhellten Zeiten" (vgl. dazu o. p. 146 ff. 157) bewahrt und sie dann, verständiger geworden, abgelegt hätten. In diesem Fall müfste es als besonderes Glück betrachtet werden dafs unsere Väter, wenn in Europa ureingesessen, nicht den Drang nach Westen verspürt hätten: sie würden dann, Ligurer und Iberer überrennend, mutatis mutandis wohl ein anderes Gadarenerwunder dargestellt haben, wenn nicht etwa, während sie gierig nach Westen strebend sich am nassen Gestade überpurzelten, sie noch rechtzeitig drauf verfallen sein sollten, das Segel- oder Dampfboot zu erfinden. Ich sehe freilich keinen Grund, den alten Ariern derlei perverse Neigungen zuzutrauen: begönne unsere Geschichte etwa mit dem Jahr 1000 statt ein Jahrtausend früher, so würde sichs ebenso schön feststellen lassen, dafs „die Wanderbewegungen der" germanischen Stämme „in den ersten geschichtlich erhellten Zeiten nach Süden und Osten gerichtet" seien; „eine unzweifelhafte Spur westwärts verlaufender Bewegungen der" Germanen hätten „wir dagegen nicht entdecken können." — Was die Richtung der Völkerbewegungen an-

* von mir im Druck hervorgehoben. *v. B.*

betrifft, so würde es sich in diesem Zusammenhang und beim gegenwärtigen Stande der Frage, soviel ich sehe, wesentlich um die Richtung handeln, in der sich grofse Völkerbewegungen etwa zwischen Turkistan einerseits und Mittel- und Osteuropa andrerseits vollzogen haben; wenn — was ich nicht genügend übersehen kann — die Richtung durchaus eine westliche ist, so wäre zu untersuchen, worauf das beruhen möchte.

Indem Dr. S. diese, wie es ihm scheint, sicheren und wohl begründeten Punkte überblickt, hält er es für nöthig noch einmal hervorzuheben, dafs er nicht glaube, dieselben seien hinreichend, um die Frage nach der arischen Urheimath schon jetzt endgültig und entscheidend zu lösen. Indessen möchte er zum Schlusse seines Buches nicht verhehlen, dafs ihm bei der geschilderten Auffassungsweise die europäische Hypothese weitaus die den Thatsachen entsprechendere zu sein scheint (vgl. o. p. 282). —

Anhang.

Ueber ein Ref.[-erat?]

wie es aussieht was es ist.

Philostrat. Es ist ein Stück, ein Dutzend Worte lang,

.

Langweilig wird es, weils ein Dutzend Worte
Zu lang ist, gnäd'ger Fürst; kein Wort ist recht
Im ganzen Stück, kein Spieler weifs Bescheid.
Und tragisch ist es auch, mein Gnädigster,
Denn Pyramus bringt selbst darin sich um.
Als ichs probiren sah, ich mufs gestehn,
Es zwang mir Thränen ab; doch lust'ger weinte
Des lauten Lachens Ungestüm sie nie.

Die Sache hat aber auch eine recht ernste Seite. Wer der Entwickelung unseres Rezensionswesens mit einiger Aufmerksamkeit gefolgt ist, wird nicht ganz selten gefunden haben dafs anstatt des sachkundigen Referats ein fertiges Urtheil, anstatt der kritischen Inhaltsangabe des besprochenen Buches die Ansicht des Rezensenten über Dinge, die im Buch besprochen sind, gegeben wird; so erfährt der Leser wenig von dem, was im besprochenen Buche steht, mitunter nicht viel mehr als dafs der Rezensent das Buch im Allgemeinen, oder dafs er einige nicht immer recht verstandene Stellen misbilligt oder billigt. Wenn die Annahme durch die Situation nicht ausgeschlossen wäre, so könnte man auf den Gedanken kommen, dafs das „Referat“, worüber ich auf diesen Seiten referiren will, in der Absicht geschrieben sei Rezensionen, wie ich sie zu

skizziren versucht habe, zu karrikiren, — nur daſs dem, der dies „Referat“ mit der Schrift auf die es sich allem Anschein nach bezieht vergliche, die Karrikatur arg übertrieben erscheinen würde. Wer soll nun auf eine solche Erscheinung aufmerksam machen, wenn es der Verfasser der angegriffenen Schrift nicht thut? im eigenen Interesse, denn Vieles bleibt aus einer Rezension doch haften, ja wurzelt vielleicht um so fester als oft der Leser nach flüchtiger Lektüre bald nicht mehr wissen wird, woher er seinen Eindruck hat; doch liegts auch im Interesse einer angemessenen Berichterstattung daſs ein starker Miſsbrauch der Rezension aufgedeckt wird, — und ein Dritter wird seine Zeit und seine Ruhe schwerlich daran setzen, auch wenn er die Schrift genau genug gelesen hat, um im „Referat“ das ganze Maſs der Verzerrung zu erkennen. —

114. Vielleicht darf ich eine Bemerkung über das Verhältniſs der arischen Sprachwissenschaft zur arischen Kulturgeschichte während der letzten zwanzig Jahre vorausschicken.

Victor Hehns Werk über die „Kulturpflanzen und Hausthiere“ traf auf eine Zeit, in der die Sprachforscher von Problemen mehr formaler Art, von der Frage nach der Natur der Lautentwickelung, nach der Wirkung der An- und Ausgleichung u. s. w. auf das Lebhafteste bewegt zu werden begannen. War dieser Umstand einer angemessenen Würdigung — der wiederholten aufmerksamen Lektüre und dem gesammelten Durchdenken — dessen, was in jenem Werke insonderheit auch in seinen Anmerkungen geboten wurde, von vornherein entgegen; so muſste die Wandlung in der Auffassung ur- und alt-arischer Lautverhältnisse die, in Wirklichkeit bedeutend, zunächst (wie es einmal im Lauf der Dinge liegt) überschätzt und als völlige Umwälzung empfunden wurde, — so muſste in der

Folge das Bewufstsein, dafs sich eine solche Wandlung vollzogen hatte, den Sprachforscher gegen die Ansätze eines Werkes, das mit den sprachwissenschaftlichen Mitteln einer früheren Zeit operirt, wenn nicht mifstrauisch, doch zurückhaltend vielleicht scheu machen. Die gelegentliche Aufdeckung eines oder des andern Verstofses gegen die zur Zeit der Gährung in grofser Anzahl auftretenden und sich auch wohl ablösenden Lautgesetze mochte wohl die Meinung — oder richtiger vielleicht die Stimmung wecken, das Werk Victor Hehns sei sprachwissenschaftlich und, da seine kulturgeschichtliche Auffassung von der sprachgeschichtlichen gemeiniglich sehr viel abhängiger als sie es ist gedacht wurde, auch in kulturhistorischer Hinsicht in weitem Umfang überholt, sei der Berichtigung und Besserung dringend bedürftig; — eine Stimmung, die um so leichter aufkommen konnte, als eben die Aufmerksamkeit der Sprachforscher durch die lebhafte Bewegung auf formalem Gebiet etwa ein Jahrzehnt hindurch fast völlig absorbirt wurde; und das Aufkommen dieser — kaum ausgesprochenen, doch wie mich dünkt nicht unmerklichen — Stimmung mufste wiederum, auch als die Zeiten stiller wurden, einem rechten Sich-hinein-Vertiefen in die kulturgeschichtliche Auffassung und die gelassene Darstellung und Erörterung Victor Hehns hinderlich sein. So ist es, wie ich glaube, gekommen, dafs als die formal-grammatikalische Forschung wieder in ruhigere Bahnen einlenkte, und man begann sich nach der arischen Kulturgeschichte umzusehn, die grade frisch erscheinenden Schriften von Dr. O. Schrader Beifall finden konnten. „In den letzten Jahrzehnten hat die vergleichende Sprachforschung, zu sehr mit der Ordnung der Verhältnisse im Innersten des Hauses beschäftigt, wie anderen kulturhistorischen Fragen, so auch diesen sich nur vorübergehend zugewendet“, sagt Dr. S.

im Vorwort zu seiner „Handelsgeschichte“ I (1886), p. VII f. Die schier unentwirrbare Verworrenheit in der Vorstellung, vgl. o. bes. p. 292 ff. und 229 ff., bei einer gewissen Geläufigkeit der Darstellung und selbstgewissem Auftreten mag zum Erfolg jener Schriften und insonderheit zu dessen Dauer nicht unbedeutend beigetragen haben.

115. Da Dr. S. in seinem „Referat“ u. A. auch eine Bemerkung aus meiner Schrift über „Dyâus Asura“ herbeizieht, mit der ich im Jahr 1884 zu seiner „Sprachvergleichung“ Stellung genommen habe, so bitte ich einiges Persönliche, das dahin gehört, berühren zu dürfen. Jener lebhaften Bewegung auf grammatikalischem Gebiet habe ich, mit philologisch-historischen Studien beschäftigt, nur von ferne zuschauen können. Als mir — nicht lange vor dem Abschluſs der Schrift über „Dyâus“ — Dr. Ss „Sprachvergleichung“ in die Hände kam, hat mich das Buch erstaunt und dieses Erstaunen hab ich dort im Vorwort ausgedrückt. Der Beifall, der dem Buch und seinen Nachfolgern auch von Seiten solcher Männer ward, deren Urtheil ich hoch zu schätzen Grund habe, veranlaſste mich zu wiederholter genauer Nachprüfung, die den ersten Eindruck in peinlicher Weise vertiefte. Nach einigen Anläufen, meine Arbeit mit Umgehung des Gebietes, das von Dr. S. besetzt war, fortzuführen, muſste ich mich entschlieſsen, der Production und Productionsweise dieses Schriftstellers entgegenzutreten. Als mir von Seiten der Philosophischen Facultät der ehrenvolle Auftrag geworden war das Böhtlingk-Programm abzufassen und ich, mitten in Gedankengängen über die arische „Trennung“, diese zum Thema der Schrift genommen hatte, suchte ich mich darüber zu unterrichten, ob nicht vielleicht der academische Usus einem Angriff oder einer Polemik in einer solchen Schrift entgegegen sei; da dies, soviel ich erfahren konnte,

nicht der Fall war, so glaubte ich, einmal entschlossen jener Production entgegenzutreten, und meiner Sache so sicher als gewissenhafte Ueberlegung sie mir machen kann, es nicht umgehen zu dürfen meine Ansicht schon hier deutlich auszusprechen und mit wenigen Beispielen kurz zu begründen; obgleich ich mir dessen wohl bewufst war dafs, wenn die Schrift einem unter den Vielen in die Hände kommen sollte denen auch mein Name unbekannt, der Ruf von Dr. Schraders Schriften wohlbekannt war, er das Urtheil leicht für ungegründet halten durfte, — wodurch, soviel ich sehe, aufser mir Niemand Schaden nehmen konnte. —

116. In der Schrift über „Dyâus Asura" schrieb ich, p. XII :

„Neuerdings scheint es allerdings guter Ton werden zu wollen, den Sitz der Indogermanen vor ihrer Trennung nach Europa zu verlegen. Bei so schwierigen Problemen mag es ja seine Vorzüge haben, mitunter zuzusehen, wie sie sich wohl ausnehmen, wenn man sie von der anderen Seite aus anguckt. Ich gestehe aber, dafs mir die Schlüsse, welche aus den Uebereinstimmungen linguistischer und prähistorischer Forschung gezogen worden sind[2]), wenig sicher, jene Uebereinstimmungen wenig frappant erscheinen. Nun würde zwar die altindische S p r a c h e, auch wenn sie noch sehr viel alterthümlicher wäre, keinesfalls ein gar gewichtiges Argument für den asiatischen Ursprung unseres Geschlechtes abgeben : sehr auffallend müfste es aber erscheinen, dafs gerade dasjenige Volk, welches von allen indogermanischen Stämmen am Weitesten gewandert wäre, sich am Frühesten, und zwar allem Anscheine nach relativ selbständig, eine nicht unbedeutende Geisteskultur erworben hat. Zwar mögen dazu die klimatischen Verhältnisse des Indus- und Gangesthales das Ihrige beigetragen haben : es ist aber zu erwägen, dafs die Wanderung eines Nomadenvolkes über ein theilweise recht ungünstiges Terrain wohl nicht einmal so viel zur Kultivirung des Menschen beitragen dürfte, wie heutzutage die Gesellschaftsreisen."

Dafs dies für Dr. Schraders Behandlung der arischen

[2]) cf. Dr. O. Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte, Jena 1883.

„Heimath" ausreicht, ersieht der Leser aus dem 14. Capitel dieser Schrift, o. p. 301 ff.

Im Vorwort zu m. „Beiträgen", p. V f. (Programm p. VII f.) heifst es :

„Vielleicht könnte es dem einen oder anderen Leser dieser Abhandlung auffallen, dafs der Name eines Schriftstellers, der sich gerade während der letzten Jahre in recht umfangreichen Büchern an kulturgeschichtlichen Problemen versucht hat, auf den folgenden Blättern fehlt : der Name Dr. O. Schrader's. Ich gestehe, dafs es mir schwer gefallen ist die Leistungen dieses Autors ernst zu nehmen. Wenn er in seiner „Sprachvergleichung und Urgeschichte" (Jena 1883), *p. 409* sprachlicher Gleichungen bedarf, um sich davon zu überzeugen dafs es den Indogermanen „auch an Wunden und Krankheiten nicht gefehlt hat", so liefse sich dies noch auf eine Fahrlässigkeit in der Benutzung eines Zettelkastens zurückführen, wie sie auch einem Gelehrten zustofsen könnte. *Wenn er aber z. B. (Handelsgeschichte und Warenkunde I, Jena 1886, p. 12 f.) auf Uebereinstimmungen wie *πάτος*-panthan-pons gestützt das Recht in Ansprnch nimmt, „die Anfänge des Wegebaues schon der indogermanischen Vorvergangenheit zuzuschreiben"; so läfst sich der Zweifel nicht unterdrücken, ob der Autor dieses Buches genugsam darüber nachgedacht hat, in welchem Umfange und unter welchen Bedingungen Uebereinstimmungen der Sprache zu historischen Schlüssen berechtigen : denn seinen Weg kennt auch das Reh im Walde, der Vogel in der Luft. Weitere Lektüre wandelt den Zweifel in Gewifsheit. — In seiner Auffassung der vorhistorischen Beziehungen zwischen den indogermanischen Stämmen ist Dr. Schrader (vgl. Sprachvergleichung *453 f.*) von jenen Ausführungen Johannes Schmidts, die für die Sprachwissenschaft so überaus fruchtbar geworden sind, sclavisch abhängig; während dieselben doch für kulturhistorische Untersuchungen selbstverständlich nicht ohne gewisse Modificationen, die ja gleichsam in der Natur der Sache liegen, verwerthet werden dürften. Die indogermanische „Urheimath" scheint er in den schweizerischen Pfahlbauten aufgefunden zu haben (vgl. l. c. *p. 454*), wozu ihn augenscheinlich ein Mifsverstehen der Erörterung Helbigs über „Die Italiker in der Poebene" angeregt hat. Ich kann an dieser Stelle auf die Raisonnements Dr. Schraders nicht näher eingehen; *gedenke mich aber binnen nicht zu langer Zeit in gröfserem Zusammenhange mit diesem Autor auseinanderzusetzen, soweit dies bei dem hoffnungslosen Mangel an Klarheit

* Auch hier und auf den folgenden Seiten sind diejenigen gesperrt gedruckten Stellen, denen dies Sternchen vorgesetzt ist, von mir resp. erst jetzt von mir hervorgehoben.

und Schärfe des Gedankens, welcher seine Bücher auszeichnet, möglich erscheint. Hier nur noch ein Beispiel für viele, um seine Methode zu veranschaulichen. — Wie bereits erwähnt setzt Dr. Schrader, soweit sich seine Meinung deutlich eruiren läſst, die indogermanische „Urheimath“ in die schweizerischen Pfahlbauten“, etc.

Das Weitere s. o. p. 284 f.

117. Im „Literarischen Centralblatt“ 1888, N. 20, Sp. 695—7, steht, unter dem Titel meiner „Beiträge“, der folgende Artikel aus — wie auch der Zusammenhang ergiebt — Dr. Schraders Feder, gezeichnet O. S. :

„In dem ersten Theil seiner Abhandlung bespricht der Verf. die Mischungsprocesse, welche die einwandernden Indogermanen in ihren neuen Wohnsitzen mit der Urbevölkerung durchzumachen hatten. *W a s u n s a u f d i e s e m G e b i e t e f e h l t, sind *c o n c r e t e, g e s c h i c h t l i c h e, namentlich auf arischem Boden *n a c h w e i s b a r e B e i s p i e l e, w i e d i e s e V e r h ä l t n i s s e g e w e s e n s i n d, w e n i g e r p h a n t a s i e r e i c h e Schilderungen, wie sie gewesen sein könnten; und *R e f. f ü r c h t e t, wenn der Verf. *v o n d e m W a l t e n d e r a r i s c h e n H a u s f r a u u n d i h r e m u n d i h r e r K l e i n e n (so) V e r k e h r mit den Knechten und Mägden der Ureinwohner, dem Stolz des arischen Mannes und *s e i n e r G r o ſ s m u t h g e g e n d e n U n t e r w o r f e n e n e t c. (so) berichtet, er die Frage *d e s L e s e r s nicht werde vermeiden können, *v o n w a n n e n i h m s o l c h e W i s s e n s c h a f t k o m m e?“(so).

Damit ist der Inhalt des ersten Theils der Abhandlung im Wesentlichen abgethan. Ex ungue leonem. „Was uns auf dem Gebiet der alt-arischen Sprache fehlt, sind concrete, geschichtliche, namentlich etc. nachweisbare Beispiele, wie diese Verhältnisse gewesen sind, weniger phantasiereiche u. s. f.“, — so spricht der Kenner als „Ref.“ und verachtet phantasiereiche Aufstellungen urgriechischer oder ur-arischer Formen wie *bherô, *bheresi, *bhereti oder *phereti und Aehnliches mehr; und wenn er sich einmal „mit dieser indog. Ursprache wie mit etwas Lebendigem und Wirklichem beschäftigen“ will, so fühlt er stolz sich frei von einer Thätigkeit der Phantasie, die ihm am Ende eine deutlichere Vorstellung vermitteln könnte, und besorgt sich die Lebendigkeit und Wirklichkeit seiner

Ursprache, wie oben insonderheit auf p. 128 f. und 152 ff. zu lesen ist. — Wahrhaft erhebend für jeden fühlenden Menschen ist daſs „Ref.“, so sehr er immer ob der allgemeinen und besondern Schlechtigkeit des „Verf.“ sittlicher Entrüstung voll ist, die unten bes. § 128 und oben p. 285 nachgesehen werden mag, für den „Verf.“ doch noch fürchtet. Auch ich weiſs diese sittliche That vollauf zu würdigen, nur glaube ich daſs seine liebreiche Besorgniſs „Ref.“ zu weit geführt hat; er scheint sich im Leser einen Mann ohne sprachwissenschaftliche und von zweifelhafter allgemeiner Bildung vorzustellen, — der dürfte solche Bücher selten lesen; doch fände auch er auf p. 1 der Schrift eine kurze Orientirung, und ein Hinweis auf gewisse Ergebnisse der Wissenschaft, die einmal gelernt werden müssen, würde zu seiner Beruhigung vermuthlich ausgereicht haben. Des „Ref.“ Besorgniſs hat ihn augenscheinlich so bewegt, daſs er die rechten Worte nicht hat finden können. Wenn man „von dem *Walten der arischen Hausfrau und ihrem und *ihrer Kleinen Verkehr mit den Knechten“, „dem Stolz des arischen Mannes und seiner *Groſsmuth gegen den Unterworfenen etc.“ liest, so denkt man etwa an Das Lied von der Glocke

„Der Mann muſs hinaus
Ins feindliche Leben, ...
Und drinnen waltet
Die züchtige Hausfrau, ...
Und herrschet weise
Im häuslichen Kreise,
Und lehret die Mädchen“ u. s. f., —

oder etwa an Uhlands Ludwig den Baier und dessen Kampf und edelmüthigen Wettstreit mit Friedrich dem Schönen

„Du ein Gefangner? Nein, du bist ein Sieger
Vor dir verliert mein Purpur seinen Glanz :
Nicht kann ich König sein, wenn dus nicht bist.“

Nun, ganz so hab ich die alten Arier nicht geschildert.

Am Nächsten kommt der „Grofsmuth“ des Ref. „gegen den Unterworfenen“, soviel ich sehe, die Erörterung auf p. 3: „Eine völlige Ausrottung der Eingebornen würde ich aber nur in seltenen Fällen und aus besonderen Gründen für wahrscheinlich halten können Wer sich nach den entscheidenden Kämpfen den Siegern unterwarf, wird in der Regel verschont worden sein. Denn unsere Vorfahren mögen zwar in der Kampfeshitze und im Siegesrausch schrecklich genug gehaust haben: kalten Blutes den Ueberwundenen hinzuschlachten lag aber, soweit wir urtheilen können, nicht in ihrem Character und harter finsterer Fanatismus war ihnen fremd. Auch fehlte jenen Völkern und Zeiten der grofsartige Apparat einer Verwaltung, die es dem centralen Willen ermöglicht sich gleichsam mit einem Schlage im ganzen Lande bis in die entlegensten Winkel hinein durchzusetzen. Endlich wäre zu berücksichtigen, dafs der Mensch damals einen ganz realen Werth darstellte und seinem Eigenthümer einen nicht unwillkommenen Zuwachs an Macht, Besitz oder Genufs bedeutete“ etc. Wenn Jemand nach dem Kampfe den Ueberwundenen nicht tödtet, I. weil er von Natur nicht zu finsterem Fanatismus oder Blutdurst neigt, II. weil er es schwerlich durchsetzen könnte, und III. weils ihm Vortheil bringt, so hab ich das sonst nicht „Grofsmuth“ nennen hören; hält sich „Ref.“ vielleicht auch eine eigene Grofsmuth? vgl. o. p. 300 und u. § 121. Mit dem „Walten der Hausfrau“ und ihren lieben „Kleinen“ verhält sichs ähnlich.

Da kleine Irrthümer solcher und ähnlicher Art dem „Ref.“ nicht allein in der ängstlichen Besorgnifs um das Schicksal meiner Darlegung zustofsen, sondern den Stamm seines „Referats“ bilden, so würde ich, wenn ich all diese Irrthümer aufklären wollte, meine „Beiträge“ in weitem Umfang noch einmal abdrucken müssen; da lafs ich mir im Folgenden als Regel an einem Hinweis genügen, und bitte den Leser die Mühe gelegentlicher Stichproben nicht scheuen zu wollen.

118. „Der anthropologische, von diesem Thema *völlig untrennbare Gesichtspunct bleibt unberücksichtigt; *jedoch verräth (so) der S. 22 *hingeworfene Satz (so), dafs „*die heutigen indogermanischen *Völker im wesentlichen auch dem Leibe nach von dem Urvolke abstammten“, die Unbekanntschaft des Verf.'s mit

aller neueren, *besonders auch für Indien (*durch H. Risley) unternommenen anthropologischen Forschung, welche die Annahme einer leiblichen Brüderschaft der Indogermanen immer mehr einzuschränken zwingt.“

„Der anthropologische Gesichtspunkt“ ist v. d. Th. also „völlig untrennbar“? Das ist betrübend; wenn es „Ref.“ aber selbst sagt, muſs es wohl wahr sein. Der „hingeworfene Satz“ mag miſsverständlich sein; aus einem „hingeworfenen Satz“, der den Gang der Untersuchung nicht berühren würde, die Ansicht des „Verf.’s“ in einer Sache erschlieſsen, deren Behandlung er von vornherein ausdrücklich abgelehnt hat: heiſst, wie es scheint, „ref.-en“. Die Sache liegt so. Auf p. 1 habe ich ausdrücklich betont, daſs unsere leibliche Abstammung vom arischen Urvolk zunächst auſser Frage bleiben dürfe, — maſsgebend für die Zugehörigkeit zu einem Volk seien gemeinsame Sprache Kultur Gesittung; dort war u. A. auch auf die Romanen hingewiesen. Auf p. 18—21 wurde der Unterschied zwischen dem Verhältniſs der Romanen zu Rom und dem der alt-arischen Völker zum „Urvolk“, insonderheit in Bezug auf die Art der Romanisirung der romanischen und der Besetzung der alt-arischen Lande hervorgehoben; p. 21 die Frage aufgeworfen, ob die Arier nicht „schon in der „Urzeit“ dieselben weiten Gebiete eingenommen haben, auf denen wir sie im Beginne der historischen Zeit angesessen finden“, und auf p. 22 soll der „Begriff, welchen ich an dieser Stelle mit den Worten „die Indogermanen vor ihrer Trennung“ verbinde, genauer umgrenzt“ werden. In diesem Zusammenhang steht der Satz:

„Im vorliegenden Zusammenhange bezeichne ich damit das Volk, dessen Sprache die Mutter der indogermanischen Sprachen ward und von dem die heutigen indogermanischen Völker im Wesentlichen auch dem Leibe nach abstammen werden[1]. Und zwar bezeichne ich damit diejenige Periode in der Entwickelung des genannten Volkes, in der dessen Sprache ein wesentlich einheitliches Gepräge hatte; wobei es gleichgültig erschiene, ob unsere Vorfahren von Alters her demselben

Stamme angehört haben oder ob jene Gleichartigkeit erst in Folge der Ausgleichung verschiedener Dialekte eingetreten wäre." Der Zusammenhang zeigt I. dafs der leiblichen Abstammung der arischen Völker vom „Urvolk" die Romanisirung der romanischen Völker gegenübersteht, und dafs II. in erster Linie an die alt-arischen Stämme gedacht ist, an die heutigen arischen Völker insofern als sie für deren Nachkommen gelten dürfen. Das Letztere wird noch deutlicher durch die zu jenem Satz gehörende Anmerkung: „[1] Wir dürfen dies, wie ich glaube, mit der *oben erörterten Einschränkung aus den Umständen, unter denen sich die *Ausdehnung jenes [Ur-]Volkes vollzogen haben mufs, nicht ohne Wahrscheinlichkeit erschliefsen"; denn „oben", wie in der ganzen Schrift, handelt sichs um die alten Arier, um die heutigen nur insofern sie als Söhne jener gedacht sind. Der erste Abschnitt sollte zeigen dafs, insonderheit für den Osten und den Westen des alt-arischen Gebietes, mit einem mehr oder minder starken stammfremden Untergrunde gerechnet werden müsse (vgl. bes. p. 3 ff. cf. o. p. 317, und 17); dort wurde auch die „kastenmäfsige Absonderung des [indo-arischen] Eroberers vom Unterworfenen als die Reaction arischen Stammesstolzes gegen die beginnende Durchsetzung des arischen Volksthums mit fremden nicht ebenbürtigen Elementen" (p. 8) aufgefafst, u. s. w. Dafs Stammes- Standes- und Kastenstolz die natürliche Entwickelung zwar hemmen aber nicht aufheben könne, war auf p. 4 betont; und wo sollten denn jene un-arischen Elemente, die nicht getödtet noch ausgetrieben waren (p. 3 f.), etwa in Gallien oder Italien geblieben sein? So ergiebt sich aus dem Zusammenhang schon für die Zeit der vollendeten Besetzung stammfremden Bodens durch alt-arische Völker der Ansatz nicht ganz unerheblicher Blutmischung mit stammfremden Elementen.

Andauernde „Reinheit des Blutes" auf einem Gebiete

wie Asien-Europa, wo die verschiedensten Völker an- und aufeinander stoſsen, ist überhaupt schwer denkbar. Daſs das arische „Urvolk“ in dem Sinne, wie ich das Wort begreife — d. h. ein bestimmtes Volk, das vor vielen tausend Jahren irgendwo in Asien-Europa nomadisirte und hinter dem, wie schon seine hochentwickelte Sprache zeigt, eine lange lange Entwickelung liegen muſs; also keine Sippschaft irgend welcher Ur- oder Unmenschen, sondern ein bestimmtes uraltes geschichtlich gegebenes Volk, nur daſs wir es nicht aus seiner eigenen Ueberlieferung kennen, sondern sein Sein und seine Art aus der Ueberlieferung seiner Nachkommen erst erschlieſsen müssen; — daſs schon das arische „Urvolk“ in diesem Sinne „ungemischt“ gewesen ist, würde ein Ansatz sein der erst zu erweisen wäre. Für uns kommt sein Stammbaum zunächst nur insofern in Betracht, als uns seine Vorfahren ebenso diejenigen sind, von denen es seine Sprache hat, als uns für seine Nachkommen diejenigen gelten, die ihre Sprache von ihm haben; — Einiges darüber in meiner Antrittsrede p. 36 ff. Daſs auch in Indien, der Kaste ungeachtet, unter den Wandlungen und Stürmen, die dort über Land und Leute hingegangen sind, bei der Masse stammfremder Elemente und dem Mangel des Volkes an geschichtlichem Sinn, die Arier selbst der höchsten Kasten sich nicht werden „rein“ haben erhalten können, ist a priori zu vermuthen. Meine Absicht war zu erörtern, unter welchen Bedingungen die Ausdehnung der Arier, ihre Festsetzung in den Gebieten welche sie mit dem Beginn der Ueberlieferung einnehmen, etwa stattgefunden haben möchte; die Erörterung ergab u. A., daſs die alten Arier von stammfremden Elementen wahrscheinlich mannigfach beeinfluſst worden sind, daſs diese aber in der — nach vielen Seiten hin bestimmenden — Zeit zwischen der beginnenden Eroberung und dem

Anfang der Ueberlieferung auf die betreffenden arischen Stämme nicht in dem Maſse, als man es glauben könnte, eingewirkt haben, wenngleich ihre Einwirkung besonders auf die indische italische und keltische Entwickelung — sowohl im Sinn der Anziehung als auch in dem der Abstoſsung — stetig mit in Betracht gezogen zu werden verdient. Der „hingeworfene Satz“ mochte, ich betone es, vom Leser miſsverstanden werden; so wie die Sache liegt, dürfte die darauf begründete Schluſsfolgerung, daſs ich eine leibliche Brüderschaft der Arier in dem Sinn, wie Dr. S. sie zu verstehen scheint, annehme, nicht berechtigt sein. Im Uebrigen kann ich die mir dadurch gewordene Gelegenheit, dem möglichen Miſsverständniſs entgegenzutreten, nur willkommen heiſsen. —

Das sind nun Alles Dinge die „mit aller anthropologischer Forschung“, älterer und neuerer, für Indien und nicht für Indien unternommener, zunächst nichts zu thun haben; ich bin nicht Anthropolog, gedenke es auch nicht zu werden, wenn ich gleich gern einmal, wo mir die Gelegenheit dazu günstig erscheint, von Auſsen her auch in dies Gebiet einen Blick thue. Ein wenig erstaunt war ich, von der anthropologischen Forschung H. H. Risleys, die, nach dem vorwurfsvollen Hinweise Dr. Ss zu urtheilen, in allen sich für diese Dinge interessirenden Kreisen wohlbekannt gewesen wäre, durch die mir zugänglichen bibliographischen Hülfsmittel nichts erfahren zu haben; einige dort angegebene Abhandlungen, die ihrem Titel nach schwerlich anthropologischen Inhaltes sein dürften, sind in einer Zeitschrift erschienen, die mir hier nicht zugänglich ist. Da Dr. S. es versäumt hatte den Titel des Werkes zu nennen, wandte ich mich mit der Bitte um Auskunft an Prof. Dr. Ernst Kuhn in München. Hrn. Prof. Kuhn waren H. H. Risleys anthropologische Forschungen gleich-

falls unbekannt; doch konnte er mir bald mittheilen, H. H. Risley sei von der Regierung mit anthropologischen Studien in Bengalen beauftragt worden, über die eine Anzahl vorbereitender „Papers“, Fragebogen, Formulare u. s. w. publicirt wären, die die Münchner Hof- und Staatsbibliothek besäſse. Auf meine Bitte war die Direction der Bibliothek so liebenswürdig, mir diese „Risley Papers“ zuzusenden, in denen sich manche interessante Bemerkung findet — u. A. eine, die mich lebhaft an Thackerays „Newcomes“ und deren mythischen Ahnherrn, den surgeon-barber Eduard des Bekenners erinnert hat : wie Familien un-arischer Herkunft, die es in der Welt zu etwas gebracht haben, in die vornehmen Kasten eindringen. In der Regel etabliren sie sich als Rajputs; zunächst treiben sie einen Brahmanen auf, der sie mit dem nöthigen Apparat : dem mythischen Ahnherrn, dem Familienwunder etc. versieht; so gehts dann weiter, tout comme chez nous, nur daſs sie gröſsere Schwierigkeit haben die Töchter innerhalb der von ihnen annectirten Kaste anzubringen, als eine europäische Familie in ähnlicher Lage. Soviel ich sehen kann, versprechen die Erhebungen, die unter H. H. Risleys Leitung in Bengalen vorgenommen werden, vieles Interessante zu Tage zu fördern; sind diese vorbereitenden „Papers“ aber Alles, was bisher publicirt ist[1]), so würde Dr. Ss Satz sehr viel wörtlicher zu nehmen sein als ihn der von der Sachlage nicht unterrichtete Leser im gegebenen Zusammenhang auffassen könnte; die betreffende anthropologische Forschung wäre durch H. H. Risley für Indien eben nur „unternommen.“ Sollte Hrn. Dr. S. eine abschlieſsende

[1]) Ich sehe jetzt, daſs F. Max Müller, Biographies of Words and the Home of the Aryas. London 1888, p. 243 ff., in einem Brief an H. H. Risley, Esq. — mit sehr beachtenswerthen Winken — „the papers referring to an *Ethnological Survey of India* which you have done me the honour to send to me“ bespricht; dieselben?

oder die bisherigen Ergebnisse vorläufig zusammenfassende Publication vorgelegen haben, so bliebe der vorwurfsvolle Ton ebenso unverständlich, als es der Umstand sein würde daſs Dr. S. es versäumt hätte, den genaueren Titel des in Europa sonst augenscheinlich so gut als unbekannten Werkes mitzutheilen.

119. „Auf dem Gebiete der Sprachenmischung wird S. 15 für den Typus lateinisch amabo, irisch no charub *unindogermanischer Ursprung angenommen. Aber warum in aller Welt? (so) Freilich bietet die Erörterung dieser Formengruppe S. 15 und 34 *dem Verständniſs kaum überwindbare Schwierigkeiten (so).“ Ja, „warum in aller Welt?“ wenn Dr. S. es nicht weiſs, — ich kanns nicht wissen warum er jenen Satz hingeschrieben hat, der in dieser Form nicht meine Darlegung wiedergiebt. Oder ist der darauf folgende Satz die Antwort auf die Frage? es mag betrübend sein wenn es mich auch nicht überrascht, daſs die Erörterung seinem „Verständniſs kaum überwindbare Schwierigkeiten bietet“. Auf p. 15 (cf. 11 f.) ist von „nicht-indogermanischen Einflüssen“ die Rede, die auf die historische Erscheinung des Italischen eingewirkt haben mögen, hinsichtlich des Typus („der Form“ von) amabo wird „an moderne Bildungen wie amerò, j'aimerai erinnert“; hält Dr. S. den Typus dieser Bildungen für un-arischen Ursprungs? Die Erörterung p. 32 ff. kann ich hier natürlich nicht abdrucken; p. 34 : „Den Typus von amabo möchte ich am Ehesten mit dem von amerò vergleichen; auch in -bo scheint indogermanisches Sprachgut zu stecken, doch ist dies eine Annahme die sich mehr auf die Analogie der sonstigen Entwickelung indogermanischer Sprachen gründen dürfte als daſs sie mit Sicherheit zu erweisen wäre (doch vgl. Thurneysen“, etc.). Diese Stelle würde, soviel ich sehe, Dr. Ss Formulirung am Nächsten kommen.

120 „Sehr anregend und sichtlich auf tieferen Studien und klareren Ueberlegungen als das Uebrige beruhend sind die religionsgeschichtlichen Erwägungen des Verf.'s S. 9, 10, 11, 13, 25, 26, wenngleich hier wie sonst dem Verf. die Analogie indischer Verhältnisse

für die Beurtheilung indogermanischer Zustände allzu mafsgebend ist. *So mufs z. B. S. 7 Anm. *mit Rücksicht auf sanskr. pátnî *auch das griech. πότνια die für dasselbe *völlig unerweisliche Hauptbedeutung „Hausherrin", „Gattin" *annehmen. *Ja, der Verf. erklärt S. 24 geradezu (so), dafs er sich *die indogermanischen Culturverhältnisse ungefähr so wie die „im Veda oder in Walter Scott's Hochlandsromanen" vorstelle. *Mit solchen Anschauungen sind wir *glücklich wieder *auf dem Standpunct angekommen, den wir *seit Victor Hehn's Forschungen (man denke an dessen Schilderung der Urzeit) *verlassen zu müssen geglaubt haben."

Den ersten Theil des ersten Satzes habe ich nicht ohne Selbstüberwindung und nur, weil ich einmal das ganze „Ref." wiedergeben will, abgedruckt. Wenn ich Grund hätte, in jener partiellen Billigung des „Ref." mehr als das in gewissen Rezensionen gleichsam rituell gewordene sichtbarliche Zeichen für die „Objectivität" des Rezensenten zu vermuthen, so würde sie mich stutzig machen können; sofern nicht auch hier ein Mifsverstehen meiner Ansätze vorliegen sollte. Um so amüsanter ist die lehrreiche Einschränkung. Ich gestehe — nicht ungern — ein, dafs ich die ungetrübte Gleichmäfsigkeit und Unbefangenheit, deren sich der „Ref." erfreut, verloren habe. Wer sich über ein Jahrzehnt wesentlich auf einem bestimmten Gebiet bewegt hat, mufs darauf schon verzichten. Auf den übrigen Gebieten dasselbe lernen ist selten thunlich, — auch nimmt die Fähigkeit, Neues aufzunehmen, erfahrungsmäfsig mit den Jahren ab. Wollte ers versuchen so würde das Erlernte brach liegen; das Erlernte vergessen, um solche Gleichmäfsigkeit zu erringen, ist nicht Jedermanns Sache. Ja ist die ungetrübte Unbefangenheit auf einem Gebiet wirklich dahin, so ist sie auch für andere Gebiete verloren : wer einmal weifs, wie leicht es ist auf wohlbekanntem Boden fehlzugehn, hat auf fremdem die schöne Sicherheit verloren. So bleibt ihm, wenn er fremderen Boden betreten mufs, in der Regel nur übrig,

sich vom gewonnenen Standort aus vorsichtig gleichsam fortzutasten; glaubt er von seinem Standpunkt aus Eines oder das Andere besser zu sehen, so theilt er dies dem Nachbarn mit; hat sein Haus einen kleinen Thurm, um so besser. — Darum ist die „Rücksicht auf sanskr. pátnî" noch nicht, wie man nach Dr. S. glauben sollte, der einzige Grund für den Ansatz, πότνια sei ebenso wie pátnî die Herrin, besonders aber die Hausherrin, Gattin; aufser dem l. c. Gesagten und Angedeuteten sind die betreffenden alt-arischen Verhältnisse, soweit ich sie übersehen konnte, berücksichtigt, in erster Linie natürlich die — grade in diesen Dingen, wenn ich nicht irre, besonders wichtigen — ostarischen.

Die beiden letzten Sätze des „Ref." sind sehr auffallend: liest Dr. S. nicht einmal diejenigen Sätze der gerefl.-ten Schrift, die unmittelbar an die von ihm zwischen Anführungszeichen citirten Worte stofsen? oder sind ihm die Gedanken von seinen verschiedenen „Urzeiten", insonderheit der „indog. Urzeit!" II G. o. p. 162 (vgl. bes. 146 ff. 229 ff.), so erfüllt, dafs er diese überall hineinliest, wo immer einige Worte stehen die irgend ähnliche Vorstellungen wecken könnten? S. 24 stehen freilich die Worte „im Veda oder anschaulicher in Walter Scotts Hochlandsromanen"; die betreffende Partie handelt von der arischen Ausdehnung und Trennung; der Zusammenhang ist so:

„Solange sich unsere [arischen] Vorfahren im Ganzen friedlich und in andauernder geographischer Continuität über immer weitere Räume ausbreiten konnten, werden wir bei ihnen sprachliche Zustände ähnlicher Art voraussetzen dürfen, wie sie sich in geographisch zusammenhängenden Sprachgebieten sonst zu gestalten pflegen: die mittleren Gruppen werden auch hier im Allgemeinen gleichsam die Brücke zwischen den einander fernerliegenden gebildet haben. Feste Grenzen zwischen den Weidegründen, auf welche die einzelnen Stämme oder Gruppen Anspruch machten, gab es natürlich nicht; ebensowenig wird

eine ungefähre Abgrenzung jener Gebiete gefehlt haben. Wir werden, wie ich glaube, alt-indogermanischen Verhältnissen am Nächsten kommen, wenn wir sie uns mutatis mutandis etwa den Zuständen ähnlich denken, welche uns *im Veda oder anschaulicher *in Walter Scotts Hochlandsromanen entgegentreten. Streitigkeiten, wie sie besonders unter Nachbarn entstehen, werden mit den Waffen oder durch Vergleich entschieden worden sein Raubzüge, um Vieh und Sclaven — den vielbegehrten Besitz jener Zeit — zu erringen, brachten Abwechselung in das einförmige Leben der alten Helden", etc.

Und nicht allein in diesen Dingen, möchte ich hinzufügen, sondern auch in manchen anderen werden wir, wie ich glaube, alt-arischen Verhältnissen am Nächsten kommen, wenn wir sie uns mutatis mutandis etwa den Zuständen ähnlich denken, welche uns im Veda oder anschaulicher in Walter Scotts Hochlandsromanen entgegentreten; beide stehen ihrem Typus nach der ur-arischen Zeit in vieler Hinsicht bedeutend näher als etwa Homer (vgl. dazu oben p. 226 f. 230). Zu den hier gemeinten mutandis würde z. B. der Ackerbau gehören, den für die „Urzeit" anzusetzen ich keinen Grund sah und sehe, vgl. m. „Beitr." p. 27 f. und oben das 12. Capitel, p. 185 ff.

121. „Der zweite Theil der Abhandlung enthält Erörterungen über die Verwandtschaftsverhältnisse, die Wanderungen, die Urheimath der Indogermanen. Bei dem *Spott und der Skepsis, welche der Verf. *den bisherigen Versuchen, die Wohnsitze der Indogermanen zu localisieren, entgegenbringt (S. 23, 24 vgl. die Anm.), wird er *einen bescheidenen Zweifel (so) gegenüber den eigenen geographischen Combinationen hinsichtlich der italo-keltischen Ursitze (S. 33) gestatten. Der Verf. *localisiert nämlich für die „italo-keltische Epoche", welche einer „italo-griechischen" folgte, die Kelten, *um es kurz zu sagen, in den Schweizer Pfahlbauten, die Italiker in den rätischen Alpen. Von hier zogen letztere (S. 34) nach dem Süden herab. *Hiergegen ist nun Folgendes zu bemerken: 1) was die Kelten betrifft, so *scheitert die Annahme der Schweiz als des Stammlandes dieses Volkes *an allem, was wir, namentlich durch Müllenhoff's Forschungen, über *die historischen Wanderungen der Kelten aus dem Norden *gegen Süden und Südosten wissen; in *Sonderheit sind die Helvetier (vgl. Tac. Germ. 28) erst aus Süddeutschland in die Schweiz eingewandert; 2) was die Italiker anlangt, so scheint der Verf. S. 31 *doch bereits

ein „Vorhistorisches Bei- oder Nebeneinanderwohnen" der Italiker und Griechen nordöstlich von der Apennin-, nordwestlich von der Balkanhalbinsel anzunehmen. *Warum haben nun die Italiker *nicht, wie es z. B. Hehn vermuthet, „den grofsen Völkerweg um den venetischen Meerbusen" *nach dem gelobten Land (so) weiter verfolgt, *sondern sich erst noch einen Ausflug (so) in die Eisregionen der rätischen Alpen *verstattet? [genau so]. Hierfür *vermifst (so) Ref. den deutlichen Versuch einer Begründung (so). Vielmehr scheinen die Uritaliker in Rätien und die Uritaliker an der Adria *unvermittelt einander gegenüberzustehen, ähnlich wie etwa S. 7 im Text mit ausdrücklicher Berufung auf die Gleichung pátnî = πότνια die indogermanische Frau als „Herrin des Hausstandes" bezeichnet wird, während die Anmerkung derselben Seite erklärt, ob die indogermanische Grundbedeutung von pátnî „Herrin" oder „Hausfrau" gewesen sei, lasse sich nicht entscheiden."

Zur Anmerkung p. 24 meiner „Beitr." vgl. oben z. B. p. 173 ff. 178 ff., und etwa das 14. Capitel, p. 301 ff. — „Bescheidener Zweifel" meint im Sprachgebrauch des „Ref." deutlich, wie das Beispiel zeigt, „absprecherisches Behaupten". Die im Folgenden vom „Ref." in seiner Manier behandelte Frage ist sehr delicater Natur, und in einem solchen Fall macht die Formulirung, die Art die Sache anzufassen besonders viel aus : Dinge die zarte Berührung verlangen, lassen sich eben mit kräftiger Sohle nicht rationell behandeln. So bitte ich den Leser die Erwägung der Frage in m. „Beitr.", p. 29 ff., nachzusehen. — Des „Ref." erster Punkt scheint auf derselben Voraussetzung zu beruhen, die wir bereits o. p. 307 kurz besprochen haben; was hier „in Sonderheit die Helvetier" sollen, die von mir a. a. O. nicht erwähnt sind [1]), und von denen Tacitus mindestens ein Jahrtausend nach der von mir berührten Zeit berichtet, verräth uns Dr. S. nicht; vgl. übrigens zu Germania 28 und den Helvetiern unseren nächsten (122.) Paragraphen. Auf seine Frage, die „Ref."

[1]) Vgl. zu p. 33 u. der „Beiträge" oben p. 92 und unten p. 333?

mit unwiderstehlichem Ernst vorträgt und deutlich für einen ernstlichen Einwand ansieht, will ich diesmal eingehen; indem ich mich dagegen verwahre daſs, wenn ich in Zukunft solche Fragen schweigend übergehe, daraus der Schluſs gezogen werde, ich wisse ihnen nichts entgegenzusetzen. Der „Ref.“ scheint davon auszugehen, daſs als die „Italiker“ ihre Sitze nordöstlich von der Apenninhalbinsel verlieſsen, ihr Ziel das „gelobte Land“ Italien gewesen sein müsse; da ist es ihm denn unbegreiflich, weshalb sie, statt den „groſsen Völkerweg“, die nächste Route ins „gelobte Land“ zu benutzen, „sich erst noch einen Ausflug in die Eisregionen der raetischen Alpen verstattet“ haben sollten. „Hierfür vermiſst Ref. den deutlichen Versuch einer Begründung.“ Gesetzt, Jemand wollte etwa von Wien nach Bologna, die empfehlenswertheste Route ginge über den Semmering-Udine; er wäre auch in Bologna angekommen, doch würden Spuren dahin weisen, daſs er sich vorher — sagen wir in München aufgehalten habe; sonst wüſsten wir von den betreffenden Verhältnissen nichts: nicht ob die directe Route um jene Zeit vielleicht gesperrt gewesen ist etc. etc. Da würden wir vielleicht auch fragen: was mag den Mann zum Umweg bewogen haben? doch schwerlich in dem Sinn als sei die Frage ein irgend ernstlicher Einwand gegen die Vermuthung, daſs sich der Mann in München wirklich aufgehalten habe; die Wahrscheinlichkeit oder Unwahrscheinlichkeit dieser Vermuthung hinge vielmehr in erster Linie davon ab, wie deutlich die Spuren wären die auf seinen Aufenthalt in München hinwiesen. Nun ist ein „groſser Völkerweg“ für den Verkehr nicht einmal dasselbe wie etwa eine Chaussée, seine Passirbarkeit, wie „Ref.“ grade aus der von ihm citirten Stelle Victor Hehns ([4] 53 f.) hätte ersehen können, ein wenig zweifelhafter als die einer Bahnlinie; — und ob die „Italiker“, als sie aus ihren Sitzen

nordöstlich von der Apenninhalbinsel aufbrachen, wirklich ins „gelobte Land“ Italien gewollt haben oder ob ein freundliches Geschick sie allmählich hingeschoben hat, wird, vielleicht mit Ausnahme des „Ref.“, schwerlich Jemand sicher sagen können: von allem Andern abgesehen, war damals Italien noch nicht das Land des Weines und der Olive, geschweige denn der Orangen und Citronen. — Die unlöslichen Widersprüche, vor denen „Ref.“ im Folgenden rathlos die Hände ringend steht, lösen sich sehr einfach. Die „Uritaliker in Raetien und die Uritaliker an der Adria“ würden einander ebenso „unvermittelt gegenüberstehen“ als die Angelsachsen des Festlandes und die Angelsachsen Englands vor und nach ihrem Zug nach England; und pátnî-πότνια [1]) könnte schon in ur-arischer Zeit die „Herrin“ und die „Hausherrin, Gattin“ gewesen sein, ohne dafs es sich entscheiden liefse, welches die arische Grundbedeutung (so) war: die arische Sprache, welche wir erschliefsen können, ist augenscheinlich das Ergebnifs einer langen Entwickelung. —

122. Vgl. oben p. 327. — Gesetzt „die Helvetier (vgl. Tac. Germ. 28)“ wären „erst aus Süddeutschland in die Schweiz eingewandert“, so würde dies gegen die Vermuthung, dafs tausend und mehr Jahre zuvor uralte Kelten in der Schweiz gesessen hätten, ebenso deutlich sprechen als etwa die deutsche Besiedelung der nordöstlichen Lande im Mittelalter es von vornherein unwahrscheinlich macht, dafs germanische Völker ca. tausend Jahr früher das Land bis zur Weichsel bewohnt haben. Ich möchte aber glauben, dafs aus Germ. 28 [2]) zu viel geschlossen ist;

[1]) Die Formulirung des „Ref.“ giebt meine Darstellung nicht ganz treu wieder. — Vgl. pátnî-πότνια schon oben p. 324 f.

[2]) Vgl. auch Dr. Ss „Sprachvergleichung“ *p. 446*: „Südlich dieser

es heifst dort: „Validiores olim Gallorum res fuisse summus auctor divus Iulius tradit, eoque credibile est etiam Gallos in Germaniam transgressos: quantulum enim amnis obstabat quo minus ut quaeque gens evaluerat occuparet permutaretque sedes promiscuas adhuc et nulla regnorum potentia divisas? Igitur inter Hercyniam silvam Rhenumque et Moenum amnes Helvetii, ulteriora Boii, Gallica utraque gens, tenuere" [1]). Dafs zu jener Zeit die Helvetier nur auf dem rechten Rheinufer gesessen haben, sagt Tacitus nicht [2]). Ca. 150 Jahr früher berichtet Caesar, Bell. Gall. I, 2, 3, der grade hier sehr genau Bescheid wissen mufste, dafs die Helvetier, in steten Kämpfen mit den Germanen (I, 1, 4: Müllenhoff II, 269), im Lande zwischen Rhein, Jura und Rhone-Genfer See [3]) wohnten. Wenn wir

schwerdurchdringlichen Waldzone [scil. südlich vom Hercynischen Walde] safsen in den letzten Jahrhunderten v. Chr. keltische Stämme, im Maingebiet *die Helvetier, die *aber kurz vor Cäsar in die westliche Schweiz ausgewandert waren, im Elbgebiet Bojer, im Donaugebiet die Volcae Tectosages, an den vorderen Karpathen die Cotini (vgl. oben *p. 293*) u. a. m. J. Cäsar, der erste, welcher Germanen und Kelten genauer scheiden lernte, war der Ansicht (VI cap. 24), dafs jene Stämme zur Blüthezeit der keltischen Machtstellung (ac fuit antea tempus, cum Germanos Galli virtute superarent) aus Gallien, dem Stammland der Kelten, nach Deutschland eingewandert seien [vgl. jetzt dazu Müllenhoff, DA. II, 276 ff.], und Tacitus Germ. cap. 28 stimmt ihm in dieser Frage *rückhaltslos bei" [vgl. Validiores olim Gallorum res fuisse summus auctor divus Iulius tradit; eoque credibile est etc., und dazu Baumstarks Anmerkung; s. oben den Text].

[1]) Vgl. „Ac fuit antea tempus, cum Germanos Galli virtute superarent, ultro bella inferrent, propter hominum multitudinem agrique inopiam trans Rhenum colonias mitterent. Itaque ea, quae fertilissima Germaniae sunt, loca circum Hercyniam silvam Volcae Tectosages occupaverunt atque ibi consederunt: quae gens ad hoc tempus his sedibus sese continet" etc., Bell. Gall. VI, 24.

[2]) Vgl. dazu Baumstarks Anmerkung: „aus der Maingegend wichen die Helvetier nach der Schweiz zum Hauptstock ihres Volkes."

[3]) „Id hoc facilius eis persuasit, quod undique loci natura Helvetii continentur: una ex parte flumine Rheno latissimo atque altissimo, qui agrum Helvetium a Germanis dividit; altera ex parte monte Iura

Tacitus einfach auf sein Wort glauben, so lehrt uns Germ. 28, daſs einst Helvetier auf dem rechten Ufer des Rheins gesessen, — nicht, daſs auf dessen linker Seite keine Helvetier gesessen haben; das Letztere ebensowenig als etwa Bell. Gall. VI, 24[1]) (vgl. Müllenhoff, DA. II, 275 ff.) zu besagen braucht, daſs links vom Rhein damals keine Volcae Tectosages wohnten. Tacitus nennt Caesar, doch sagt er davon kein Wort (cf. „etiam Gallos in Germaniam transgressos : quantulum enim amnis obstabat" etc.), daſs die Helvetier diejenigen Sitze, welche sie schon zu Caesars Zeiten bewohnten, vom rechten Rheinufer aus besetzt hätten; auch Caesar scheint nichts davon zu wissen, — eine frühere Wanderung helvetischer Stämme erwähnt er I, 12, 4 vgl. Müllenhoff, DA. II, 293. 296. Ich sehe nicht, wie sich unter diesen Umständen aus Germ. 28 mit irgend welcher Sicherheit auch nur ergiebt, daſs „die Helvetier erst aus Süddeutschland in die Schweiz eingewandert" seien. — Da ich diese Verhältnisse doch nur gleichsam von Auſsen zu betrachten im Stande bin, so habe ich meine Auffassung der betreffenden Stellen meinem Collegen, Hrn. Dr. F. Dümmler, vorgelegt und ihn um sein Gutachten gebeten, das so lautet :

„Ich wüſste der im Texte befolgten Interpretation der Taciteischen Stelle kaum etwas hinzuzufügen, nur noch entschiedener würde ich betonen, daſs die Verwerthung der Tacitusstelle für die Richtung einer helvetischen Wanderung vollständig ausgeschlossen ist, wenn man sie im Zusammenhange liest. Tacitus 28 bezieht sich auf Caesar VI 24. Beide betrachten den Rhein als natürliche Grenze zwischen Kelten und Germanen, welche aber einzelne

altissimo, qui est inter Sequanos et Helvetios; tertia lacu Lemanno et flumine Rhodano, qui provinciam nostram ab Helvetiis dividit."

[1]) vgl. die Anm. 1 der vorigen Seite.

Uebergriffe je nach den beiderseitigen Machtverhältnissen nicht ausschloſs. Zum Beweise dessen führt Caesar gallische Colonien an, welche erobernd vom Westen her in Deutschland eingebrochen seien. Tacitus stimmt zu, indem er richtig betont, daſs für ein kräftiges Volk die Ueberschreitung eines Flusses kein ernstliches Hinderniſs bilde; die Nachricht über die rechtsrheinischen Sitze der Helvetier wird mit igitur eingeführt, also deutlich als Parallele zu der Cäsarischen Nachricht über die Tectosagen gekennzeichnet. Wir würden nach dieser Parallele die Helvetier in Süddeutschland als erobernde Colonisten zu fassen haben, welche von den späteren alleinigen Sitzen der Helvetier aus den Rhein überschritten hätten. Daſs dies in der That Tacitus Ansicht ist, die freilich in keinem Fall für eine Theorie über die Ursitze von entscheidender Bedeutung sein könnte, geht aus den weiteren in demselben und dem folgenden Capitel angeführten Grenzverschiebungen deutlich hervor; von den Treverern und Nerviern an handelt es sich um deutsche Stämme, welche von der andern Seite her den Rhein überschritten haben.“

Auch wenn die Auffassung der Taciteischen Stelle, wie ich sie im Vorhergehenden dargelegt habe, unter den Kundigen allgemeine Zustimmung finden sollte, so würde es mir natürlich fern liegen zu meinen daſs etwa damit die augenscheinlich sehr complicirten Fragen, welche hier in Betracht kommen, erledigt wären. Kaspar Zeuss, Die Deutschen p. 171 f. 222 ff., ist, insonderheit auf Grund von Germ. 28, der Ansicht daſs die Helvetier die Wohnsitze, die sie zu Caesars Zeit inne hatten, erst vom diesseitigen Rheinufer aus besetzt haben. Karl Müllenhoffs groſses Werk mit der Genauigkeit, die es verlangt, zu lesen habe ich bisher keine Zeit gefunden, — im Allgemeinen liegt es meinen Studien ferner; soviel ich sehe, behandelt Mül-

lenhoff die Frage nicht ohne leisen Zweifel : vgl. DA. II, 268 f. 278 o. cf. 293 f. Victor Hehn, dem das übliche Vertrauen zum hohen Alter der Schweizer Pfahlbauten fehlt, vermuthet ([4] 463 uf., o. p. 92; vgl. [4] 483), „dafs die Bewohner auch derjenigen Schweizer Pfahlbauten, die bisher nur Steingeräth, dabei aber Beschäftigung mit Ackerbau ergeben haben, keltischen und speciell helvetischen Stammes“ gewesen seien, — eine Auffassung die um so gröfsere Beachtung beanspruchen darf, als die sich daran schliefsende Vermuthung, dafs die Bewohner „der Pfahldörfer in der Emilia Umbrer“ gewesen seien, nach Wolfgang Helbigs (Die Italiker, vgl. bes. auch p. 99 M.) Untersuchungen das Richtige zu treffen oder dem Richtigen doch sehr nah zu kommen scheint. — Wie dem aber auch sei : in jedem Falle bleibt es unerfindlich, inwiefern Germ. 28 zeigen könnte, dafs tausend und mehr Jahre vor Tacitus westlich von Raetien, etwa zwischen Rhein Rhone und dem Jura, keine keltischen Stämme gesessen haben. —

123. „Uebrigens brauchen die Vertheidiger des europäischen Ursprungs der Indogermanen nicht die Hoffnung aufzugeben, den Verf. noch in ihren Reihen zu erblicken. Denn hatte er 1885 sich in dieser Frage *noch für Asien erwärmt (vgl. sein Dyâus Asura, Halle 1885, S. XII f.), so ist ihm heute in derselben Baktrien und das Hochplateau von Pamir *gleichwerthig mit Deutschland oder Skandinavien oder Nordamerika (S. 23). *Ja, er hält es S. 34, Sp. 17 ff. wenigstens für möglich, dafs die Kelten „von den ältesten Zeiten an“ in den Schweizer Pfahlbauten gesessen hätten.“

Die „Hoffnung“, mich „noch“ in derselben „Reihe zu erblicken“, in der er steht, habe ich, so schmeichelhaft sie mir natürlich sein mufs, dem „Ref.“ zu meinem Bedauern nicht lassen können, — vgl. oben bes. das 14. Capitel, p. 301 ff. Die „Erwärmung noch für Asien“ s. oben p. 313. Auf „S. 23“ heifst es gegen den Schlufs einer Herzählung verschiedener Ansätze und Probleme : „ob diese „Urheimath“ innerhalb desjenigen Gebietes, welches in historischer Zeit

indogermanischen Stämmen angehört hat, belegen war oder nicht, — ob sie in Bactrien oder Deutschland, in Skandinavien oder auf dem Hochplateau von Pamir *oder etwa in Nord-Amerika gesucht werden müsse, *wohin schon vor dem Zeitpunkte, da die Indogermanen Amerikas denjenigen Europas an Zahl überlegen sein werden, die *dortigen Kupferfunde[1] einen findigen Dilettanten führen könnten: — diese und ähnliche Probleme werden wir wenigstens zunächst — und manche unter ihnen vielleicht auch fernerhin — unberücksichtigt lassen dürfen“, etc. Zur zugehörigen Anmerkung[1] vgl. o. p. 327. Eine solche Herzählung scheint in der Sprache des „Ref.“ Gleichwerthigkeit zu involviren. — „Von den ältesten Zeiten an“, s. die citirte Seite; natürlich nicht des Bestehens keltischer oder arischer Stämme. — Im Uebrigen halte ich es weder für die Aufgabe des Gelehrten nicht weiter zu denken, noch auch sich eines Besseren nicht belehren zu lassen; nur mufs dieses anders aussehen als die, wie es Dr. S. „scheint, sicheren und wohl begründeten Punkte“ vgl. o. p. 308, und Aehnliches mehr.

124. „In der Vorrede spricht der Verf. warme Worte der *Anerkennung dem Meister der Sanskritforschung O. Böhtlingk, dem die Schrift gewidmet ist, aus, *um sodann die Palme des Friedens in das Schwert des Krieges gegen den Ref., namentlich gegen sein vor fünf Jahren erschienenes Buch „Sprachvergleichung und Urgeschichte“ zu verwandeln.“

Vgl. dazu o. p. 312 f. — Auch hier ist die Sachlage verschoben; meine Beurtheilung der Gesammtleistung Dr. Ss auf dem Gebiet des arischen Alterthums und die dazu gegebenen Beispiele s. o. p. 314 f. Natürlich ist es mir ebensowenig eingefallen, Otto Böhtlingk meine Anerkennung auszusprechen, als ich Palmen des Friedens in Schwerter des Krieges zu verwandeln verstehe. — H. Schweizer-Sidler giebt die Situation (Wochenschr. f. Klass. Phil. 1888, N. 27, Sp. 833) einfach so wieder: „Es liegt uns hier eine Gratulationsschrift vor, welche die [Philosophische Facultät der] Universität Giefsen dem hervorragenden russischen Akademiker Böhtlingk widmet, der 50 Jahre vorher von ihr den Doktorgrad gewonnen hatte. Der Verf. . . . rechtfertigt zunächst die Wahl seines

Themas, da ja doch in der That Böhtlingks Studien und litterarische Werke nicht so weit von diesem Thema abstehen, als es auf den ersten Blick scheinen möchte. Er weist dann auf die Forscher, namentlich Victor Hehn, welche ihm als Vorgänger erscheinen, hin, während er die neueren umfassenden Arbeiten von Schrader, welche mit wenigen Ausnahmen von verschiedenen Seiten laut begrüſst worden sind, recht abschätzig beurtheilt.“

125. Was weiter folgt, ist Polemik des „Ref.“ gegen dieses Urtheil. — Was ist nun ein „Ref.“[-erat?] in Dr. Ss Art?

Keine Darlegung des Inhalts der ge-ref.-ten Schrift. Im Allgemeinen Miſsbilligung, absprecherisches Behaupten, in der Sprache des „Ref.“ „bescheidener Zweifel“ geheiſsen, vgl. o. p. 326 ff. 315. 317 f. Im Besonderen I. Characterisirung der ge-ref.-ten Darstellung durch Ausdrücke, denen der übliche Sprachgebrauch einen abweichenden Sinn gegeben hat : vgl. „Groſsmuth“ o. p. 317. „gleichwerthig“ 333 f., II. Worte der ge-ref.-ten Schrift zwischen Anführungszeichen und in einem Sinn, der ihnen im ursprünglichen Zusammenhang fremd war, nebst mäſsiger Entrüstung über die Zurückgebliebenheit des „Verf.'s“ oben p. 324 ff., III. unrichtige Wiedergabe mit der Bemerkung, die Erörterung biete dem Verständniſs des „Ref.“ kaum überwindbare Schwierigkeiten o. p. 323, IV. unwahrscheinliche Anfrage, als ernstlicher Einwand vorgetragen 327 ff., V. ungegründete Hoffnung 333, Folgerung aus „hingeworfenem Satze“ 317 f. etc. — Danach bedarf es kaum der Erwähnung, daſs der „Ref.“ es nicht für nöthig gehalten hat, seine Leser darüber zu orientiren daſs der böse „Verf.“ — natürlich, wie aus dem Abgedruckten schon erhellt, ein Ignorant erster Güte (vgl. ferner das „voll von (so) Ueberhebung und Oberflächlichkeit“ u. § 128) — der ganzen Leistung und „Methode“ des „Ref.“ auf diesem Gebiet entgegengetreten ist, und eine Auseinandersetzung in gröſserem Zusammenhang versprochen hat. —

126. „Der Verf. *bemängelt in der *ihm eigenen hochmüthigen Weise (so) (vgl. S. V) zunächst den Satz dieses Buches *S. 409*: „dafs es den Indogermanen auch an Wunden und Krankheiten nicht gefehlt hat, *lehren Gleichungen wie" etc., offenbar als selbstverständlich. *Hätte der Verf. nun jenes Buch aufmerksamer gelesen, so würde er wissen (so), dafs deutsche Gelehrte *in der That phantasievoll genug (so) waren, dem indogermanischen Paradiese Krankheiten abzusprechen (vgl. *S. 31*, *S. 86*). Des Ref. Satz bezog sich *also auf derartige, von ihm mitgetheilte Annahmen und war *also (so) keineswegs (so) selbstverständlich, wenigstens weniger (so) selbstverständlich *als etwa die Belehrung des Verf.'s (S. 3), dafs das Gepäck der wandernden Indogermanen leichter gewesen sei, als es „bei unseren Culturzuständen sein würde" oder (ebenda), dafs die Indogermanen noch nicht „den grofsartigen Apparat" einer Centralverwaltung gehabt hätten, oder (S. 28) dafs die Ost- und Westindogermanen nicht „wie auf Commando kehrt gemacht und dann die einen nach rechts, die anderen nach links abgeschwenkt wären" *und andere loci communes, quos enumerare longum."

Mit seiner Entdeckung der schier endlosen Reihe von Trivialitäten auf meinen ca. 40 Seiten hat mir der „Ref." zu viel Vergnügen gemacht, als dafs ich ihn in der Entdeckerfreude stören sollte; eine von ihnen s. oben p. 317. — Dafs ich „nun jenes Buch" aufmerksam „gelesen" habe — es war ein hartes Stück —, wird der „Ref." jetzt schwerlich bezweifeln; nur habe ich nicht geglaubt, dafs der „Ref." meinte und meine mit jener etymologischen Darlegung der Wissenschaft einen Dienst gethan zu haben, und bitte ihn für meinen, wie es scheint, unausrottbaren Optimismus um Entschuldigung. Seine „Gleichungen wie" würden für die Urzeit nicht mehr beweisen als Wunden, Vomiren, Husten und Hautausschlag; „u. A." beweist nichts: ja, wenn das Alles ist, so sind die Sanitätsverhältnisse der Urzeit wirklich paradiesisch gewesen. Der „Ref." ist sich dessen augenscheinlich nicht bewufst, dafs es sich hier um eine Wandlung der Gesammtanschauung handelt die, für die alt-arischen Verhältnisse insonderheit von Victor Hehn durchgeführt, auch auf ihn eingewirkt hat: in Wirklichkeit steht die Sache so, dafs wir ungeachtet der

geringen Anzahl gemein-arischer Krankheitsbezeichnungen auch in dieser Beziehung ans arische Paradies nicht mehr glauben. Eher würden wir geneigt sein zu fragen, woher es wohl kommen mag dafs so wenig gemeinsame Namen für Krankheiten (vgl. dazu Fick, Spracheinheit p. 285) nachgewiesen sind; und da liefse sich etwa daran denken, dafs die ältere Ueberlieferung, wo sie nicht aus Gebeten und insonderheit Beschwörungsformeln besteht, zur Herzählung oder Nennung verschiedener Krankheiten ihrer ganzen Art und Richtung nach nicht viel Gelegenheit hat; oder dafs eine umfangreiche Terminologie auf diesem Gebiet wesentlich medicinischen Ursprungs ist — auch Zaubersprüche sind ja „Medicin"; und wenn in unserer Zeit die medicinische Terminologie in weite Kreise dringt, so geht das wohl in erster Linie auf die moderne Ueberfluthung durch Zeitungen Zeitschriften etc. zurück: sonst läfst man sich, solange die Krankheit den Sinnen Dritter weniger merklich ist, lange an allgemeineren Ausdrücken genügen, localisirt wohl auch: Hals-„weh", Brustschmerz etc. Auch mag es in Zeiten, da schwächliche Kinder ausgesetzt und Sieche nicht oder übel gepflegt wurden, weniger kranke Menschen gegeben haben, als jetzt, wo der matt glimmende Funke sorglich gehütet wird. — Wäre Dr. S. nicht selbst darauf zurückgekommen, so hätte ich geglaubt den ersten Abschnitt seiner „Sprachvergleichung" — „Zur Geschichte der linguistischen Palaeontologie" heifst er ihn — bei Seite lassen zu dürfen. Der Entwickelung und dem Wandel der Anschauung auf einem bestimmten Gebiete nachzugehen, gehört auch insofern zu den delicatesten Aufgaben der Geschichtswissenschaft, als die Gesammtanschauung, die die Auffassung der Verhältnisse des umgrenzten Gebietes beeinflufst und bestimmt, nicht auf ihm erwächst, sondern das Product der ganzen Kulturentwickelung des Volkes,

ja der civilisirten Welt ist. Vom Historiker einer gegebenen Entwickelungsreihe werden wir nicht verlangen dafs er, weit über sein Gebiet hinausgreifend, auch die Entstehung der Gesammtanschauung darstellt; wir dürfen aber erwarten, dafs er sich dessen bewufst ist wo und wann eine bestimmte mafsgebende Anschauung innerhalb jener Entwickelung Geltung zu gewinnen beginnt, Geltung gewonnen hat: das ist „geschichtliche Auffassung". Die schwindende Anschauung ist nicht todt, wenn sie von der Oberfläche verschwunden ist; noch lange wurzelt sie in der unbewufsten Tiefe des Geistes, und spriefst in immer neuen Formen empor. Im Einzelnen ist ihr nicht beizukommen, das Gebiet mufs im Grofsen und Ganzen von der neuen Anschauung durchdrungen werden, — und auch dann bleibt jene an vergessenen Orten haften. So reicht die Vorstellung vom Paradiese, vom goldenen Zeitalter weit in unsere Zeit hinein; und die alte Sucht, die Erzählungen der Bibel wissenschaftlich zu beweisen, wird sie wohl noch auf längere Zeit hinaus nicht zur Ruhe kommen lassen, obgleich ja nach dem ersten Buch Moses zwischen dem Paradiese und der Geschichte unseres Geschlechts eine unüberbrückbare Kluft liegt. Für die arische Alterthumswissenschaft ist es insonderheit Victor Hehn gewesen, der im grofsen Zusammenhang den Gedanken der Entwickelung, des allmählichen Werdens und Wachsens der Kultur und ihrer Uebertragung von einem Volk aufs andere — nach menschlichem Ermessen wohl endgültig — durchgesetzt hat. So wars schon im Jahr 1883 ein erstaunlich einfaches Vergnügen seinen „Blicken sich ein kleines Paradies entrollen" und, die eigne Weisheit froh daran ermessend, als „vielgeplagter Epigone" sich von einem „Gefühl des Neides beschleichen" zu lassen, wenn man eine Bemerkung Justis aus dem Jahr 1862 las, über die

der ausgezeichnete Gelehrte zwanzig Jahr später und dreizehn Jahr nach dem Erscheinen der „Kulturpflanzen" vielleicht gelächelt hätte, — mit historischer Darstellung hat derlei nichts zu thun[1]); E. Förstemann hat 1874 die Ergebnisse einer Arbeit veröffentlicht, deren Wurzeln um Jahrzehnte zurückliegen. Waren, wie Dr. S. sich geschmackvoll ausdrückt, diese Gelehrten „phantasievoll genug, dem indogermanischen Paradiese Krankheiten abzusprechen", die Dr. S. 1883 der Urzeit zusprach; so hat Dr. S. bei aller Phantasielosigkeit, die er für sich in Anspruch zu nehmen scheint, 1888 noch keine Ahnung davon, dafs man seinem etymologischen Beweis für ur-arische Krankheiten mit gutem Grunde die Ueberzeugung entnehmen dürfte, die Gesundheitsverhältnisse der alten Arier seien ideal gewesen. —

Noch ein Wort über „die mir eigene hochmüthige Weise". Diese — ich brauche nicht gern Worte wie „Insinuation"; will Dr. S. aber wissen, was man darunter gewöhnlich versteht (vgl. o. p. 294 ff. und u. § 128), so sehe er sich sich diese Wendung einmal genauer an, sie kommt dem wenigstens sehr nahe; diese — sagen wir beiläufige Wendung giebt dem harmlosen Leser etwa soviel zu verstehen als : achtet nicht auf den, der dünkt sich über alle Welt. Ich habe keinen Grund zur Annahme, dafs der „Ref." eine Abhandlung von mir mit einiger Genauigkeit und im Zusammenhang gelesen hat; und was er unter

[1]) Wenn wir jetzt arisch *bhere, *bherô gegenüber früherem *bharadhi, *bharâmi ansetzen, so läfst sich die Richtigkeit dieses Ansatzes ja auch nicht eigentlich beweisen, sondern aus der veränderten Auffassung der Sprachentwickelung heraus demonstriren; nur setzt sich diese auf einem Gebiet, das von einer ganzen Reihe von Gelehrten fort und fort emsig bearbeitet wird, sehr viel schneller durch. — Die „geschichtliche" Hohnlache, die Dr. S. aufschlägt, erinnert an jenen Trefflichen der alle Hochachtung vor Sokrates verlor, als er erfuhr, der Athener habe die trivale Wahrheit nicht gekannt, dafs sich die Erde um die Sonne dreht.

„Bescheidenheit“ versteht (vgl. o. p. 326 ff. 335), könnte dahin gedeutet werden, dafs Dr. S. die vorsichtige und etwas zögernde Formulirung wissenschaftlicher Ergebnisse, deren ich mich gern bediene — die Nöthigung, grau mitunter grau und schwarz schwarz zu nennen, wird damit freilich Niemandem erspart, — dafs er mit „der mir eigenen hochmüthigen Weise“ jene Art der Formulirung meint. Das Eine wie das Andere mag in gewissem Sinn als Entschuldigung gelten; doch wäre von einem academisch gebildeten Manne zu erwarten, dafs er nicht über Dinge abspricht die er nicht kennt, — und ebenso dafs, wenn er eine eigene Terminologie hat die zu den gröbsten Irrthümern führen kann, ihm dies nicht unbewufst bleibt.

127. „Sodann hält der Verf. den Ref. für „sklavisch abhängig“ von der Uebergangstheorie J. Schmidt's, weil er *S. 453 f.* von einem engeren Verhältnifs der Griechen und Arier in culturhistorischer Beziehung (Religion, Ackerbau, Waffennamen) spreche. Das sagt derselbe Verf., welcher S. 28 f. *selbst eine nähere Verwandtschaft zwischen Slaven und Indo-Iraniern annimmt“ —

Freilich „sagt das derselbe Verf.“; vgl. dazu oben das 9. Capitel, p. 114 ff., das 4., p. 50 ff., und p. 218 f. dieser Schrift.

— „und S. 14 und 30 die Annahme einer gräco-italischen Epoche auf die Geschichte der Aspiratä und auf die drei mythologischen Gleichungen *ἑστία* = Vesta, *Διώνη* = Diana (?) [so], **Ζᾱν-* = Janus (??) [so] gründet.“

Darunter versteht unser — wie wir bald aus seiner Feder erfahren werden — unfertiger aber werdender Culturforscher, dafs ich bei der durch die Richtung der griechischen und italischen Einwanderung gegebenen Vermuthung, Griechen und Italiker seien einander in Mitteleuropa einst benachbart gewesen, einiges Gewicht darauf gelegt habe, dafs sie allein unter den grofsen alt-arischen Völkercomplexen die arische Media aspirata zur entsprechenden

Tenuis aspirata verschoben haben und, von den (weit entfernten) Indern abgesehen, die einzigen gewesen sind, welche die Aspiration jener Laute überhaupt bewahrten (vgl. dazu oben p. 59 ff.); — daß mir unter diesem Gesichtspunkt die übrigen Zusammenklänge beider Sprachen erhöhte Bedeutung zu erhalten schienen; daß ich bei jener Wanderrichtung und diesen Verhältnissen der Sprache darauf hinweisen zu dürfen glaubte, daß neben der augenfälligen Uebereinstimmung von Vesta-*Ἑστία* auch andere kultische Zusammenklänge, wie Diâna-*Διώνη*, Jânus-*Ζᾶν*- „zum Mindesten ernster Erwägung werth seien und sich keinesfalls gleichsam mit einer Handbewegung abthun“ lassen: — die Formulirung der Vermuthung uralter engerer Beziehungen zwischen Hellenen und Italikern und der Erwägungen, die mir dahin zu führen schienen, bitte ich den Leser in m. „Beiträgen“, besonders auch auf p. 37 f. vgl. dazu o. p. 326 f., nachzusehen.

„Einen dritten Punct, welcher die ursprüngliche Bedeutung von Gleichungen wie pons-*πάτος*-pánthan betrifft, kann Ref. hier nicht zum Austrag bringen.“

128. „*Sehr stark ist endlich, wenn der Verf., *um dem Ref. Widersprüche nachzuweisen, ihn die *Urheimath der Indogermanen in die Schweizer Pfahlbauten verlegen läßt, *noch dazu mit der Insinuation, er habe *lediglich W. Helbig *mißverstanden. Des Ref. Ansicht in dieser Frage *steht *S. 454* seines Buches. Daß sie *klar ausgedrückt ist, beweist die wissenschaftliche Discussion, die sich an seine Ausführungen angeknüpft hat. *Mißverstehen kann ihn *nur, wer *die zwei Sätze: „Die Cultur der Pfahlbauten *vergleicht sich in vieler Beziehung mit der der Indogermanen“ *und „die *Heimath der Indogermanen *lag in den Pfahlbauten“ *logisch nicht von einander zu trennen vermag.“

S. oben das 13. Capitel, p. 281 ff.

„Auf dem großen und schwierigen Gebiet, welches der Ref. *bearbeitet (so), ist er *für jede Belehrung dankbar; denn er wird sich stets zu den „*werdenden“, nicht zu den „*fertigen“[1])

[1]) Das würde auch grade noch fehlen. — Darf man annehmen,

rechnen. *Aber Angriffe wie diesen, voll von Ueberhebung und Oberflächlichkeit, glaubt er *gelegentlich auch einmal zurückweisen zu sollen.“

Bravo, Löwe! gut gebrüllt.

dafs der zwischen Anführungszeichen „werdende“, nicht „fertige“ Ref. — von dessen „Werden“ seit 1883 ich keine irgend deutlicheren Spuren gefunden habe — eine Bedeutung hat, so wüfste ich nur die Vermuthung zu wagen, dem „Ref.“ sei dabei eine Reminiscenz aus dem „Vorspiel auf dem Theater“ durch den Kopf gegangen. Sollte damit beginnendes „Werden“ in beginnender Selbstkritik discret angedeutet sein?

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Alphabetisches Register[1].

A.

Ablaut 247 und A.
lat. aes 91. 93. 98, *s.* ayas.
W. ag 165 ff.
ir. ag 165 ff. **167**.
ἀγκοίνη 275.
ἀγκύλος 274.
skr. aja, ajâ 165 ff. 293.
W. aig 165 ff.
skr. ajina 175 f.
αἴξ 165 ff. 293.
lett. aita 170.
armen. aits 165 ff.
got. aiz *s.* ayas, aes.
skr. açan, açani, açman 100.
skr. açva 171. 176. 183. 293.
skr. açvatara 41, *s.* Maulthier.
Albanesen 53. 62 f. 65 ff., *s.* Kulturvermittelung.
got. alêv 235 f.
Alybe **14**. 16. 28. **37 ff.** 77 f. 89. **103 ff.** 109. (277 f.), *s.* Kulturvermittelung.
neupers. âmâj 193.
ἀμιναῖον, Ἀμιναία 267.
ἄμπελος 274.
lat. anquina 275.
Apollo 122.
osk. arageto- 25.
W. arg 17. 20.
Arganthonios 23 f. 25 f.
Argantomagus 25.
ir. argat, *britann.* : *breton.* argant, *corn.* argans, *cymr.* ariant 22. **25**. 28. (35.) 109 ff. 114.
Argentinus 26 A. 1.
Argentodubrum 25.
Argentomagus 22.
Argentoratum 22. 25.
Argentovaria 25.
lat. argentum **15 ff.** 20 f. **25 f.** 28. 41. 79. 81. **89 f.** 103 f. 106 f. **109 ff.** 292.
*argn̥to- 17 ff. 25 f. **78**. 88 ff. **109 ff.**
ἄργυρος **16 ff.** 21 f. 28. 40. 90. 103 f. 106 f. **109 ff.** 142.
cymr. ariant *s.* argat.
skr. arjuna 19. 27. 79 f.
Armenien *s.* Alybe.
Armenier 53. 62 f. 65 ff., *s.* Kulturvermittelung.
westar. ἀρόω 199 A. 2. **206 f.** 213.
Artemis 122.
armen. artsath **15 f.** (17 A.) 28. 89. **103 f.** 106 f. **109 ff.** 114. 292.
ἄρουρα **120 f.** 141. 187. 199 A. 2.
ἄσημος 14. 103.
ἄτρακτος 142. **253 f.**
lit. auksas **7 f.** (27.) 37. 72. 82. 137. 292.
αὐλάχα 122.

[1]) Die Ziffern geben die Seitenzahl; hervorhebender Druck bezeichnet die Hauptstellen. Die Reihenfolge ist die des lateinischen Alphabets, nur stehen C (Ç) und X unter K, gr. *Y*, *OY* unter U.

lat. aurum, *ital.* ausom **4 ff.** 27. 72. 82. 108. 137. 292.
preufs. ausis *s.* auksas.
lat. avena 221.
skr. avi 293.
lat. avilla 165.
lit. aviža 221.
lett. aws 170.
av. ayaṅh 91. 94 ff.
ayas, *arisch,* 75. 82. **91.** 93. **96 ff.** 105. 108. 111 f. 114; *skr.*, 30 ff.
av. azî 168.
slav. azĭno 175 f.

B.

Bast 244 ff. 252.
Beil 93.
skr. bhûrja 306.
biegen 168 A. 2.
Birke 306.
βοεύς 163.
Bohne 224. 228.
ir. boc, bocc 169 A.
Bock 165. 168.
Brünne 93.
skr. bukka 169 A.
βουκολέοντο 164.
armen. buts 165. 168.
av. bûza, buzya 165. 168.

C, Ç *s.* K.

D.

cymr. danad, danadl 244 f.
skr. dhânâḥ 188. 190. 194.
alban. δi 165 ff.
lit. dirva 194.
Doppelformen, ur-arische, 66. 67 A. 72 f. 166. (168 A. 2. 169.)
drechseln 254.
dak. δύν 244 f.
lit. dũna *s.* dhânâḥ.
cymr. dynad 244 f.
skr. dûrvâ 194.

E.

W. skr. êj 165 f.
Eis 304 f.
Eisen, in Italien und Griechenland 48 ff.; — *s.* aes, ayas.
ἐκτέμνω „verschneiden" 125.
ἐλαίη, ἔλαιον 235 f. 239. 274 A.
ἡμίονος 40 f. 87 f. 226 f. A.
lat. equus *s.* açva.
Erbse 223. 227 f.
av. erezata 15. 28. 79 f. 89. **103 f.** 106 f. **109 ff.**
Esel 40 f. 87. 171. 178 ff. 306.
skr. êta, êtâ, êtaça 171.
ἐθρίς 125 f. 141.
ἔτος 119 und A. 1.
ἦτριον 256.
εὐλάκα 121 ff. 187.
Εὐλάκεια 122.

F.

Falernus 267 A.
Flachs *s.* Lein.

G.

Γαισάτοι 93.
lit. geležis 82.
lit. geltas 73 ff.
gêr 93.
Gerste 189 ff. 221 A. 1. 228.
W. ghel 72 ff.
armen. gini 41. 258 und A. **) 261. 272. 280.
phryg. *γλουρός* 73. 76.
skr. gô 163 f.
got. gulth **10.** 13 f. 27. **73 ff.** 107 f. 292.

H.

Haber 221 und A. 1. 228.
Habergeifs 168 A. 1.
av. hahya 193 f.
Halys 38 f.

hamar 91.
Hanf 224 f. 227 f.
skr. harita 19. 27. 72 ff.
skr. hâṭaka 19. 27 und A. 73 ff.
armen. haths 193 f.
av. hazaṅra 143.
Helvetier 301. 326 f. und A. **329 ff.**
Herbst 305.
skr. hiraṇya 3. 19. 27. **72 ff.** 82. 107 f. 292.
Hirse 220. 221 A. 1. 228.
Hissarlik 48.
lat. hordeum 189 ff.
Hund 171 f.

I, J.

lat. î = *gr.* οι 275.
Jahreszeiten 304 f.
Jantumarus 25.
ir. îarn 91. (93. 100).
ἵημι 194.
Jentumarus 25.
Illyrier, Illyrio-armenier 53. 62 f. 65 ff., *s.* Kulturvermittelung.
ἱμαλιά 187 A.
ἱπποβουκόλος 164.
ἰτέα 279.
ἴθρις 125 f.
av. *iza 168. 173.
av. izaêna 175 f.

K, C, Ç, X, *gr.* *X*.

skr. kâlâyasa 32.
Kalb 164.
maked. κάλιθος 258 A.*) 267 A.
Kamel 178 ff. 306.
skr. çamî 68.
skr. çaṇa 225.
lat. caper, capra 168 A. 1.
κάπρος 168 A. 1.
skr. çarad 305.
W. ostar. karsh 206.
av. karsha 124. 140.
skr. kârshman 124.
skr. karshû 124. 140. 187.
thrak. κῆμος 68.
skr. châga, chagala 165.
χάλις 258 A.*) 261. 267 A.
χάλκεος 95.
χαλκός 50. 82. 101 f.
Χάλυβες 37 f. 252.
χάλυψ 38. 42 f.
χέλλιοι, χίλιοι 143.
χρυσός **3.** (21.) 28. 37. **77.** 137.
lat. cicer 223 f.
Kleinasien, Nordküste von, 86 f., *s.* Alybe.
Korn 187.
thrak. Κότυς 67.
κριθή 189 ff.
skr. kṛshṇâyasa 32.
Kulturvermittelung, phrygisch-thrakisch-illyrische, **51 A.** 71 f. 83 ff. **88 ff.** 104. **109 ff.** 114. 142. 191 ff. 212 ff. **251 f.** 267. **276 ff.** 280 f., *s.* Alybe; — skythische, 71. **73 f.** 79 f. **86 ff.** 110. 113 f. 208 f. 212 f.
phryg. kunes „Hunde" 67.
skr. çyâma 31 ff.
Cypern, Ausgrabungen auf, 47 f.

L.

λαῖον 187.
lat. lana 169.
skr. lavi, lavaka, lavâṇaka 187.
Lein 221 und A. 1. 227 f. **231 ff.** 250.
got. lein 232. (234.)
Leine 239. 246.
ir. léine 232 f. 240 ff. 246.
bret. lenad *s.* linad.
ir. léne *s.* léine.
W. li- lin- (len-) 239. 242. 246.
corn. bret. lien, *cymr.* llïain 240.
ir. lín 232. 240. 242. 246.
corn. bret. lin, *cymr.* llin 240.

bret. linad, linaden, *corn.* linhaden, linaz 244 f.
lit. linas 232. (234.)
Linde 234. 238. 242. 244. 246.
lat. linea 246.
corn. linhaden 244 f.
λίνον 232 und A. 1. 233 f. 241 f. 244 ff. 250 ff ; *hom.* 234. 243 f. A. 250 und A. 1.
λινοθώρηξ 252.
Linse 224. 228.
lat. linteus 232. 234. 236 ff. 241 f. 244. 246.
slav. lĭnŭ 232. (234.)
lat. linum 232 und A. 1. 234. 236 ff. 241 f. 246. 250 ff.
cymr. llïain 240.
cymr. llin 240.
skr. lôha 32 f. 75 f. 82. 108.
skr. lôhita 31. 75.
Lykeia, Lykeios 122.

M.

skr. manâ 85.
μάνδρα, *skr.* mandira 199 A. 2.
Massalia 24. 26 und A. 2.
lat. mateola 193.
pârsî mâtk 193.
armen. matš 193.
skr. matya 193.
Maulthier 40 f. 86 f. 171. 225 ff. A.
μῆλα 164.
Metalle, ihre Bezeichnung 19. 36 f. 77. 80. 101. 103; individuell zu behandeln (28 f.) 35 ff. 40. 43; die Funde und deren Tragweite 12 f. 22. **44 ff.**
μόρον μῶρον, *lat.* morum 234.
Mykenae 48.
μυχλός 226 A.
lat. mulus 226 A.

N.

nähen 254 f.
ir. nenaid, nentóc 245.
νέω, *lat.* neo 254 f.
Nessel 244 ff. 246 A. 252.
Netz 243 f. A. 246 und A.
skr. nishṭarkya 254.

O. (*gr.* *OY* *s.* U.)

οἴνη 274 A.
οἶνος 41. 257 ff. 264. (266.) 272 ff. 277 ff.
Οἰνωτρία 275.
lat. oleum, oliva 235. 236 und A.
ὄλυρα 121. 194.
ir. ór 6. (27.) 72.
ὀρεύς *s.* οὐρεύς.
ὄροφος 274.
ὄρυζα 192.
ar. lat. ovis 165. 169. 293.
slav. ovĭsŭ 221.
lit. ožys 165 ff.

P, Φ.

Panzer 93.
Päoner 91. 249. 251.
gall. πεμπέδουλα 245 A.
Πευκετία 267.
Pfahlbauten **90 ff.** 294 ff. 333; oberitalienische 4. 12 f. 22. **45 ff.** 228. 248. (251.) 257. 259. 264. **266 ff.** 273. 280 f. **295 ff.**; schweizerische 144 f. 177 f. 227 ff. 248. 255. 281 ff. **292 ff.**
Pferd 171 f. 176 ff. 179. 183 ff. 286 A.
φεύγω 168 A. 2.
Phryger 53. 62 f. 65 ff., *s.* Kulturvermittelung.
lat. pisum 223.
gall. pompedulon 245 A.
Pontische Küste Kleinasiens 86 f., *s.* Alybe.
dak. propedula, προποδιλά 245 A.
slav. pyro 220.
πυρός 220.

Q.

av. qaêna 95 f.

R.

skr. rajas 19.
skr. rajata **15**. 19. 27 f. 40 f. 79 ff. 89. **103 f.** 106 f. **109 ff.** 114. 142. 292.
av. raocahin 95.
ῥάπυς 224 und A. 2.
Rebe 274.
Reis 192.
Rind **163 f.** 170 ff. 177.
Roggen 220. 221 A. 1. 228.
Rofs *s.* Pferd.
Rübe 224. 227 f.
slav. (*lit.*) ruda 75 f. 82. 108. 114.

S.

skr. sahasra 143.
sahs 91.
skr. samitâ, sâmita 187 A.
skr. saṃvatsara 119 und A. 1.
Sardes 67.
lyd. σάρδιν 67.
av. saredha 67. 305.
skr. sasa, sasya 193 f.
Schaf 164 f. 169 ff. 172 ff.
Schmied 3. 98.
Schnee 304 f.
Schwein 171.
W. sê 194.
lett. selts 10. 75.
neupers. sêm, sîm 14. 103.
Σεμέλη 67 A.
σεμίδαλις 187 A.
W. skr. si 194.
Σίδη, Σιδήνη 42.
σιδήρεος 95.
σίδηρος 41 ff. 49 f. 101 f.
Silber 44 ff.
got. silubr **14**. 28. (77 f.)
lat. simila 187 A.
preufs. siraplis **14**. 28.
slav. sĭrebro **14**. 28.
armen. sisern 223 f.
ir. snáthe 254 f.
slav. sobaka 113.
Spanien *s.* Tartessos.
Spelt 220. 221 A. 1. 222 und A. 1. 228 f.
Spinnen 253 ff.
Steinwaffen *s.* Waffen.
skr. sthavi 256.
sûs 171.

T, Θ.

W. skr. tark 254.
skr. tarku 142. **253 f.**
Tartessos 23 f. (35.)
τέλσον 124. 140. 187.
τέμνω (τάμνω) „verschneiden" 125.
Thraker 53. 62 f. 65 ff., *s.* Kulturvermittelung.
lat. torcular 274 f.
τραπέω 275.
skr. trapu 99.
Trennung, arische, 50 ff. 69 ff. 107 f. 114. 142 f. 204 ff.; *cf.* griechisch-italische, 261 ff. 271 f. 326 f. 340 f., und italo-keltische, 326 ff., „Urzeit".
τροπήιον 275.

U, *gr.* Υ, ΟΥ.

av. ubdaêna 255.
ὑιήν, ὑιόν 274 A.
ὑφαίνω 255.
ὑψερεφής 274.
οὐρεύς 225 ff. A., *s.* Maulthier.
skr. ûrṇâ 169.
skr. ûrṇavâbhi 255.
skr. urvarâ, *av.* urvara **120 f.** 141. 187. 194. 199 A. 2.
Urzeiten *s.* Trennung.

V, W.

av. W. vab 255.
skr. vadhri 125 f. 141.

Waffen, deren Namen, 93. 100. 142; steinerne, 91; bronzene, eiserne, 48 ff. 91 ff.
Wanderung, arische, *s.* Trennung; der Kulturbegriffe und -bezeichnungen, 134. 206 f., *s.* Kulturvermittelung.
skr. *W.* vap 194.
skr. varâhu 30.
skr. vartana, vartanî, vartulâ 255.
skr. vatsa 164.
Weben 255 f.
Weide 238. 279.
Wein 41. 227. 231. **257 ff.** (272 und A.) 274 und A.
Weizen 220. 221 und A. 1. 228.
lat. vellus 169.
skr. vêna 259 und A. 1. 273. **279.** 281.
illyr. Vescleves- 68.
W. vî 257. 259. 262. 279.
lat. viere 279.
lit. vilna 169.
lat. vimen 259. 274. 279.
lat. vinum 41. 237 ff. 257 ff. 264. 266. 272 ff. 279 281.
lat. vitis 237 ff. 257. 259. 273 ff. 279.
lat. vitulus 164.
slav. vlŭna 169.
*voino- 262. 274 f. 277 ff.
Wolle 164. 169 f. 173 ff.
skr. vrîhi 192.
skr. vṛka 121 ff. 187.
got. vulla 169.
skr. *W.* vyâ 274.

X *s.* K.

Y. (*gr.* *Y* *s.* U.)

av. yâ, yâis 96.
skr. yava, yavasa 121. **186 f.** 190 f. 194.

Z, Ž, *gr.* *Z.*

av. zairi 72. 95 f.
lit. zalatorius, zalatiti 75.
lit. žalias 73 ff.
av. zaranya 3. (10.) 27. **72 ff.** 95 f. 107. 113.
ζειά, ζείδωρος ἄρουρα 121. 187.
slav. zelenŭ 73 ff.
slav. železo 82.
lett. zelts 10. 75.
phryg. *ζέμελεν* 67 A.
slav. zerno 187.
udisch zido 42.
Ziege 164 ff. 172 ff.
thrak. *ζίλαι* 258 A.*) 267 A.
Zinn 98 f.
slav. zlato **10.** 13 f. 27. **73 ff.** 82. 107 f. 113 f.
slav. žlŭtŭ 73 ff.
Zwiebel 224. (228.)

Stellenverzeichniss.

Avesta.

Yasna 12, 3 — 96.
32, 7 — 95 f.
Yasht 10, 96. 132 — 95 f.
13, 3 — 95.
Vendidad 8, 23—5 — 175.

Griechisch.

Homer *B* 852 — 40.
857 — 14. 37. 40.
Υ 128 — 243 f. A.
221 — 164.
Ψ 147 — 125.
834 f. — 102.
Ω 210 — 243 f. A.
η 105 ff. 198 — 243 f. A.
λ 14 — 86.

Herodot 1, 162 ff. — 23 f.
215 f. — 86 u. A. (94.)
4, 17 ff. — 209.
28 — 87.
62 — 94.
71 — 86. 94.
129 — 87.
152 — 24.
5, 12 — 249. 251.
16 — 91.
7, 61 f. — 94.

Strabo 3, 2, 14, p. 151 C. — 23.
7, 4, 8, „ 312 „ — 125 A. 2.
11, 8, 6, p. 513 C. — 86.
12, 3, 12, „ 546 „ — 38.
16, „ 548 „ — 42.
19 f., „ 549 „ — 37.

Thukydides 5, 16 — 121 f.

Lateinisch.

Caesar, Bell. Gall. 1, 2 — 330.
5, 12 — 91.
6, 24 — 330 ff.

Plinius, Nat. Hist. 12, 5 — 92.
14, 88 — 275.

Tacitus, Germ. 28 — 326 f. **329 ff.**

Sanskrit.

Atharvaveda 9, 5, 4 — 32 f.
11, 3, 7 — 31 ff.
12, 5, 55 — 30.

Rigveda 1, 88, 5 — 30.
101, 4 — 164.
117, 21 — 122 f.
5, 33, 4 — 120.
62, 8 — 30.
8, 21, 3 — 120.
22, 6 — 122 f.

Vâjasanêyi-Saṃhitâ 18, 13 — 32.

Nirukta 5, 5 — 30 und A. 2.
6, 26 — 122.

Berichtigungen und Nachträge.

Zu p. IX, A. 1. Kurz vor der Vollendung des Druckes dieser Schrift kommt mir die „Zweite vollständig umgearbeitete und beträchtlich vermehrte Auflage“ der „Sprachvergleichung“ O Schraders zu Handen, so dafs ich deren Erscheinen eben noch nachtragen kann. Bei diesem Zusammentreffen und da die zweite Auflage, wie ich sehe, einige bedeutende Aenderungen enthält, glaube ich es nicht umgehen zu dürfen auch diese Auflage eingehender zu prüfen, und hoffe über das Ergebnifs der Prüfung demnächst berichten zu können.

Zu p. 51, Z. 4 v. o., und p. 68, Z. 10 v. o, bemerke ich, dafs zwischen dem Abschlufs der ersten und dem der letzten Theile dieser Schrift über ein halbes Jahr liegt.

Zu p. 197, Z. 13 f. v. o., trage ich nach, dafs Dr. Schrader Sprachvergl. *p. 450 u.* aufser auf *p. 75* und *357* auch auf *p. 184*, vgl. dazu das 9. Capitel dieser Schrift, p. 114 ff, verweist.

p. 222, A. 1, Z. 2 v. o., l. b a r r : Sprachvergl. *p. 490.*

Früher erschienen :

v. **Bradke**, Dyâus Asura, Ahura Mazdâ und die Asuras. Studien und Versuche auf dem Gebiete alt-indogermanischer Religionsgeschichte (XX u. 128 S.). 8⁰. Halle, M. Niemeyer. 1885. M. 3. 60

—, Beiträge zur Kenntniſs der vorhistorischen Entwickelung unseres Sprachstammes (VI u. 38 S.). 4⁰. Gieſsen, J. Ricker'sche Buchhandlung. 1888. M. 2. —

—, Über die arische Alterthumswissenschaft und die Eigenart unseres Sprachstammes. (52 S.) kl. 8⁰. Gieſsen, J. Ricker'sche Buchhandlung. 1888. M. 1. 20

Druck von Wilhelm Keller in Giefsen.

Kruis

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bradke, Peter <<von>>,

Über Methode und Ergebnisse der arischen (indogermanischen) Alterthumswissenschaft historisch-kritische Studien

Giessen 1890

L.rel. 6 p

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11646013-4